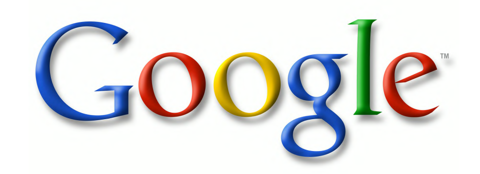
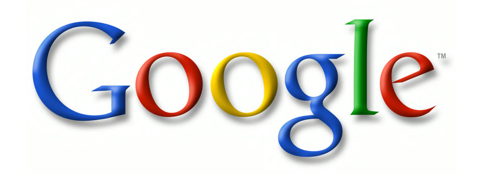
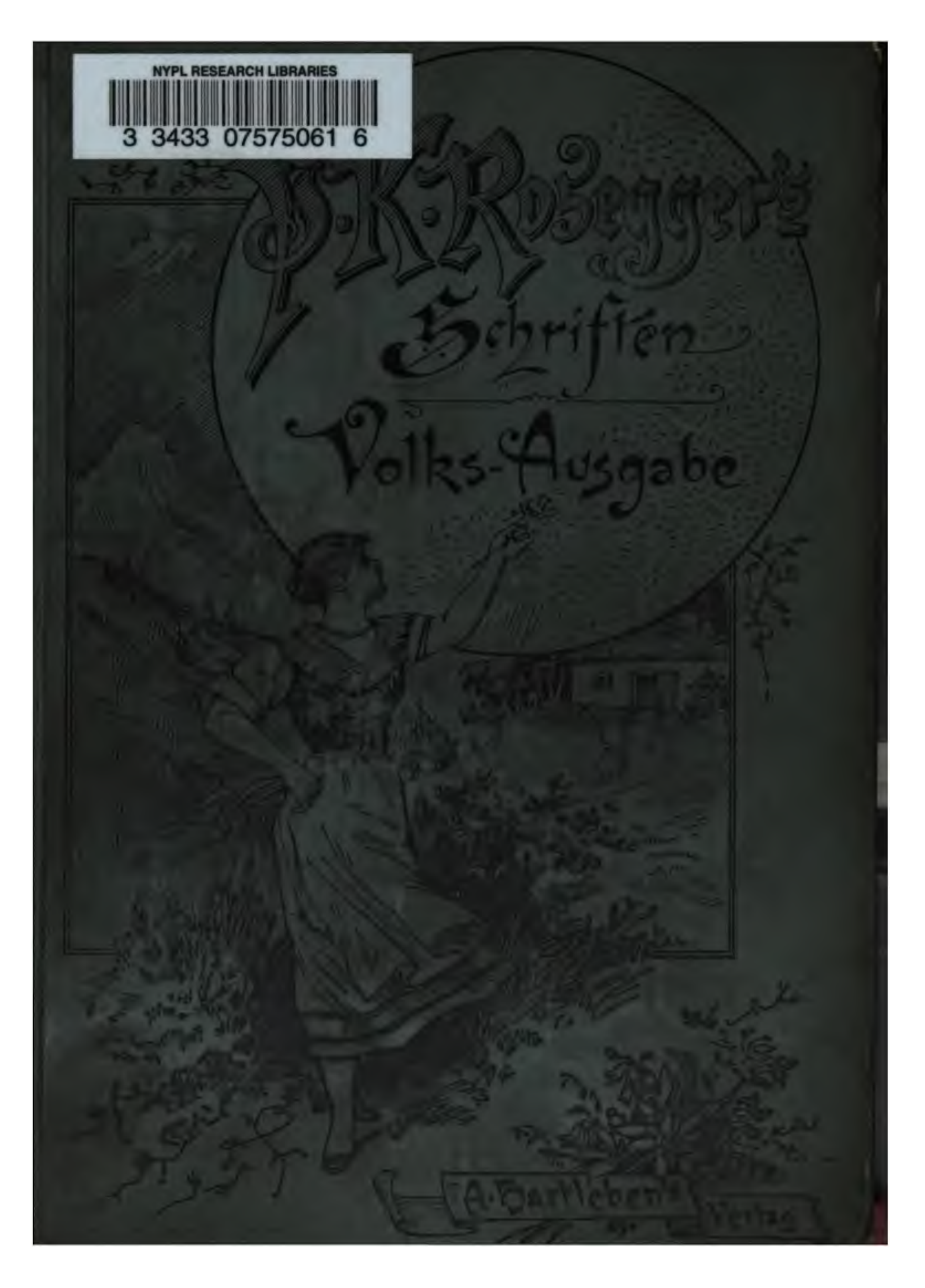
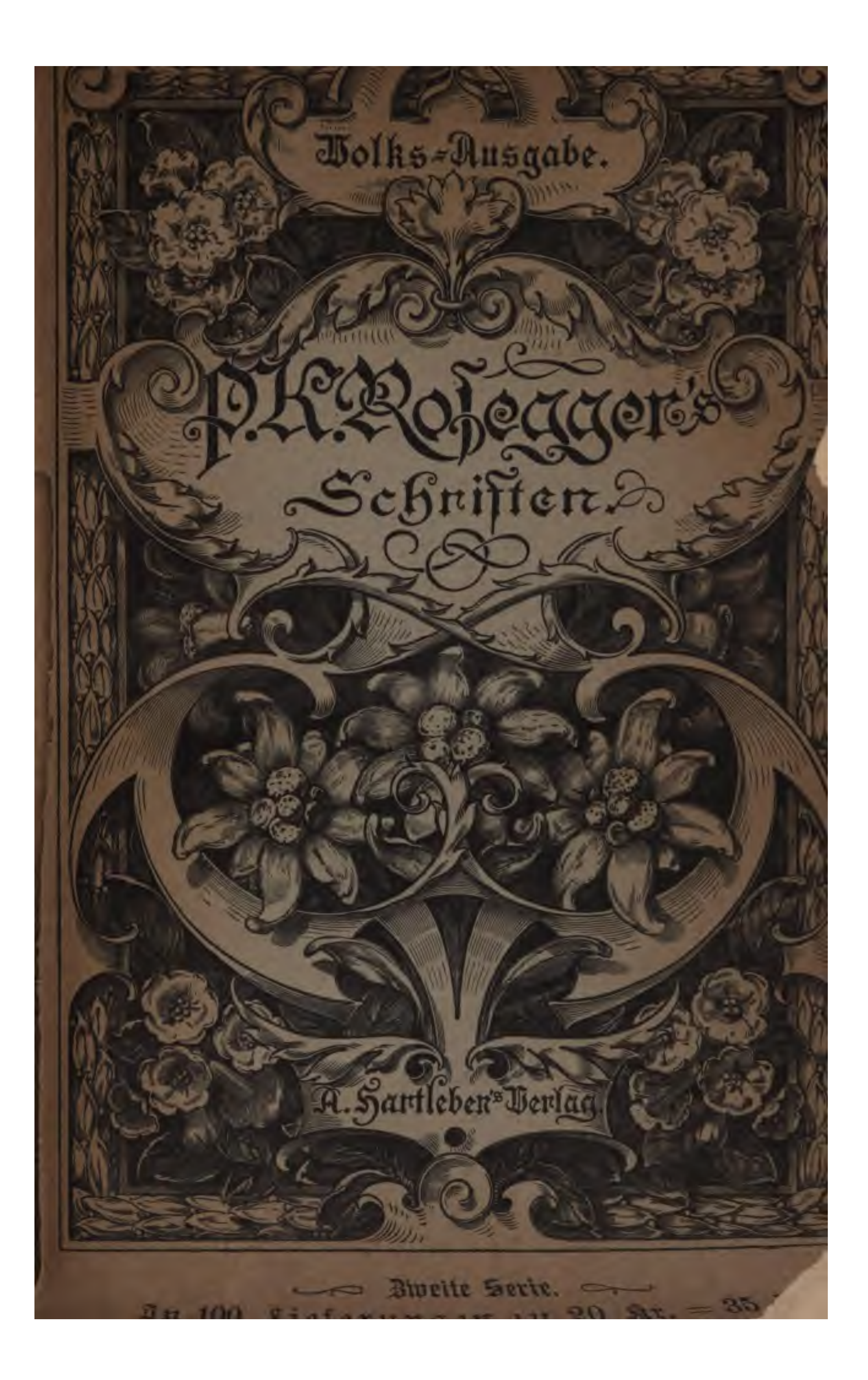





P. K. Rosegger's
Schriften
Volks-Ausgabe
A. Hartleben's Verlag


Volks-Ausgabe.
P. K. Rosegger's
Schriften.
A. Hartleben's Verlag
Zweite Serie.

Zweite Serie.

P. K. Rosegger's Schriften.

Volks-Ausgabe.



Der hohe ethische und literarische Werth der Schriften Rosegger's gelangt in immer weiteren Kreisen zur Würdigung. Vom Lieblich-Anmuthsvollen, vom unsagbaren Glück der Kindertage bis ins schwere Melancholische hinein, beherrscht Rosegger alle Stimmungen des menschlichen Lebens. Angenehmer und eigenartiger Humor und tiefer, sittlicher Ernst vereinen sich in den Werken dieses Schriftstellers, welcher heute als einer der besten Erzähler unserer Literatur anerkannt ist. Wir hoffen daher, daß auch die **zweite Serie** der wohlfeilen Volks-Ausgabe der besten Schöpfungen P. K. Rosegger's auf zahlreiche Freunde rechnen kann und dazu beitragen wird, dem Autor in immer größeren Kreisen Eingang zu gewähren.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Martin der Mann.

Martin der Mann.

Eine Erzählung

von

P. K. Rosegger.

Dritte Auflage.

Volks-Ausgabe.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1899.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Dem verehrten Freunde

Dr. Adalbert Svoboda

als ein Zeichen inniger Dankbarkeit.

Zueignung.

Verehrter Freund!

Weit oben im Gebirge zwischen Wäldern und Bauern, unverstanden und einsam lebte ein junger Mann. In Spiel und Arbeit, in Dichten und Träumen lebte er so dahin, war nicht unglücklich und nicht glücklich. Manchmal stieg in seinem Herzen eine heiße Freude auf, wenn er einem bedruckten Blatte Papier begegnete, das sich verflogen hatte in jene Wälder, oder wenn aus seiner beklommenen Seele ein Lied hervorsprang, in welchem sein eigenes Wesen ihm gegenständlich geworden war, gleichsam wie ein zweites Ich, wie ein guter Kamerad. Manchmal aber kam ihm die Ahnung, daß solcher Hang und Drang ein Irrweg sei, auf dem er zugrunde gehen müsse.

Eines Tages legte dieser Mensch mehrere seiner gedichteten Lieder zusammen in einen mit mangelhafter Schreibekunst verfaßten Brief und schickte sie in die ferne Landes-

hauptstadt an eine Zeitung. Fast schien es Thorheit, Uebermuth dieses zu thun, denn in jener Stadt, an jener Zeitung war er so urfremd, wie in den Wüsten von Afrika. Kaum daß er an seinem Briefe die Aufschrift zu machen wußte; kaum auch, daß er die wenigen Kreuzer auftrieb für die Briefmarke. — In wenigen Tagen schon hatte er diese That einer plötzlichen Laune vergessen, in Spiel und Arbeit, in Dichten und Träumen lebte er wieder so dahin.

Eines Tages kam — auf Umwegen den überall unbekannten Adressaten suchend — an den jungen Menschen ein Schreiben aus der Hauptstadt, und dasselbe hatte folgenden Inhalt:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vortheilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publicum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimüthig mittheilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, — welche Gedichte Sie gelesen haben, denn Erinnerungen

an Gelesenes finden sich in Ihren Versen vor. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen ein*) und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gerne etwas für Sie thun, für Sie z. B. Bücher sammeln, ich selbst will Ihnen einige schenken; was von Ihnen abgedruckt wird, soll honorirt, d. i. bezahlt werden. Vielleicht wird sich Jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren

Ihnen aufrichtig ergebenen

Prof. Dr. K. Svoboda
Redacteur der Tagespost.

Dieser Brief wird als eine theure Reliquie aufbewahrt. Der Mann, welcher ihn geschrieben, waren Sie, mein treuer, verehrter Freund; und der junge Mensch, der ihn veranlaßt und an den er gerichtet, bin ich gewesen.

Wie sehr dieses Schreiben, das Sie damals an einen ganz unbekannten armen Bauernburschen richteten, mich immer wieder rührt, vermag ich nicht zu sagen. Wie unendlich mehr,

*) Es mußte im ersten Briefe von solchen die Rede gewesen sein.

als im Briefe angedeutet worden, Sie seither für mich gethan haben, lebt in meinem und in meiner Familie dankbarem Gedächtnisse. Daß Ihr Sorgen und Mühen für mich segensreich war, darf ich zugeben. Von den Freunden, die Sie mir zugemittelt haben, nenne ich hier nach der Zeitfolge Peter von Reininghaus und Robert Hamerling, die, wie Sie selbst, bis heute ein Glück meines Lebens gewesen.

Als ich Sie vor Jahren bat, zu einem äußeren Zeichen meiner Dankempfindung Ihnen mein Werk „Waldheimat" zueignen zu dürfen, lehnten Sie das mit dem Bemerken ab, was da sei, das hätte ich vor Allem mir selbst zu verdanken, und schätzte ich den alten Freund, so zöge er es vor, mein geheimer Rath zu bleiben.

Schwerer als damals dürfte es Ihnen, verehrter Freund, heute gelingen, die Zueignung des gegenwärtigen Buches abzulehnen. Denn heute handelt es sich um das vierteljahrhundertjährige Jubiläum unserer Freundschaft, zu welchem ich Ihnen ja doch einen Kranz von Epheu und Rosen zu Füßen legen darf!

Wenn ich die vorstehende Erzählung: „Martin der Mann" einen Kranz von Epheu und Rosen nenne, so geschieht es nicht ganz ohne Bezug auf ihre Art und ihren

Inhalt. Es ist nicht wieder eine Bauerngeschichte aus dem Leben unserer Tage, vielmehr neigt dieses Werk zu jener Art von Dichtung, in welcher Welt und Menschenschicksal ein Gleichniß wird.

Vielleicht wird es Manchem nicht recht sein, daß der „Volksdichter" hier einmal aus seiner Art schlägt und in Bereiche eintritt, in welche die Kritik ihm einen Wanderpaß nicht ausgefolgt hat. Sie aber, mein Freund, der die vielfältigen Regungen eines Poetenherzens wohl kennt und versteht, Sie wissen freilich, daß der Dichter seine Stoffe nicht immer leichthin selbst wählt, daß er manchmal unwillkürlich von Ereignissen und Zuständen scheinbar ferne liegender Kreise oder von Gedanken und Ideen befruchtet wird, die, von seinem Herzblute genährt, Gestalt annehmen und als Dichtung hervortreten müssen.

Schon der Acker meines Vaters, so einfältig er auch war, trug nicht immer gern eine und dieselbe Frucht; nachdem er einige Jahre lang Roggen oder Hafer gegeben hatte, war er aufgelegt für ein blaublühendes Flachsfeld, oder gar für Süßrüben und Kartoffeln. Hatte er sich auskartoffelt, dann ging's wieder prächtig mit Korn, falls er sich nicht etwa anschickte, für immer brach zu liegen. Und so mögen wohl auch in dem

Fruchtacker eines Menschenhauptes verschiedene Kräfte liegen, wovon die einen rasten und sich erholen, während die anderen thätig sind. So kam es allmählich und ward für mich eine Naturnothwendigkeit, diese etwas fremdartige Erzählung zu schreiben.

Ein ganzes Jahr lang sah ich die feinübertünchten Zustände eines Fürstenhofes, wechselnd mit den grauenhaften Naturerscheinungen einer Waldwildniß. Einen ganzen Sommer lang dachte und fühlte ich nichts, als meine Herzogin Juliana, ihre seltsame Freundschaft und ihre fast dämonische Liebe. Die Ereignisse sind geschehen, ich sah sie stattfinden vor meinem inneren Auge. — Wer gewohnt ist, die Wahrheit nur nach Aeußerlichkeiten zu messen, der wird in diesem deutsamen Buche auf Unerhörtestes stoßen; wer aber die Natur eines von Vorurtheilen befreiten menschlichen Herzens sieht, der wird die Begründung der Dinge vielleicht erkennen. Wer sein literarisches Gewissen beruhigt, wenn er diese Erzählung ein Märchen nennt, der möge es thun; doch wird ihm am Ende das Märchen zu realistisch sein.

Von meinen ersten Bauerngedichtchen „Zither und Hackbrett" bis zu diesem „Martin der Mann" ist ein weiter, etwas krummliniger Weg; ob er eine Entwickelung bedeutet,

oder blos das Sichausleben eines heftig empfindenden Menschen-gemüthes, das beurtheilen Sie besser als ich. Jedenfalls ist auch das Sichausleben nach allen Richtungen hin ein großes Glück. Die Grundbedingung dazu haben Sie veranlaßt, mein theurer Freund, und solches zu dieser Zeit und an dieser Stelle auszusprechen war ein Gebot des Herzens.

Krieglach, im Sommer 1889.

P. K. Rosegger.

Inhalt.

Erstes Buch.

Juliana.

Der Herzog ist ermordet!

Mit diesem Schreckrufe muß die Darstellung einer Begebenheit anheben, in welcher seltsame Geschicke die Tragik der Welt gleichsam mit der Idylle des Märchens verflechten. Wer Menschenherzen höher schätzt als Fürstenkronen, der wandle mit uns. Unser Weg, an dessen Rande wohl manch blaues Blümlein im Thaue, aber auch manch glühende Rose stehen wird, unser Weg, der eine Wirklichkeit und ein Gleichniß ist, hat Ausblicke in die Abgründe der Leidenschaft, und Ausblicke auf die Höhen menschlicher Größe. Und die Liebe waltet, die Liebe wüthet; wir sollen staunend sehen, was die Liebe kann.

Der Weg führt durch das Thal der Timer. Ein stilles Wasser, aber zur nächtlichen Weile, wie diese ist, hört man sein träumerisches Rieseln zwischen den Silberweiden her, und flüsternd umschleicht es den Felshügel mit dem Schlosse, als dürften Jene, die da drinnen schlafen, nicht geweckt werden. Auf den Erkerthürmen des Schlosses ruht noch der blasse Hauch des versinkenden Mondes und eine der Blechfahnen

des Thurmes hat schon das erstemal gequixt im Morgenlüftchen. Zur Hochsommerszeit ist diese Stunde die süßeste des Schlafes. Und so ruhen denn auch bei wohlverwahrter Pforte der Thorwart und sein Weib in ihrer Stube. Er träumt von seinen Weinreben, denn in friedlichen Zeiten mag der sonst kriegerische Thorvogt den Speer mit dem Weinstock vertauschen, und an die Hänge anstatt Bleikugeln Trauben pflanzen.

Sein Weib träumt von den Kohlsetzlingen und Nelken ihres Gartens, wovon die meisten erst im Ankeimen und Aufknospen sind. — Und in den Frieden solcher Landwirthsträume schrillt plötzlich das Fenster, an welches herbe Finger pochen, und laut erschallt das Wort: „Auf! auf! der Herzog ist ermordet!"

Dann war es von der Straße herein noch zu hören wie das Traben von Pferden, und dann war alles wieder still.

Das Weib des Thorwart erhob sachte ihr Haupt aus dem Kissen und sprach leise, daß sie ihn nicht wecke, falls er doch schlief: „Fritz!"

„Ja," sagte er.

„Hast Du es auch gehört?" fragte sie.

„Ich habe es auch gehört," antwortete der Mann, „es wird ein Betrunkener gewesen sein. Es ist eitel Nacht, wir wollen im Gottesnamen schlafen."

Nun lag Jedes ruhig und redete sich ein, daß das Andere schlafe und daß es auch selbst wieder einschlafen wolle. Jedem aber pochte das Herz zu stark. Nach einer

Weile seufzte das Weib: „Es ist kein Liegen mehr!" und richtete sich im Bette auf.

„Mit meinem Schlaf ist's auch vorbei," gab der Thorwart zu. „Wenn die Gemeindepolizei ihre Pflicht nicht erfüllt, so sollten die Besoffenen den Dorfrichter aus der Nachtruhe lärmen, und nicht ein paar alte Leute, die das bischen Schlaf mit harter Tagesarbeit erkaufen müssen. Heißt's immer, daß es dem Volke so schlecht ergehe. Viel zu gut müssen es die Leute noch haben, daß sie sich sternbuttenvolle Räusche kaufen können. Wer in der Nacht trinkt, darf sich nicht beklagen, wenn er am Tage nichts zu essen hat."

Nach einem Weilchen, als der Alte so gebrummt hatte, sagte das Weib: „Ich habe an die Weißen Brüder gedacht."

„Thorheiten!" knurrte er und setzte dann bei: „Ich habe auch an sie gedacht."

„Es ist eine wunderliche Zeit jetzt," meinte das Weib. „Noch ist der gefallene Prinz Alfred nicht vergessen, noch trauern wir um dessen Bruder, den die Seuche dahingerafft hat. Wie mancher Arme wäre froh, wenn er erlöst würde, aber der Tod nimmt die hohen Herren."

„Es wird verdammt unheimlich in der Welt," fügte er bei. „Sonst ist man ins Feld gerückt und hat ehrlich zugeschlagen. Heute geht alles von hinten. Dolch, Gift und andere Höflichkeiten. Das Pulver, das wir früher in die Mörser geladen haben, vergraben sie heute in den Erdboden, weil sie des Herrgotts Weltkugel in die Luft sprengen möchten,

diese kopfvernagelten Tollhäusler, oder wer sie sind, oder wie sie heißen, oder was sie wollen."

„Wenn ein Christenmensch nur wüßte, was sie eigentlich wollen, diese Weißen Brüder," sagte das Weib.

„Das weiß man wohl," belehrte er, „sie wollen alles gleich machen. Den Berg gleich mit dem Thal, den König mit dem Bettler, den Bulldoggen mit dem Windhund, den Herrgott mit dem Teufel."

„Der Tod macht alles gleich," sagte sie.

„Und selbst der macht Hügel auf dem Kirchhof."

„Mir ist wieder die Ermordung des Fürsten von Gollstadt eingefallen," versetzte das Weib.

„Jesus Maria, Christine!"

„Ich wollte Dich nicht erschrecken, Mann!"

„Jener Frühmorgen!" rief er, „jener schaudervolle Frühmorgen!" Dann stieg der alte Thorwart aus dem Bette und tastete nach seinem Beinkleide. Er vergaß aber des Beinkleides, blieb mitten in der Stube stehen, hob, so viel im Dunkeln zu sehen war, die Arme gegen das Haupt und murmelte wie in sich versinkend: „Ein tapferer Mann! Ein frommer Mann! Die Memmen, oder was sie sind, oder wie sie heißen! haben nicht Muth gefunden, ihm mit offenem Degen vor Augen zu treten. In der Capelle bei seiner Morgenandacht! Vor dem Altar! Weib, vor dem geweihten Altar! Ein Kirchendiener im Chorrock tritt an das Betpult des Fürsten, um das zu Boden gefallene Sammtkissen aufzuheben und auf das Pult zu legen. Macht der hohe Herr einen Seufzer und sinkt auf

das Steinpflaster hin. Erdolcht! Mitten durch das Herz erdolcht! Weib!"

„Errege Dich nicht so sehr, mein Mann, ich weiß ja alles, Du warst freilich dabei und hast es hundertmal erzählt. Lege Dich wieder ins Bett."

„Ermordet! ruft der Priester am Altar, ermordet! ruft er. Der Kirchendiener ist nimmer zu finden. — Ist einer von den Weißen Brüdern gewesen, meine Seele wollt' ich darauf verschwören."

„So, wer sind sie denn, diese weißen Bestien, um des Himmelswillen!" fragte das Weib.

„Das ist ein Ungeheuer," antwortete der Thorwart. „Es hat tausend Köpfe, es hat tausend Arme, es ist überall, in der Werkstatt, in der Kirche, unter der Erde, im Palast, auf dem Schiff, im Postwagen. Es wächst im Kornhalm auf, es gährt im Weinglas, es geistert in der Bibel und, was das Schreckbarste ist, es steckt in der Säbelscheide des Soldaten. Ueberall spukt es und nirgends ist es faßbar. Es ist der Antichrist oder wie er heißt, oder was er ist! der alles verderben will. Gott der Allmächtige schütze die Regenten!"

„Unser Herzog," sagte nun das Weib, „der wäre jetzt ja gar nicht in der Residenz."

„Er ist im Hochgebirge auf der Adlerjagd," sprach der Thorwart. „Im Gebirge ist er sicher."

„Pocht nicht Jemand an das Thor?" flüsterte das Weib.

„Es pocht Jemand," entgegnete der Vogt, da draußen der Hammer schwer an die Pforte schlug. Rasch warf er

seinen Mantel um und rief zum Fenster hinaus, was es gebe! Mehrere Pferde mit Reitern standen vor dem Thore.

„Ist die Herrschaft wach?“ fragte draußen eine männliche Stimme.

„Um solche Zeit sind nur Nachtschwärmer und Zigeuner wach, mit Verlaub!“ Das war die Antwort des ingrimmigen Thorwart.

„Alter Schwachkopf!“ rief draußen die Stimme.

„Sind's aber ehrliche Leute, so mache ich eine Ausnahme,“ dämpfte der Vogt.

„In dieser Nacht ist alles wach. In den Städten läuten sie Sturm. In allen Ortschaften, an denen wir vorüber ritten, ist Licht in den Häusern, und auf Schloß Edenstein soll alles schlafen?“

„Auch in dieser Burg wird es bald laut hergehen, glaube es, Thorwart!“ rief draußen eine zweite Stimme. „Der Herzog ist todt.“

Mittlerweile waren mehrere Bedienstete des Schlosses herbeigekommen; auch der Gutsverweser war die Treppe herabgestiegen und die Fremden wurden befragt, wer sie wären und ob sie von Amtswegen eine Botschaft zu überbringen hätten?

„Wir sind Soldaten und Bürger,“ antworteten Jene, „und die Botschaft bringen wir, wie wir sie vernommen haben. Im Hochgebirge, am Fuße der Weißhornwand — mitten ins Herz geschossen.“

„Wer? Wem?“

„Es ist grausam, daß wir den Namen so oft nennen sollen, vor diesem Hause! — Es war Herzog Johann der Letzte. Sie schreien es in allen Straßen der Stadt; der Ruf ist aber schon verboten. Er war seit den Todesfällen im vorigen Jahre nun der letzte männliche Sprosse seines Stammes; er hatte keinen Bruder und keinen Vetter. Wir sind Waisenkinder!"

So die eine Stimme, und die andere setzte bei: „Aber eine Nichte. Ein feines Kind. Hier wohlbekannt. Wir lassen ihr guten Morgen sagen!"

So sprachen sie draußen vor dem Thore durcheinander, in einer großen Erregung waren sie, ohne daß man darüber klar werden konnte, ob aus Trauer oder aus einem anderen Grunde. Und so zogen sie von dannen.

Die Leute im Schloß fragten sich untereinander: „Was ist das? Was hat das zu bedeuten?"

Einige bebten und waren sprachlos, Andere waren empört über den leichtfertigen Ton der Boten, Andere stellten sich wie rasend und wollten die Herrschaft aus dem Schlafe schreien; es war schwere Mühe, sie zu dämpfen. Der Thorwart allein war jetzt ruhig und sagte überaus gelassen: „Diese Schurken oder wer sie sind, oder wie sie heißen! so die falsche Nachricht verbreiten, hängen morgen, wenn die Sonne untergeht, alle auf dem Galgen. Es lebe der Herzog!"

An den Mauern des Schlosses Edenstein lag schon das Morgenroth, als die Straße entlang, staubaufwirbelnd, ein neuer Zug von Reitern und Wagen kam. Er hielt vor der

Schloßbrücke, die Reiter sprangen ab, die Insassen stiegen aus. Drei Männer in schweren Uebermänteln traten hervor; unter den Uebermänteln trugen sie vornehme Gewandung. Der Eine war in Uniform eines Generals, hatte an der Seite einen langen Säbel, auf dem Haupte einen Helm mit rothem Federbusch und auf der Brust Sterne. Der Zweite war in purpurrothem Talare eines Prälaten, mit blinkendem Kreuze am Busen und einer veilchenblauen Mütze auf dem Haupte. Der Dritte stand in einem langen, schwarzen Mantel, über der Brust herab in Halbrund hing ihm eine goldene Kette; er trug auf den weißen Locken ein schwarzes Barett und an der linken Seite einen zierlichen Degen. Alle Drei waren wohlbetagt und sahen ehrwürdig aus. Sie schritten still durch das bereits offene Thor in den Hof und begehrten eine Audienz bei der Prinzessin Juliana.

Ein alter Mann führte die Herren, sie neugierig musternd, die breite Quaderntreppe, aus deren Fugen Grashalme sproßten, in einen Saal hinauf und bat sie um einige Geduld, da das gnädige Fräulein noch in ihrem Schlafgemache sei. Die Fremden standen im düsteren Raum, der verwahrlost war und mit seinen bestaubten alten Möbeln für hohe Gäste nicht vorbereitet schien. An den schmalen Fenstern fehlte manches Glasscheiblein. Die Ahnenbilder an den Wänden waren halb erblindet, so daß die Gesichter aus dem schwarzen Hintergrunde kaum hervortraten. Etwas wie ein Thronsessel stand da, an welchem eine Armlehne niedergebrochen auf dem Boden lag.

Da ihnen in diesem Raume die Weile lang ward, so stiegen sie hinab in den Hof, spazierten durch den ausgedehnten Gemüsegarten, an den Stallungen und Scheunen vorüber. Das sah nicht aus, wie ein Edelsitz, eher wie eine große, mit Fleiß betriebene Landwirthschaft. Sie traten in den verwilderten Eichenpark. Da standen sinnbildliche Figuren aus Sandstein, aber der einen fehlte ein Arm, der anderen ein Fuß, der dritten das Haupt. Auf den Rasenplätzen, wo Blumenbeete hingehörten, lagen Heuhaufen, und der große Teich schien weniger für Kahnfahrten, als für Fischzucht eingerichtet zu sein. Von all dem abstach eine kleine Jasminlaube, in welcher in Kreuzesform ein Vergißmeinnichtbeet war, das mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt zu werden schien. Es sah beinahe wie ein Grab aus, aber die blauen Blümlein schauten munter und treuherzig drein und eine jungerwachte Heuschrecke hüpfte flink und übermüthig über das Kreuz — es war alles Leben ringsum. Jetzt gingen Knechte und Mägde mit Rechen, Sensen und Schaufeln vorüber, plauderten und machten sich frisch an ihre Arbeit. Der Hirt trieb mit knallender Peitsche eine wohlgepflegte Heerde zum Thore hinaus, und am Springbrunnen schöpfte ein barfüßiges Mädchen Wasser, um die Kohlpflanzen zu begießen, weil über Nacht der Thau ausgeblieben war.

„Schon sehr früh bist Du fleißig, mein Kind!“ redete der Prälat dieses Mädchen an.

„Es ist schon Zeit,“ antwortete das Mädchen und beschaute mit ihrem einfältigen Gesichte die seltsame Tracht der

Herren. „Gestern,“ fuhr sie fort, „ist mir die Juliana zuvorgekommen, da habe ich mich geschämt.“

„Die Juliana, das ist wohl Deine Genossin?“ fragte der Prälat.

„O freilich,“ sagte sie, „das heißt — nein. Bei der Arbeit im Garten schon, aber sonst nicht. Die Juliana, das ist unser gnädiges Fräulein.“

„Die Prinzessin?“ fragten alle drei Männer zugleich.

„Wir wissen Alle, daß sie eine Prinzessin ist,“ versetzte das Mädchen und schürzte das Röcklein höher, damit es unter dem triefenden Wasserkübel nicht naß werde. „Aber wir nennen sie nicht so, weil sie es nicht will. — Schwups, Wasser! das ist noch keine Kohlpflanze!“

Das letzte Wort sprach sie zu ihrem Kübel, aus welchem, weil sie gestolpert war, das Wasser über den Rand schlug und auf den Sand plätscherte.

„Die Prinzessin arbeitet also mit Dir manchmal im Garten?“ fragte der im langen schwarzen Rock.

„Nur des Morgens,“ antwortete das Mädchen. „Tagsüber hat sie jetzt nicht Zeit, da ist sie im Heu. Heut wird auch wieder ein Heutag.“ Damit war sie davon.

Die drei Männer blickten sich gegenseitig an.

„Es ist eine bedenkliche Sache!“ sagte der General.

Die Anderen schüttelten das Haupt.

„Es ist eine bedenkliche Sache!“ wiederholte er.

„Gott und die heilige Jungfrau möchten uns über diesen schlimmen Zeitpunkt hinweghelfen!“ seufzte der Prälat.

Hierauf gingen sie mit ernsten Schritten gegen das Schloß und hinauf in den Saal.

Da nun wieder eine Weile verging und noch eine Weile, ohne daß die drei Männer vorgelassen wurden, so ließen sie durch den alten Diener sagen, sie hätten in einer sehr dringenden Angelegenheit mit der Herrschaft zu sprechen.

Nach einer geraumen Zeit kam der Alte zurück, zog seine Dose, drückte mit dem Daumen eine Prise in die Nase und gestand, daß er es nicht übers Herz bringe, die Frauen in so früher Stunde zu stören. Die Prinzessin schlummere so sanft und süß wie das Christkind; wenn ihr nicht der König Herodes nachstelle, wecke er sie nicht. Es sei heute auch nur eine Ausnahme, daß sie so lange ruhe. Sie pflege tagsüber, mit ihrer Freundin viel in Wald und Flur zu sein. Gestern sei sie auf Erdbeeren gewesen, in den Weiden bei Schafen und Hirten umgegangen und erst spät Abends ins Schloß zurückgekehrt. — „Vielleicht," schloß der gesprächige Diener, „daß die gnädigste Frau Mutter —"

„Wir lassen die Hoheiten dringend bitten!" sagte der Mann im schwarzen Gewande. „Es ist kein Aufschub möglich."

Bevor der verblüffte Greis noch ein Wort finden konnte, ging knarrend ein Flügel der Doppelthür auf. Ein junges, schlankes Mädchen in leichtem Hauskleide, über dasselbe einen blauen Mantel umgeworfen, trat heraus. Die langen Haarsträhne, in der Farbe wie reife Kornähren, rannen ihr reich und weich über Schultern und Busen. Gerötheten Angesichts, mit ihren großen, fast kirschrund geschnittenen dunkelblauen

Augen blickte sie die Männer an und sprach: „Wie Ihr mich hier seht, geehrte Herren, so komme ich eilig heraus, weil ich vernehme, daß es etwas Dringendes sei, was Euch hierherführt. Ist ein Unglück geschehen?“

Dem Prälaten gelang es nicht, die plötzlich aus seinen Augen stürzenden Thränen zu verbergen.

Der Mann im schwarzen Gewande machte vor dem Mädchen eine Verbeugung, so tief und ehrerbietig, wie man sie vor Königen macht, und sagte: „Eure Hoheit! Ich bin Graf Haman, der Kanzler unseres Fürstenthums.“

Die junge Dame verneigte sich ein wenig.

Der Kanzler deutete auf den Prälaten: „Hier steht Seine Eminenz, der Erzbischof von Wendlinburg.“ Dann mit einer Schwenkung gegen den Kriegsmann: „Hier unser Vertheidigungsminister, Graf Rochwitz!“

Sie hatte sich vor Jedem verneigt und blickte den Männern ruhig ins Angesicht.

„Eure fürstliche Hoheit!“ sprach der Redner, „so wissen Sie es noch nicht? Ihr Oheim, der Herzog, unser Herr! Der unerforschliche Rathschluß Gottes ... plötzlich ... Ach, es ist keine Zeit, um Eure Hoheit vorzubereiten, wie sich's gebührte. Die Stunde drängt. Verhängnißvoll für das Fürstenthum kann der Tag werden, da sein Thron verwaist ist. Zu dieser Frist ist in der Residenz, im ganzen Lande Prinzessin Juliana zur Regentin proclamirt.“

Kaum diese Worte gesprochen waren, wandte sich die junge, schöne Frauengestalt um und verschwand hinter der

Thür. Sie eilte in die Gemächer ihrer Mutter, der Herzogin Anna, die — an einem Fuße halb lahm — noch in ihrem Bette war und aus einem Gebetbuche ihre Morgenandacht hielt. Sie sank vor dem Lager auf ihr Knie und schluchzte: „O Gott! Meine Mutter! Was muß geschehen sein! Sie nennen mich Regentin!"

„Dann ist Johann todt!" sagte die Matrone und faltete die Hände.

So verharrte sie schweigend eine Zeit. Auf ihr scharf geschnittenes, blasses Gesicht war eine Röthe getreten, in ihrem grauen Auge zuckte Feuer, aber sie zog die Lider darüber herab. Endlich löste sie die Hände voneinander los, legte dieselben der Tochter aufs Haupt und sprach: „Ich segne Dich, mein Kind. Hätte Dein Vater diesen Tag erleben können! Du steigst auf seinen Thron. Ich segne Dich auch in seinem Namen."

„Wie kann ich Regentin sein?" rief das Mädchen in hoher Erregung.

„Du wirst gekrönte Herrscherin sein von Gottes Gnaden," sagte die alte Frau.

„Man treibt ein arges Spiel mit mir!" rief die junge Herzogin. „Wie soll ich das verstehen?"

„Durch mehrere, in unserer Familie rasch nacheinander vorgefallene Todesfälle hat sich fast plötzlich alles geändert. Ganz ungeahnt. Und jetzt noch das! Noch das! Wie ein Blitzschlag, so plötzlich. Es war nicht Zeit. Du bist nicht vorbereitet!" — Die Matrone war sehr aufgeregt, als sie

das sprach. Dann fuhr sie ruhiger fort: „Wir dürfen den Kopf nicht verlieren. „Im Traume sah ich das manchmal kommen, doch erst seit wenigen Monaten hielt ich es für möglich, daß die Reihenfolge an uns herantreten könnte. Jetzt ist sie so jäh und gewaltig da! — So gehe nun hin, mein Kind, sei stolz vor den Menschen und demüthig vor Gott."

„Regentin!" murmelte Prinzessin Juliana wie betäubt. Dann rief sie: „Ich verstehe es nicht. Ich kann es nicht. Ich will es nicht."

„Von Wollen oder Nichtwollen kann nicht die Rede sein, meine geliebte Tochter. Fürsten sind die Werkzeuge Gottes. Und wenn wir Alle nein sagen, und wenn die Stände nein sagen, und das ganze Land — Du bist die regierende Fürstin."

„Meine Mutter," sagte Herzogin Juliana und verdeckte mit den kleinen Händen ihr weinendes Angesicht: „Erst gestern habe ich Dich gebeten: lasse mich los von den Hofsitten, in welchen ich seit Kurzem gefangen bin! Lasse mich bei den Arbeitern des Feldes sein und bei den frohen Hirten! — Heute will man mich auf den Thron verbannen!"

„Frevlerisches Kind, daß Gott Dich nicht strafe!" rief die Matrone entrüstet aus. „Wie mancher hohe Potentat hat sein Leben von sich geworfen, weil man ihn vom Throne verbannt hat. — Möge der Herr mich genaden, wenn ich in Deiner Erziehung vielleicht Manches versäumt. Wie doch unberechenbar das Geschick ist! Ich habe in Dir nichts gesehen, als die künftige Landedelsfrau. Und nun! Und nun!"

Sie langte aus dem kunstvollen Eichenschranke, der neben dem Bette stand, eine Pergamentrolle: „Siehe hier unseren Stammbaum. Johann todt, Alfred todt, Siegmund todt. Vor einem Jahre noch alles in Gesundheit und Blüthe. So ist Johann's Stamm plötzlich gebrochen; von der Seitenlinie der höchste Zweig . . . Herzogin Juliana! . . . Nach den Gesetzen dieses Landes trägst Du die Krone."

„Warum, o Mutter," sagte nun die Prinzessin mit Innigkeit, „warum hast Du mich nicht in der Hütte geboren! Warum an einer kahlen Stelle, wo Millionen von Menschen mich sehen, verfolgen, anbeten und verfluchen! Wo ich, verantwortlich für Völkergeschicke, mein eigenes Geschick den Launen der Thoren und Schurken ausgesetzt sehe! Wo ich ein Prunkstück der Völkereitelkeit sein und mir selber arm und fremd bleiben muß!"

„Das sind Abraham's Spuren," versetzte die Herzogin, „ich habe mir's gedacht, Gott, ich habe mir's gedacht!"

„Das sind meine natürlichen Empfindungen," sagte die Prinzessin. „Der alte Abraham hat mir sie nicht beigebracht, er hat sie nur verstanden."

„Er hat sie groß gezogen — leider Gottes!" rief die Herzogin, dann setzte sie zärtlich bei: „Mein theures Mädchen! Oeffne die Augen! Welch ein Leben vor Dir! Wie glücklich ist Dein Stern!"

„Im Frieden des Landlebens möchte ich glücklich sein, verborgen bei harmlosen Menschen."

„Schwärmereien!“ sprach nun die Mutter, „das ländliche Thal ist nur von hoher Zinne aus gesehen schön. In den Gründen sind die Sümpfe und die Schatten. Wohin Du bisher getreten bist, kam Dir das dünne Glück, kümmerlich geschmückt, entgegen; die Noth, das Elend, die Verworfenheit wichen scheu zurück vor den Augen des Fürstenkindes, wichen zurück in die innersten Höhlen, um dann, wenn das Fürstenkind vorübergezogen, desto gieriger wieder hervorzubrechen auf ihre bleichen Opfer. Und nicht minder, als ihr äußeres Schicksal täuscht, täuschen Dich die Menschen selbst; die Harmlosigkeit, die sie heucheln, ist nicht in ihnen; der Frieden, der Dich an ihnen bezaubert, ist Stumpfsinn. Juliana, Du bist noch ein Kind, Du hast eine zu gute Meinung von den Leuten.“

„Verzeihe, Mutter, wenn ich in dieser Bedrängniß das rechte Wort der Ehrerbietung nicht finde,“ sagte die Prinzessin. „Mein Herz ist gewaltsam aufgerissen worden. Du sollst hineinschauen, Mutter, und so sage ich Dir: Ich habe eine sehr geringe Meinung von den Leuten. Darum will ich dort sein, wo ihrer wenige wohnen, auf dem Lande und nicht in der großen Stadt, wo sie sich dicht um den Fürstenpalast zusammenschaaren. Was ich von der großen Welt bisher gehört und gesehen habe, hat mich nicht erfreuen können, und mein guter Lehrer Abraham — erst seit sieben Monaten ist er todt — und wie lange dünkt es mich seither ohne Wegweiser! Er hat mich in meiner Anschauung freilich bestärkt, hat mir Muth und Freude gelehrt an dieser schönen ländlichen Welt.“

„Abraham und wieder Abraham!“ rief die Herzogin aus, „ich habe die Wahl dieses Erziehers wiederholt bedauert, er hat Dir Deine mögliche Zukunft nie ahnen lassen, anstatt Dich etwa darauf vorzubereiten. Er war ein verkappter Demokrat. Gott im Himmel, wenn dieser Geist selbst in Fürstenhäuser Eingang findet, wohin soll das führen!“

„Der Erzieher ist doch von meinen Eltern selbst gewählt worden,“ bemerkte die Prinzessin.

„Er ward uns empfohlen. Vom Abte des Stiftes Frauenburg, wenn ich mich recht besinne. Heute weiß man es freilich, daß dieser Prälat der Volkspartei angehört. Lug und Trug, mein Kind. Hüte Dich und erkenne die Absicht des Allmächtigen!“

Heller Sonnenschein leuchtete ins Gemach, zu den offenen Fenstern drang frischer Walddduft und schmetternder Vogelsang herein.

Die Prinzessin war auf einen Schemel niedergesessen und weinte still. Die Mutter war — ihres leidenden Fußes vergessend — aufgestanden, wankte nun hin, legte die Hand auf die Schulter Julianen's und sagte sanft: „Mein geliebtes, einziges Kind! So hätte ich mir diesen Tag nicht gedacht. Du bist geboren auf der höchsten Stufe, Du hast das Herz und den Sinn einer Fürstin. Das Volk ruft Dich, umjubelt Dich, das Herzogthum setzt alle Hoffnung auf Dich. Du bist sonst wahrlich nicht von der Art, Dein Blut, Deine Pflicht zu verleugnen.“

„Mein Blut, meine Pflicht warnt mich vor dem Purpur.“

„Juliana, Du kennst den Werth einer Fürstenkrone nicht!“ sprach die Matrone: „Wie sehr entzückt hat Dich das Märchen von der Natterkrone, die Dir vor einiger Zeit der alte Schäfer Albin erzählt hat. Dem Besitzer einer Natterkrone werden alle Wünsche erfüllt. Auch in der Fürstenkrone liegt dieselbe Kraft.“

„Ich habe keine Wünsche, als mitten in der Natur natürlich zu leben.“

„Und ist Dir das als regierende Fürstin verwehrt? Steht Dir nicht vielmehr die ganze Schöpfung Gottes offen? Bist Du nicht Herrin des Waldes wie der Stadt? Wie willst Du den Landbewohnern, die Du so sehr liebst, anders und besser nützen, als wenn Du die mächtige Fürstin bist? Wie kannst Du den Armen, Bedrängten und Rechtlosen anders ein rettender Engel sein, als wenn Du die Krone trägst? Jetzt frage Dein Gewissen, ob Du einer persönlichen Neigung zu Liebe eine Macht von Dir schleudern darfst, mit der Du unzählige Menschen beglücken könntest? Liebst Du das Volk wirklich, so sei ihm treu und werde ihm Schutz und Schirm.“

Damit hatte die kluge Frau das richtige Wort gefunden. Das Mädchen richtete sich auf, blickte lange zum Fenster hinaus, trocknete sich dann die Augen und sagte leise, ganz leise: „Im Gottesnamen.“

Es war wie ein Seufzer.

Die alte Herzogin kleidete sich rasch, fast ohne Beihilfe der Kammerfrau an, warf den Hermelinmantel um sich. Zwar gestützt auf einen Stock, aber trotzdem stattlich und würdevoll, die weißen Haare glatt gescheitelt, das blasse Angesicht mit

der Adlernase frei gehoben, so schritt sie zur Flügelthür, öffnete dieselbe eigenhändig, winkte den harrenden Gesandten und sagte: „Die Fürstin ist bereit."

Kaum hatte Prinzessin Juliana Zeit, ihren Anzug flüchtig zu ordnen, so lagen die drei Granden schon vor ihr auf den Knien und brachten ihre Huldigung der jungen Regentin.

— — — — — — — — — — — —

Die Geschehnisse drängten sich im Sturme. Es war keine Zeit zur Erwägung, zum Sinnen und Abschiednehmen. Die Sonne hatte an demselben Tage noch nicht ihre Höhe erreicht, als Herzogin Juliana den stillen Landsitz verlassen mußte. In glänzendem Wagen, von vielem Gefolge begleitet, fuhr sie gegen die Residenz.

Einen einzigen, unsteten Blick hatte sie noch auf das traute Edenstein geworfen. Was in ihr vorging, wußte Niemand, äußerlich blieb sie fest und aufrecht. Die Zurückbleibenden, die Bediensteten und Arbeitsleute priesen der Prinzessin Glück und weinten. „Lebt wohl! Lebt Alle wohl!" hatte sie ihnen zugerufen, „schenket mir ein freundliches Gedenken!"

Den alten Thorwart hörte man an diesem ganzen Tage im Hofe und auf dem Weinberge herum mörderisch fluchen. Wenn alten Soldaten zum Jauchzen ist, so fluchen sie, und wenn ihnen zum Weinen ist, so fluchen sie auch. Dem griesgrämigen Vogte war heute um Beides. Das blutige Ereigniß im Hochgebirge hatte alle Gemüther gewaltig aufgeschreckt, aber da noch keine Einzelheiten desselben bekannt waren, als

blos die Vermuthung, daß der Herzog das Opfer eines unvorsichtigen Jägers geworden sei, so trat es in den Hintergrund. Die Juliana! Das gnädige Fräulein Juliana! Die Prinzessin Juliana! und doch wieder nichts als ihre liebe Juliana, war Regentin geworden. Das allein war laut, das allein bewegte die Herzen.

Am Abende desselben Tages, als der Thorwart in der Stube bei seinem Weinkruge saß, kaute er nicht den Schnitten Schwarzbrot dazu, wie sonst. Still, ein wenig vorgeneigt, saß er da und murmelte: „Raubgesindel, oder wie es heißt, oder was es ist!"

Ob er heute das Thor nicht früher schließen wolle als sonst? fragte ihn sein Weib.

„Wozu?" brummte er. „Sie finden nichts mehr auf Edenstein. Wir sind arm geworden."

* * *

Ein merkwürdiger Zug war es, der sich über Land bebewegte. Voran auf hohen Rappen sechs stattliche Reiter. Diesen sich anschließend die Wagen des Kriegsministers, des Erzbischofs und des Kanzlers. Nun folgte der mit zwei Schimmeln bespannte Wagen, welcher vergoldete Zier trug. In ihm saß die Prinzessin Juliana von Edenstein. Ihr bürgerliches Kleid ließ fast noch würdevoller als die sie umgebende Pracht. Hernach kam der Wagen der Herzogin-Mutter, mehrere Wagen mit Dienerschaft, ein Trupp Soldaten zu Pferde und endlich allerlei Volk, welches dem Zuge folgte,

so gut es ging, in lebhaftem Gespräche war und von Zeit zu Zeit der jungen Fürstin ein Hoch schrie.

Sie, die da den Mittelpunkt bilden mußte, kam sich vor wie die Beute eines Kriegszuges. Wie sehr ihre Wangen, ihre Lippen auch sonst rosig waren, heute hatte sie ein gar bleiches Angesicht und ihr Auge schien noch größer als sonst. Herzlich, aber traurig grüßte sie nach links und nach rechts, wenn sie bekannte Menschen sah, oder Hütten und Bäume, an denen eine freundliche Erinnerung hing und die ihr also lieb geworden waren. Manchmal war es in ihren Mienen, als ob sie sagen wollte: Ihr könnt mir alle nicht helfen. Mich hat das Gesetz verurtheilt.

Als der Zug hinter dem Dorfe Friedau gegen ein kleines Haus kam, welches wegsab unter einer Ahorngruppe stand, bedeutete sie dem Kutscher anzuhalten. Sie stieg aus, und unter dem Vorwande, einen frischen Trunk Wassers an der Quelle zu schlürfen, trat sie in das Haus. Das Stübchen desselben war sehr sorgfältig gehalten, hatte aber nur die allernothwendigste Einrichtung mit einigem Werkzeuge für weibliche Handarbeiten. Auf dem Bette saß ein junges, abgehärmtes Weib, in ihrem Arm ein schönes zweijähriges Kind haltend. Die Mutter suchte es in den Schlaf zu wiegen, denn es hatte geweint, die Thränen standen noch in den schwarzen Augen, und in der kleinen Brust zuckte das bedrängte Herzlein.

„Ich will Euch Beide noch einmal sehen!" Mit diesen Worten trat die Prinzessin ein, schaute auf das Kind und

langte nach der Hand des Weibes. Dieses zögerte, zog die leise zitternde Hand zurück und senkte das Auge.

„Was ist Dir denn, Maria?“ fragte das hohe Fräulein. Da füllten sich die Augen der Angesprochenen mit Thränen.

„Du hast ein Anliegen, meine Freundin,“ sagte die Prinzessin liebevoll, „sage es, vertraue mir, ich bitte Dich. Bist Du krank?“

Maria schüttelte ein wenig das Haupt. Ihre Lippen zuckten, ihr Blick grub sich in den Boden ein. Endlich sagte sie traurig: „Du bist Regentin.“

„Sei nicht kindisch, Maria!“ sprach die Prinzessin mit umflorter Stimme und legte ihr den Arm um den Nacken. „Wir müssen es nun einmal ertragen. Auch fürs Vaterland. Dir haben sie den Mann zu den Soldaten genommen, und ich muß selbst einrücken.“

„Das ist mir ein Trost,“ sagte nun Maria, „daß ich den Fürsten kenne und liebe, dem mein Mann dienen muß.“

„Er wird seiner Fürstin freilich dienen,“ versetzte die Prinzessin, „aber nicht in der Armee, sondern indem er daheim für seine Familie sorgt und seinen Sohn zu einem braven und arbeitstüchtigen Menschen macht. Ja freilich, mein erstes Regierungsgeschäft wird sein, Maria, daß ich Dir Deinen Peter heimschicke.“

Jetzt guckte auch schon der Kanzler, der heute so etwas wie Hofmeisterstelle zu vertreten hatte, zur niederen Thür herein, um die frische Quelle zu erspähen, an welcher die

Fürstin so lange trank. Mit dem rasch hingeworfenen Worte: „Ich komme sogleich!“ scheuchte sie den Drängenden auf so lange zurück, daß sie den kleinen Knaben küssen konnte. Dieser legte sein Aermchen keck um ihren Nacken und sagte: „Ich laß' Dich nicht fort. Ich laß' Dich nicht fort!“

„Ich bin noch eine sehr arme Fürstin,“ sprach sie zum Kinde, „ich kann Dir keine goldene Kette von meinem Halse schenken, weil keine dran hängt. Aber an diesem Finger hier habe ich einen Ring, den mußt Du von mir nehmen. Du sollst ihn zum Andenken an mich aufbewahren und für meinen Verlobungsring halten darauf hin, daß Deine Freundin Juliana Dir und dem Volke immer treu bleiben wird. — Und jetzt, Maria, auch von Dir einen Kuß.“

„Das nicht,“ stammelte das Weib sich demüthig wendend. „Aber — wenn es sein darf — ein Kreuz möchte ich Dir machen.“ Und sie zog mit ihrem Daumen still und feierlich drei Kreuze über Stirn, Lippen und Brust der jungen Fürstin.

„Das soll mir der beste Segen sein,“ sagte diese. „Und jetzt behüte Euch Gott. Die erste Nachricht, wie mir mein neuer Stand anschlägt, soll Euch der Peter bringen.“

Nach diesen Worten ging sie rasch zur Thüre hinaus und stieg in den Wagen, ohne erst die Beihilfe des Bedienten abzuwarten.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und ihr war nun leichter ums Herz. Dieser Besuch bei der armen, ländlichen Freundin und deren Kinde hatte sie erquickt und jetzt war sie

auch der schönen Größe ihrer Stellung inne geworden, sie konnte Gnaden schenken, wie Gott im Himmel.

Das liebliche Thal der Timer war endlich ihren Blicken entschwunden. Die Gegend wurde gebirgig und die Straße zog in vielen Windungen zu einem mattenreichen Hochlande hinan. Die Grasflächen standen in üppiger Blüthe und als Prinzessin Juliana die Schlüsselblumen sah, fiel es ihr ein, wie oft sie solche Blumen gefragt habe, ob er „mich liebt — von Herzen — mit Schmerzen!“ O, kindliches Spiel, in welchem die Jungfrau den allgewaltigen Weltchor der Liebe noch harmlos und ahnungslos singt! — Sie sah die großen, gelben Sterne der Arnika und dachte daran, welche Heilkraft das Landvolk dieser Pflanze zuschreibt. Wie gläubig blickt das Volk auf die Natur! — Sie sah die rothen Blüthen des Klees, an welchen die Feldbienlein hin und her flogen und dachte daran, wie der alte Abraham ihr solche Erscheinung als Sinnbild ländlichen Fleißes erklärt hatte. Alles erinnerte sie an ihre idyllische Vergangenheit, und dort schaukeln auf zarten Stielen die Glockenblumen und läuten ihr Lebewohl zu.

Einer der Vorreiter sah es nicht ein, warum dieser Freudenzug so klanglos dahin gehe, er — selbst ein Kind der Berge — stieß auf sonniger Höhe einen hellen Juchschrei aus.

Sein Kamerad blickte ihn ernst an und sagte: „Der Herzog ist todt!“

Als die Straße anhub, sachte abwärts zu gehen, wurde die Gegend eine andere. Statt der Fichten und Lärchen

standen Kiefern; anstatt Ahorn und Eschen waren wilde Kastanien, hinter deren Laubkronen eine weite Ebene blaute. Auf jener fernen Fläche waren zahlreiche weiße Punkte und Streifchen hingestreut, und nach einer Richtung hin lag eine schmutzig graue Dunstschichte, die wie Regenwolken am Himmel hing und die Ebene verdeckte. Dort lag die Herzogsstadt. Die Prinzessin war ja nicht selten dort gewesen, aber nie auf längere Zeit; so hatte ihr von dieser Höhe aus — war es nun auf der Hin- oder auf der Rückreise — der Anblick des grauen Stadtbrodems Vergnügen gemacht. Heute war es anders und sie fragte sich, warum man Fürstenstädte in tiefe Niederungen baue, wo unter schwerer trüber Luft menschlicher Hochsinn und Frohsinn nicht so gut gedeihen will, als auf sonnigen Bergen.

In den Dörfern, an denen sie nun vorüberzogen, läuteten die Glocken, am Rande der Straße standen überall Menschen, die eine ernste Stimmung zeigten. Auf weiten Feldflächen waren Soldaten und Zelte, auf Wegen und Straßen, die sich mehrten, rasselte schweres Geschütz dahin. Die Stadt, in welche die junge Fürstin einzog, war seit der Morgenfrühe dieses Tages belagert. An vielen Gebäuden wehten Trauerfahnen, dazwischen flatterte aber auch manch weißes oder buntes Fähnlein, welches der jungen Herrscherin galt. In der Menschenmenge vereinzelte Hochrufe: „Es lebe die Herzogin Juliana!“ Aber andere Rufe brausten tausendstimmig auf: „Es lebe das Volk!“ — Einigemale knatterten Schüsse, die nicht zum Festpompe gehörten, sondern von rasch vor-

rückenden Truppen gegen die ungeberdige Menge gerichtet schienen. Viele Thore und Fenster der Häuser waren geschlossen, an anderen schaute Kopf an Kopf heraus; mancher Arm winkte dem nahenden, nun durch Krieger verstärkten Fürstenzuge mit weißem Tuche zu, in manchem Auge standen Thränen, als es im Wagen das junge, liebliche und unerfahrene Wesen sah, und manches Gemüth seufzte: „Arme Herzogin!“

Den früheren Anordnungen entgegen wurde der Befehl ertheilt, von den Hauptstraßen der Stadt abzubiegen und durch Seitengassen in raschem Laufe dem Schloßparke zuzufahren.

So zog Herzogin Juliana in den Palast ein. An der Pforte war kein Ehrenbogen, die breiten Marmortreppen waren kahl. Die Lakaien waren verstört, Dinge, die freilich nicht der jungen Fürstin, wohl aber ihrer Mutter auffielen. Als sie endlich in der dumpfen Ruhe der Prunkgemächer allein waren, fielen sich die beiden Frauen um den Hals und weinten.

Herzogin Juliana fragte nach der Bahre des Oheims. Der Hofmeister, welcher ihr beigegeben worden und kaum von ihrer Seite wich, gab ihr in höflichen Wendungen zu verstehen, daß der Ernst der Lage vor der Hand Anderes heische. — Es ist schon gut, dachte Juliana bei sich, ein braves Volk regieren, das wird auch noch kein Hexenstück sein. —

Um acht Uhr Abends trat die Fürstin, von Fanfaren angemeldet, in den hellerleuchteten und von den Großen des

Landes erfüllten Thronsaal. — Das ländlich schlichte, kindlich treuherzige Mädchen, man erkannte es nicht wieder. Sie war ordentlich höher gewachsen; würdevoll aufrecht, mit ernsten ruhigen Zügen, das Antlitz blasser als sonst, an ihrem schlanken Leibe der schwere Purpur niederwallend, auf dem von lichtblonden Locken umgossenen Haupte das funkelnde Diadem — so stand sie am Throne, die junge Regentin.

Eine Stunde früher hatte ihr der Kanzler die Schrift der Rede übergeben, die sie halten sollte. Sie blickte den Granden etwas überrascht an, dann las sie das Schriftstück und nahm den Stift, um hier zu streichen, dort zu vervollständigen.

Die Rolle in der Hand, aber sich derselben nicht bedienend, so trat sie nun vor und sprach — nicht laut, mit etwas mundartlicher Betonung — aber deutlich die folgenden Worte:

„Edle Herren und Gesandte!

Das Unglück, welches uns getroffen, hat mich so unerwartet an diese Stelle geführt, daß ich mich noch nicht fassen kann. Ich weiß in Vielem hier nicht Bescheid, aber was meines Amtes sein wird, das weiß ich. Die Würde nehme ich in Demuth, weil sie Gott giebt; die Bürde, die das Gesetz und Euer Wille mir auferlegt, trage ich mit Vertrauen zu mir und Euch. Ich will unter Eurem Beistande regieren nach meinem Erkennen und Gewissen. Treue und Gerechtigkeit gelobe ich. In meinem Reiche sollen die Mächtigen nicht übermüthig sein und die Geringen nicht

verzagen. Die Redlichkeit will ich beschützen, die Tüchtigkeit in aller ehrlichen Arbeit will ich lohnen. Das Werk ist schwer, denn Vieles strebt dagegen. Gott helfe mir, daß ich es vollführe."

Als die Fürstin so gesprochen hatte, neigte sie leicht das Haupt vor der Versammlung und stieg die Stufen herab.

Nicht der laute Schall des Beifalls war jetzt, sondern ein halbgedämpftes Murmeln der Befriedigung und der Ehrerbietung. Erst als die Fürstin den Saal verlassen hatte, brach ein Jubelsturm los, daß die Wände dröhnten. Hatten schon ihre wenigen, aber kräftigen Worte die Herzen bewegt, so hatte ihre Erscheinung sie bezaubert und hingerissen. Mancher, der mit Zweifel und Bangen den Saal betreten hatte, verließ ihn mit Zuversicht.

* * *

Während die Fürstin im Thronsaale gestanden, hatte sich bei der Leiche des ermordeten Herzogs ein seltsamer Auftritt ereignet.

Die Leiche war den ganzen Tag über im Arbeitszimmer des Herzogs, auf einem Ruhebette gelegen, wie sie vom Gebirge gebracht, hingelegt worden. Das Haupt durch ein zu hohes Kissen nach vorne, das Kinn an die Brust gedrückt, die linke Hand über das Bett hinabhängend, während die rechte unter dem schwarzen Mantel lag, mit dem ein Theil des Körpers zugedeckt war. Die Glieder wurden noch von dem Jagdanzuge umhüllt; der stolze Aristokrat hatte in dem

schlichten Kleide des Gebirglers sterben müssen. Die Wunde an der Brust war nicht zu sehen, aber an dem braunen Rockarm der hinabhängenden Hand waren geronnene Striemen. Das bartlose Gesicht war gelb wie schlechtes Wachs, zwischen den lehmfarbigen Lippen blinkte die obere Zahnreihe hervor, die Züge waren ein wenig verzerrt, so daß die einen Beschauer in denselben einen schmerzhaften, die anderen einen höhnenden Ausdruck erkennen wollten. Die tiefeingefallenen Augen standen nur halbgeschlossen, so daß man noch das Blaßgraue der geronnenen Augensterne sehen konnte. Die röthlichen Haare waren kurz geschnitten und zeigten noch keine Glatze. Am unteren Ende des Körpers standen aus dem Mantel die bestaubten Stiefelspitzen hervor.

So war der todte Mann den ganzen Tag hier gelegen. Kein Kerzenlicht und kein Crucifix deuteten an, daß es ein Leichnam sei. Wie vergessen schien er hier, der Tag galt anderen, für das Land wichtigeren Dingen. Heute dem lebendigen Herrscher, erst morgen dem todten.

An der Pforte standen starr, wie aus Holz geschnitzt, zwei bärtige Landsknechte mit langen Hellebarden und ließen Jeden ein und aus, der ein- und ausgehen wollte.

Zu Füßen der Leiche kauerte Hago Stolland, der Büchsenspanner des Herzogs, ein hagerer, blasser, schwarzbärtiger Mann mit eingefallenen Wangen und gefurchter Stirne. Er nahm den ganzen Tag keinen Bissen zu sich, er ging nicht von der Stelle, er deckte manchmal sein Angesicht mit den Händen und weinte um seinen Herrn. Er fühlte sich,

wie er Jedem gestand, der nach dem Hergang der Sache fragte, nicht frei von Schuld. Er hätte trotz des hohen Befehls nicht zurückbleiben dürfen im Felsenkare, als der Herzog zur Weißhornwand hinanstieg.

„Wie konnte das geschehen?!" fragte ein Herr, der mit mehreren Frauen gekommen war, um an der Bahre das Entsetzliche zu vernehmen.

„Mein Gott, wie konnte es geschehen!" antwortete Stolland und erzählte es zum hundertstenmal. „Diese unselige Adlerjagd! Adlerjagd ist nur für geübte Jäger, ich habe es dem Herrn oft gesagt. Trotzdem setzt er sich's fest, er will im Hochgebirge einen Adler erlegen. So sind die Thiere tagelang früher mit gebratenen Füchsen niedergelockt worden von den Hochwänden. Hernach fahren wir ins Gebirge, der hohe Herr, drei Cavaliere mit Dienerschaft und ich. Am zweiten Tage müssen wir auf die Pferde, denn das Wildwasser hat die Wege unfahrbar gemacht. Bei den drei Riedeln zerstreut sich die Gesellschaft. Der Jäger führt den Herzog in die Kare, dort sieht man hinauf an die Weißhornwand, wo die Beizen liegen und die schwarzen Punkte nur so auf und nieder schweben. Drei Adler sind's. Vorher sind uns ein paar fremde Männer begegnet. Der Herzog schickt ihnen den Jäger nach, daß er sie aus dem Revier weise. Dann steigt er an. Ich will ihn begleiten, er sagt: Seit wann gehen die Adlerjäger zu Zweien? — Ich erinnere, daß Gefahren sind. Er befiehlt mir kurz, daß ich zurückbleibe im Kar. Ich mache mir nichts draus. Da stehe ich nun und stehe zwei

Stunden lang. Anfangs höre ich hoch oben noch seine Fußtritte im Gestein, dann nichts mehr. Vom Gefolge auch nichts. Endlich wird mir unheimlich und ich will hinaufsteigen, da höre ich in der Höhe so etwas, wie einen Schuß. Gut ist's, denk ich, nun hat er einen und wird bald da sein. Ich warte bis es finster wird und der Herzog kommt nicht. Die Jagdgenossen rufen einander mit den Hörnern, ich antworte. Der Mond steigt auf, wir treffen im Kar zusammen und der Herzog kommt nicht. Also steigen wir Alle, Jeder durch eine andere Schlucht, hinan gegen die Weißhornwand und suchen und rufen und blasen die ganze Nacht. Am Morgen steigen Nebel auf, ich verliere im Knieholz und Geröll die Fährte, muß an einem steilen Hang hin, oben ragen die Felsen über, unten der Abgrund. In den Lüften schwimmt ein Adler. — Jetzt auf einmal höre ich mir gegenüber an der Weißhornwand schreien. Dort haben sie ihn gefunden."

Sie wollten noch mehr hören, er bat, daß man ihm die nähere Schilderung erlasse, er sei schon an der Grenze, wahnsinnig zu werden.

„Ist eine Ahnung — wer?" wagte man zu fragen.

„Ein Raubschütz oder Zufall," antwortete der Büchsenspanner, „der edle Herr hat keinen Feind gehabt . . ."

Der Mann versank wieder in stumme Traurigkeit und die Leute gingen schaudernd an der Leiche vorüber, hinaus ins freie Licht.

In Augenblicken, da Niemand im Zimmer anwesend war, richtete Stolland sich auf, warf durchdringende Blicke umher

und um seine Mundwinkel zuckte ein seltsames Grinsen. Nahte Jemand, so sank er wieder in seine klägliche Stellung zusammen.

Ein Greis kam zwischen den schweren Vorhängen hereingewankt, auf einen niedrigen Stock stützte er sich und von dem tiefgebeugten Haupte wallten die fast schneeweißen Haare nieder über die breiten Schultern und den schwarzen Rock.

Als er an der Leiche stand und sie anstarrte, murmelte er vor sich hin: „Das Haupt ohne Scheu."

Stolland schlug einen raschen Blick zu ihm auf. Dann sagte er in ebenso leisem, getragenem Tone: „Das Herz ohne Reu."

Der Greis schaute um sich und da sonst kein Mensch zugegen war, schritt er ganz nahe zum Büchsenspanner und sagte: „So ist es endlich gelungen!"

„Es ist gelungen," wiederholte der Andere.

„Bist Du es?"

In demselben Augenblicke kam wieder eine Gruppe von Besuchern zu Thüre herein. Der Greis schritt gesenkten Hauptes von dannen. Hago Stolland, des Herzogs Büchsenspanner, saß zusammengekauert wie ein treuer Hund zu Füßen seines Herrn.

Am nächsten Tage begannen die Trauerfeierlichkeiten. Sie dauerten fünf Tage und gingen strenge nach den Vorschriften des Hofmeisteramtes vor sich. Die Bevölkerung trug in ihrer Art dem Herkommen Rechnung, Tausende und Tausende stellten einen Schmerz zur Schau, der nicht in

ihnen war. Aber wo Zwei oder Drei in verschlossener Kammer beisammen waren, da erinnerte man sich freimüthig der Tyrannei, der Mißwirthschaft, des Lotterlebens jenes Mannes, welcher eben mit großem Pomp in der Herzogsgruft beigesetzt worden.

Eine von den sehr wenigen Personen, die in schweres Trauergewand gehüllt mit wahrer Betrübniß vor der Herzogsbahre gebetet hatten, war die Fürstin Juliana. Aber sie mußte bald den Flor wieder um den Purpur vertauschen; den Trauertagen folgten die Freudenfeste der Herzogskrönung, ein diesem Hofe eigenthümliches Fest, welches dazu bestimmt war, die Herrlichkeit des alten Geschlechts zur vollen Entfaltung zu bringen.

Die Vorbereitungen dazu waren groß und behendig, Alles in Stadt und Land rüstete sich zur Pracht und Freude, aber durch die Luft zog, man wußte nicht, von wo aus und wohin, ein unheimliches Sagen, das Krönungsfest würde unterbrochen werden, und zwar auf eine Weise, daß den Herrschaften die Lust zur Veranstaltung eines solchen für alle Ewigkeit vergehen sollte.

Zur Fürstin drang nichts von dieser Stimmung. War sie doch überall, wo sie stand, ging und fuhr, von den Höflingen umschwärmt. Der Hofmeister konnte seit Nächten nicht mehr schlafen vor Sorge, ob Ihrer Hoheit wohl alle wichtigen Punkte der Hofsitte in den manchmal etwas eigensinnigen Kopf zu bringen sein würden vor dem Feste. Sie pflegte sich bisweilen nachgerade ein bischen ungezwungen zu gehaben.

Sie sprach mit Lakaien und Zofen kaum anders, als mit Freiherren und Freifrauen, und dann mit Grafen und Fürsten wieder, wie mit Lakaien. Sie war manchmal munter dort, wo der Hofton ernste Würde vorschrieb, und betrübt dort, wo heitere Gesichter verzeichnet standen. Mehrmals war es schon geschehen, daß sie auf der Straße vom Wagen aus einem Bekannten heiter zugrüßte, bevor sie selbst noch gegrüßt wurde, und einmal winkte sie einem alten Weibe, das ihr Blumen in den Wagen geworfen hatte, einen viel zu freundlichen Gruß zu.

Die alte Herzogin von Edenstein war vorläufig wieder auf ihr stilles Landschloß zurückgekehrt, freilich begleitet von dem wohlthuenden Gefühle, die Fürstin-Mutter zu sein; gedachte aber später in die Residenz zu ziehen, um die Vortheile ihrer Stellung ausnützen zu können. Für die Krönungsfeierlichkeit hatte sie sechs Rappen spanischer Race angeschafft, und einen schwer vergoldeten Galawagen, der zwei ihrer einträglichsten Meierhöfe gekostet hatte. Das Landgut der verarmten Adelsfamilie war nicht so ganz in der Lage, eine ehrgeizige Fürstin-Mutter auszustatten, aber sie hoffte auf die Zukunft.

Eines Tages begegneten sich im herzoglichen Wildgarten zwei vornehm gekleidete Herren. Sie schienen sich fremd zu sein. Der Eine murmelte wie für sich hin: „Das Haupt ohne Scheu.“

„Das Herz ohne Reu,“ sagte der Andere. Da reichten sie sich einander die Hand und wandelten Seit' an Seite weiter. Sie führten leise ein angelegentliches Gespräch.

„In Sicherheit ist er?“ fragte der Eine.

„Vorläufig,“ antwortete der Andere.

„Also der zweite Schritt.“

„Er muß rasch folgen. Zwar thut die Junge noch sehr fromm, die Alte aber spinnt schon am Netze.“

„Und bigott —“

„Wie der Teufel.“

„Die Junge ist um so gefährlicher, als sie schön ist und liebenswürdig sein kann. In kurzer Zeit hätten wir die alte Wirthschaft. Der Thronstuhl ist ein feines Lotterbett, wer ihn zu wenden weiß.“

„Das Volk schwankt.“

„Das Volk läßt sich vom Glanze verführen und die Laster der Großen sind ihm nachahmenswerthe Tugenden.“

„Wie weit ist man mit den Vorbereitungen zum Feste?“

„Im Schlosse sind seit Wochen dreihundert Arbeiter thätig.“

„Und unter der Erde?“ fragte der Eine mit sehr leiser Stimme.

„Im Canal nächst der Johannesbrücke liegen sieben Fässer mit Sprengstoff.“

„Die nächste Versammlung?“

„Morgen in den drei Gärten.“

Ein flüchtiger Gruß und die Männer gingen auseinander.

* * *

Zwei Tage vor dem Feste war es, als die junge Fürstin im offenen Wagen durch die Stadt fuhr. Den reichen Schmuck der Gebäude, die riesigen Ehrenbögen, an denen überall noch emsig gearbeitet wurde, beachtete sie kaum. So auch fuhr sie gleichgiltig vorüber, wo Soldaten Front machten vor dem fürstlichen Wagen.

„Säbel- und kanonenlustig, wie der hochselige Herzog, scheint sie nicht zu sein," bemerkte ein Bürger zum anderen.

„Unklug, unklug!" versetzte der Angesprochene, „wie die Anzeichen sind, wird sie der Soldaten bald bedürfen."

Kaum sie so gesprochen hatten, hielt vor ihren Augen der fürstliche Wagen an. Die Fürstin stieg rasch aus, ging — die Schleppe ihres Seidenkleides im Straßenstaub hinter sich herziehend — auf einen der Soldaten zu, wie sie in Reih' und Glied standen, und mit dem hellen Gruß: „Peter! Peter, wie geht's Euch?" schüttelte sie ihm die Hand.

Der Auftritt war unerhört. Der commandirende Obrist wußte nicht, was er zu thun hatte; dem so Begrüßten rannen die Thränen über das braune Gesicht.

„Ihr seid befreit," rief ihm die Fürstin zu, „Ihr könnt heimgehen. Und grüßet mir die liebe Maria und den Franz!" — Dann wendete sie sich zum Obristen und sagte: „Dieser Mann, Peter Baumgartner, ist seiner Soldatenpflicht enthoben. Er hat zu Hause ein kränkliches Weib und ein kleines Kind, für die er sorgen muß."

Die Menschenmenge, welche sich rasch versammelt und die Worte vernommen hatte, so die Herzogin zum Soldaten

und zum Obristen gesprochen, brach in unbeschreiblichen Jubel aus. Die Fürstin fuhr schnell voran, aber die Kunde von dem Geschehenen ging noch schneller; von allen Gassen, aus allen Häusern drängte das Volk heran, begrüßte die Fürstin mit schallender Begeisterung und Studenten schickten sich an, ihr die Pferde auszuspannen. Rasch ließ sie den Wagen schwenken und fuhr durch die Wildgärten auf Umwegen ins Schloß zurück.

Ihr lachte das Herz ob der freudvollen Liebe, die ihr erzeugt worden und sie dachte bei sich: Wie wenig braucht es doch für uns, das Volk zu gewinnen. Sind wir ihm auch nur ein bischen menschlich, so fliegt es uns entgegen.

In ihren Gemächern angelangt, setzte sich Fürstin Juliana an den Tisch und schrieb mit rascher Hand folgenden Brief:

„Liebe, gute Maria!

Ich muß mich Dir sehr verklagen. An sechs Wochen bin ich schon hier und habe mein Dir gegebenes Wort erst heute eingelöst. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Regentsein so untreu machen kann. Aber die Obliegenheiten und Aufregungen, die ich durchzumachen habe, müssen mich diesmal entschuldigen. Ich hatte fast daran vergessen, da sehe ich heute Deinen Peter zufällig in der Front stehen. Die Uniform steht ihm nicht schlecht, aber das Gesicht hättest Du sehen sollen, wie ich ihm gesagt habe, daß er heimgehen darf. Er wird gewiß heute noch mit Sack und Pack davonlaufen. Ach, könnte ich mit ihm ins liebe

Timerthal. Aber jetzt ist der Krönungsrummel vor der Thür und da muß ich nothwendig dabei sein. Im Gottesnamen! Laß doch einmal etwas von Dir hören, liebe Maria. Du kannst nicht glauben, wie sehr mich jede Nachricht von daheim freut. Was macht der kleine Franz? Wenn er die letzten Stockzähne noch nicht bekommen hat, mache Dir nicht d'raus. Eine alte Frau, die mir täglich die Haare macht, sagt, es wäre nur ein Aberglauben, wenn man meint, daß spätes Zahnen Fieber bringe. Ich muß schließen, es ruft mich schon wieder etwas. Denke Dir, ich bin des Tages nicht eine Stunde mein eigener Herr. Doch habe ich nur erst die Krone fest im Haar, dann will ich ihnen den Herrn schon zeigen, da giebt's nichts zu spaßen, ich werde ein fürchterlicher Tyrann sein. Lebe wohl. In alter Freundschaft

Deine

Juliana."

Der Hofmeister war nachdenklich und mißgestimmt. Dem Kanzler fiel das auf und er fragte eines Tages nach der Ursache. Der Hofmeister machte eine unwillige Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: Wozu? Es ist ja nichts zu machen!

„Nun, nun," brummte der Kanzler.

„Was sagen Sie zu diesem Scandal?" fragte Jener.

Der Kanzler zuckte die Achseln.

„Das ist ja eine Bäuerin!" stieß der Hofmeister hervor. „Wir werden lächerlich vor der ganzen Welt. Haben Sie das

Flugblatt schon gelesen? Da, sehen Sie!“ Er zog es aus der Tasche: „Die Volkskönigin! Ein Jugendfreund von ihr soll der Soldat gewesen sein.“

„Soll ich das Blatt unterdrücken?“

„Um Gotteswillen, nein. Die Augen müssen ihr aufgehen.“

„Es ist schlimm,“ sagte der Kanzler.

„Es ist überaus schlimm, Excellenz!“

„Aber noch immer nicht das Schlimmste.“

„Natürlich. Man blickt weiter.“

„Es ist zu befürchten, daß sie die Partei des Pöbels ergreift,“ sagte der Kanzler mit ernster Miene.

„Dann reißt die Verwilderung ein. Dann sind wir verloren.“

„Wer hätte ahnen können, daß diese hocharistokratisch gesinnte Frau ihrer Tochter eine solche Erziehung geben würde!“

„Das Kind ist in die Hände eines schlauen Demagogen gefallen. Isak oder Abraham, oder wie er geheißen haben soll. Wissen Sie, daß er Verse gemacht hat?“

„Grauenhaft!“

„Und daß er die alte Herzogin besungen hat? An der Eitelkeit ist jede Frau zu gängeln. Uebrigens vermuthe ich, daß die Geschichte von den Weißen Brüdern eingefädelt worden ist.“

„Das Raffinement wäre beispiellos.“

„Ich hoffe nur noch auf Eines,“ sagte der Hofmeister.

„Und das ist?"

„Die Krone wird sie zu sich bringen, fühlt sie sie nur erst auf dem Haupte. Eine Fürstenkrone ist ein wundersam Ding! Bringen Sie mir den eingefleischtesten Demokraten, ich setze ihm die Krone auf und er ist König! Er ist König, Eure Excellenz, und thut es an Würde dem ältesten Adel, an Gewalt dem größten Tyrannen zuvor."

Derlei Vertrauliches wurde in einem Zimmer des fürstlichen Schlosses gesprochen. In einem nächsten Augenblicke begegnete den beiden Höflingen auf der Marmortreppe die Fürstin; sie verbeugten sich vor ihr auf das Ehrfurchtsvollste. —

Auffallend war, daß die Polizei des Herzogsmordes ganz vergessen zu haben schien. Es verlautete in der Oeffentlichkeit nichts von einer Fahndung nach den Verbrechern. Insgeheim jedoch ging im Gebirge die Jagd nach den Uebelthätern um so emsiger vor sich. Viele Personen wurden eingezogen, darunter auch ein Mann der fürstlichen Leibwache und der fürstliche Büchsenspanner. Allein es ergaben sich keine ganz triftigen Anhaltspunkte; klarer sah die Adelspartei, daß das Verbrechen tief und weit verzweigt im Volke wurzeln müsse. Man wollte nun die Leute in Sorglosigkeit lullen und ließ die blutige Angelegenheit scheinbar einschlafen.

So reigte sich alles um die junge Fürstin. Diese ließ nie ein Wort fallen über die gräßliche That; heimlich dachte sie daran um so öfter und das lag wie der Schatten einer Wetterwolke auf ihrem sonst so heiteren Herzen.

In den Volksschichten hatte die Stimmung gründlich umgeschlagen. Nahm schon die anmuthige Persönlichkeit der Fürstin alle Herzen ein, so war ihr volksfreundlicher Sinn ganz und gar geeignet, die Gemüther für sie zu entflammen. Mancher Bürger ließ die als Zier für das nahende Krönungsfest aufgehißten bunten Papier- und Leinwandlappen von den Wänden seines Hauses reißen, um diese mit Sammet und Seide zu schmücken. Manche Gemeinde erhöhte ihre Beitragssumme für das Fest auf das Doppelte und Dreifache, Hunderte von Flugblättern rühmten in Gedichten, Sprüchen und Bildern die Fürstin. O glücklich die Bürger eines Landes, die es fühlen, daß ihr Herrscher für sie ein Herz hat! Die Treue des Fürsten pflanzt sich fort durch alle Schichten des Volkes und wird zur Tugend der Nation! — Schon am Vorabende des Krönungstages war die Freudenstimmung im Volke eine so echte und zwanglose, daß sich der Hofmeister die Haare hätte ausraufen mögen, wenn er noch welche auf dem Haupte gehabt hätte.

Auf der feenhaft beleuchteten Johannesbrücke begegneten sich an diesem Abende, während die ganze Residenz in sprühendstem Freudenrausche war, zwei Männer, die sich mit dem uns bereits bekannten Losungsworte der Weißen Brüder begrüßten.

„Einstweilen verschoben. Die Stimmung zu ungünstig." Diese wenigen Worte theilte Einer dem Anderen mit, dann gingen sie auseinander.

Das Krönungsfest ging unter den altherkömmlichen Formen auf das Allerglänzendste vor sich. Nur der Jubel

des Volkes war noch nicht dagewesen in so hohem Maße, wie er sich auf dem weiten Domplatz erhob, als Fürstin Juliana in die Kirche zog. Er übertönte alle Glocken, er übertönte die siebenundzwanzig Kanonenschüsse, die von der alten hochgelegenen Burg aus der Stadt und der Umgebung weithin den Moment verkündeten, als der Erzbischof Graf Wendlinburg der jungen Frau die Krone des alten Herzogsgeschlechts auf das Haupt setzte. Die Fürstin, unbekümmert um alle prunkhafte Umgebung, kniete ruhigen Ernstes an dem mit blauem Sammte überzogenen Pult. Ueber ihrem Kleide, das so zart und weiß war, wie die Blüthe des Kirschbaumes, trug sie den schweren Krönungsmantel. Ueber denselben wallten die goldenen Strähne ihres Haares nieder. Um die Stirn hatte sie einen Rosmarinzweig gewunden und darüber prangte nun die aus gediegenem Golde geschmiedete und mit sieben Edelsteinen geschmückte Krone.

„Ich sähe auf ihrem Haupt lieber die Myrte, als das Gold,“ flüsterte Jemand in der Kirche seinem Nachbar zu.

„Glückselig der Mann!“ antwortete der Nachbar. „Die Zeit wird kommen.“

Das Angesicht der Fürstin konnte in diesen Augenblicken nicht beobachtet werden, denn das Haupt war geneigt. — Von dem Krönungsfeste war ihr — nach eigenem Bekenntnisse — für das spätere Leben nichts in Erinnerung geblieben, als dieses Knien vor dem hohen Altar und der Druck der Krone. — Auf das Angenehmste überrascht waren die Höflinge, besonders der Hofmeister, von ihrem tadellosen Verhalten

während des ganzen tagelangen Festes. „Fürstliches Blut!" flüsterten sie sich zu. „Es ist die Majestät in ihr, die an einer zarten Frau noch unendlich überwältigender wirkt, als am Manne."

Erst gegen Abend des zweiten Festtages war es der Fürstin gestattet, sich zurückzuziehen in ihr stilles Gemach, wo sie erschöpft auf ein Kissen sank. Noch gaukelten die bunten Bilder des Festzuges, der Hoftafel, der Singspiele, des Balles, der Schaustellungen und all der schönen Huldigungen eine Weile um ihre Seele. Als sie allmählich zu sich gekommen war, sah sie in silberner Schale die Blätter und Briefe, die ihrer harrten. Einen der Briefe, der fast ungefüg zusammengelegt war und eine unbeholfene Handschrift trug, öffnete sie alsbald. Der Brief war aus dem heimatlichen Thale, mit ziemlich eckigen Buchstaben geschrieben, und sein Inhalt lautete:

Dorf Friedau.

„Meine liebe Herzogin!

Ich weiß es wohl, es soll nimmer sein, daß ich Dir schreibe, und wenn Du mir es auch selber erlaubt hast, weil Du so unbeschreiblich gut bist, so weiß ich doch, es soll nimmer sein. Aber meine Freude ist zu groß, ich weiß mir nit zu helfen. Ich weiß nit, wo ich anheben soll zum Erzählen. Gestern am Vorabend ist in unserer Kirchen feierlicher Gottesdienst gewesen von wegen der Krönung. Mein Lebtag hab ich nit so viel Leut beisammen gesehen. Ich hab den Franz genommen und bin auch hinauf, mein

letztes End hab ich gemeint bei dem Gedräng in der Kirchen. Und wie der Herr Pfarrer die Anred haltet: aus unserer lieben Heimat thät sie sein und Jeder und Jede thät sie kennen und lieben — ich mag's nit schreiben, was er alles gesagt hat, kein Aug ist trocken blieben. Und wie das „Herrgott Dich loben wir" ausgesungen ist und ich mit dem Kind zum Häusel herabsteig, Jesus Maria, da sitzt er vor der Thür, auf dem Antrittstein sitzt er und schmunzelt uns entgegen und fragt, ob man bei diesem Haus nit einen verabschiedeten Soldaten über Nacht behalten wollt? Der Franzel schreit: Vater! Vater! und springt ihm aufs Knie, ich kann's gar nit sagen, wie mir gewesen ist. Auf allen Bergen sind Freudenfeuer, auf dem Kreuzbühel ist ein sehr großes und schießen sie mit Pöllern, und wir plaudern die halbe Nacht und der Peter kann nit genug erzählen. Jetzt schlafen sie endlich allzwei, der Junge und der Alte, aber ich kunnt nit schlafen und wenn sie mich mit Peitschen dazu trieben; beten und weinen thu ich, und jetzt hab ich mir gedacht, ist's schon auf Eins, und nimm ein Papier und schreib ihr. Du weißt ja, Unsereins kann nit reden und schreiben noch weniger, wann Du mir doch ins Herz kunntst hineinschauen, wie viel Dank! Wie viel Dank, daß Du mir meinen Mann hast geschickt. Ich wär zugrund gangen ohne ihn; nit wegen des Erwerbes allein, die Zeit her, wo er weg ist gwest, bin ich erst inne worden, wie gern ich diesen Menschen hab. Wann ich jetzt bei Dir wär und vor Dir kunnt niederknien und Dein Gewand küssen, wann

das kunnt sein! Und wann's wirklich wahr ist, daß Du mein Schreiben nit verachtest, so sollst auch meine Dankbarkeit nit verachten. Ich danke Dir viel tausendmal. Und für Deinen Brief auch, ich kann's nit fassen, daß wo Du jetzt bist, des armen Weibes noch gedenkest. Will Dir auch schreiben, daß der Franzl die hinteren Stockzähne schon bekommen hat, beide zu gleicher Zeit und hat ihm nichts gemacht. Neues ist nichts, als daß im Scharnthal drin jetzt ein Försterhaus gebaut wird, wo mein Peter gleich Arbeit finden kann. Und denke Dir, die alte Binder Thres hat geheiratet und einen Menschen, der so jung ist, daß sie seine Mutter kunnt sein. Weil sie Geld hat, soll er sie genommen haben, heißt's. Da ist mir wieder eingefallen, was Du einmal gesagt hast: Könige und Bettlerinnen können zusammenheiraten, aber alte und junge Leut nit. — Jetzt ist es aber genug, und genug für alle Zeit. Ich weiß, wie weit wir Zwei auseinander stehen, und daß es ein Frevel von mir thät sein, und leicht auch von Dir, wann wir Zwei noch wollten gute Bekanntschaft halten miteinand. Ich kann Dir schon nit genug Dank sagen, daß Du als gnädiges Fräulein vom Schloß zu mir geringen Person niedergestiegen bist und meine Gesponsin hast sein wollen. Ich werde die Zeit nimmer vergessen und sie wie eine Gnad Gottes verehren, die mir ganz unverdient vom Himmel gefallen ist, will auch mein Kind anweisen, daß es für Dich betet, denn Du hast einen harten Stand und einen großen Stand, wo Du jetzt stehst, da

kann Eins viel Segen austheilen und auch viel Unglück anrichten auf der Welt. — Und jetzt, meine geliebte Herzogin, muß der Abschied sein. Wann mir noch eine Bitt, die letzte, erlaubt wär, meinen Franzl, wenn er aufwachst und es ihm einmal schlecht sollt' gehen, verlaß ihn nit. Leb wohl, tausendmal wohl.

Maria Baumgartner."

Als dieser Brief gelesen war, hielt ihn die Fürstin noch lange in der niedergesunkenen Hand und blickte vor sich in die leere Luft hinein. Allmählich begannen über ihre Wangen helle Thränen zu rinnen . . . .

Endlich waren die Feste verrauscht und die Leute kehrten in das Geleise ihrer täglichen Gewohnheiten und Verrichtungen zurück. Auch die Regierungssachen gingen, wie sie gingen, zumeist in bester Absicht betrieben und stets Unzufriedenen begegnend. Denn in jedem ordentlichen Staate muß, wie in einer Uhr, die Unruh sein, eine Gegenpartei, der das, was geschieht, niemals recht ist. Der kluge Herrscher, der keine Unruhe hätte in seiner Reichsuhr, müßte sich sofort eine solche schaffen.

Die Fürstin arbeitete fast ununterbrochen, um den nöthigen Ueberblick über alles zu gewinnen und über das, was an sie herantrat, ihr eigenes Urtheil zu bilden. Eigentlich hätte sie gar nichts zu thun gehabt, als das Staatssiegel zu sein, mit dem die Regierung auf ihre Erlässe das Zeichen der Giltigkeit drücken konnte. Alles, was ihr unter

die Hand und unter die Feder gerückt wurde, war schon fix und fertig und sie hätte sich demnach das „Regieren“ sehr leicht machen können. Einmal aber sagte sie zum Kanzler — zwar lächelnd, aber darum nicht weniger ernst — sie habe nicht allein eine Hand, die den Namen schreiben, sie habe auch einen Kopf, der erwägen könne. Dieser Kopf erwog denn mehr, als Manchem lieb war, und die zarte Hand führte das Staatszügel strammer, als man es ihr zugetraut hatte.

Selten hatte sie Augenblicke, um sich ihren Jugenderinnerungen zu weihen, aus deren klaren Tiefen sie Labniß schöpfte. Da blätterte sie manchmal in einem geschriebenen Buche, das von ihrem Lehrer Abraham stammte. Es war einer der wenigen Gegenstände gewesen, den der Greis hinterlassen. Er hatte darüber keine Verfügung getroffen, es war kein Verwandter da, und so war das Buch in der Hand Julianens verblieben. Es standen Sprüche und mancherlei Betrachtungen in den Blättern, und wenn die Fürstin darin las, so war ihr, als höre sie wieder die Stimme ihres theuren Lehrers. Eines Tages las sie aus diesem Buch die Parabel von den Starken.

Diese lautet also:

In grauer Vorzeit war ein Königreich. Das war uralt, aber es war nicht ausgedehnt und nicht kriegerisch. Es lag zwischen zwei riesigen Ländern, die eine ungeheuere Zahl von Soldaten hatten, gewaltig waren an roher Kraft

und gewaltig an List und Tücke. Und diese Länder waren die grimmigsten Feinde des kleinen Reiches, das in der Mitte lag.

Da geschah es in dem Königreiche, daß der Bauer des Feldes sich manchmal auf den Spaten stützte und nachsann darüber, was die Zukunft bringen werde. Und es geschah, daß der Schmied in der Werkstatt einen Augenblick seinen Hammer ruhen ließ und bekümmert war. Da stand eines Tages der König auf, der an Jahren ein Greis, an Thaten ein Mann, und im Herzen ein Kind war. Aufrecht stand er, aufrecht hielt er das Haupt, ruhig und ernst sagte er: „Wir kennen die Furcht nicht, wir sind die Starken."

Die feindlichen Völker, welche von diesem Worte hörten, waren verblüfft. Niemand war, der gesagt hätte, das ist ein Wort des Hochmuths. Denn es war in Demuth gesprochen, wie ein Gebet, und es war gesprochen in dem Muthe eines reinen Gewissens. „Wir fürchten nichts, als Gott!" sagten die Bürger des kleinen Königreiches. Der ruhige Ernst machte die Gegner kleinmüthig, denn diese fürchteten alles, nur Gott nicht.

Nun lebte in dem großen Nachbarsreiche ein weiser Mann. Der wollte die Ursache erfahren dessen, daß der König des kleinen Landes sagen konnte: Wir sind die Starken. Er reisete hin, um die Zustände dieses Königreiches kennen zu lernen.

Und wie er es in demselben gefunden, das ist also aufgeschrieben worden:

Der Grundstein des Reiches ist die Familie. Der Mann ist der Mehrer und der Hüter des Hauses. Das Weib ist die Erhalterin der Güter, die Säugerin und Pflegerin der Kinder. Der Mann ist Herr, aber das Weib nicht Knecht, sondern die hochgeachtete Frau und Mutter. Die Kinder werden erzogen nicht durch Worte, Lohn oder Strafe, sondern durch das Vorbild der Eltern. Ehebruch ist nicht, es steht davor die Todesstrafe. Der kräftige Sohn ist ehrerbietig und gehorsam dem gebrechlichen Vater im weißen Haar. Wacht in der Tochter die gewaltige Liebe auf zu einem Manne, so gesteht sie es und in Züchten wird der Bund geschlossen. Genug ist des Erwerbes und genug sind der Güter im Lande, daß sie leben und ihre Kinder nähren können. Denn die Menschen sind arbeitsam und einfach in den Bedürfnissen. Sie genießen mit Vorliebe das, was das eigene Land hervorbringt und was die Bürger des Staates erzeugen. Fremden Dingen, sei es an Gütern, sei es in Brauch und Sitte, sind sie abgeneigt.

Bei den Kindern wird körperliche Kraft und Gesundheit der Schulgelehrtheit vorgezogen; bei Männern die Weisheit dem Wissen, die Treue dem Können. Aber es giebt auch viele und gediegene Schulen; in denen werden nicht sowohl Dinge gelehrt, die vor tausend und tausend Jahren wichtig gewesen sind, sondern vielmehr solche, die sich auf die Gegenwart beziehen, welche sie ganz zu erkennen streben. Die Berufswahl der Jugend geht nicht so sehr nach Geld und Würden, sondern richtet

sich vielmehr nach den vorhandenen persönlichen Eigenschaften. Sie haben Vorliebe für Landleben und Feldbau, auch für bürgerliche Gewerbe, die ihren Mann nähren. Der Bauer und der Handwerker sind höher geachtet als solche Stände, die nur dem Genusse, der Verfeinerung und dem Glanze dienen. Geld ist ihnen Mittel, nicht Zweck. Nirgends ist großer Reichthum aufgehäuft und keiner darbt, der arbeiten will. Die Verbrauchten und Gebrechlichen haben von Rechtswegen ihr Auskommen, ohne darum betteln zu müssen. Die Versuchungen zu Lastern und Verbrechen sind also geringer als anderswo. Ehrenhaftigkeit stellen sie höher als äußere Ehre und die Männer üben ihren Muth nicht im Zweikampfe gegeneinander, sondern im Kampfe mit den Elementen, die sie nach Menschenmöglichkeit zähmen und ausnützen. Wohl üben sie sich auch mit Waffen in munterer, kühner Weise, ohne daß unter ihnen Haß ist.

Heilig halten sie die Religion und ehren ihre Priester; die weltliche Herrschaft greift nicht ein in das religiöse Gebiet, und die geistliche nicht in weltliche Dinge. Sie leben mehr nach dem Geiste als nach den Formen der Religion.

Werth ist ihnen das Schöne. Ihre Dichter singen Lieder der Lebensfreude oder stellen auf die Bühne große Vorbilder, an deren Thaten und Tugenden, oder an deren Weisheit und Heiterkeit das Volk sich erbauen und ergötzen kann. Das Häßliche in der bildenden Kunst, das Niederträchtige im Schauspiele, das Zersetzende und Wider-

liche in der Dichtung würde, wenn es auch käme, das Volk zurückweisen.

Merkwürdigerweise ist in diesem Lande die öffentliche Redekunst nicht ausgebildet. So hört man auch keine Aufwiegelungen gegeneinander und gegen fremde Länder und Stämme; der Patriotismus besteht nicht in dem Hasse gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen. Das Wohlwollen herrscht überall vor, selbst gegen die Thiere. Lehrer und Priester wirken darauf hin, daß die Vernunft über der Leidenschaft stehe; die Sonderbestrebungen werden dem Allgemeinen untergeordnet und es gehört nicht in den Plan dieser Staatsbürger, Gegner ihres eigenen Hauptes zu sein. Denn dieses Haupt, der König, weiß, daß er nicht da ist, um sein Volk zu beherrschen, sondern ihm in Weisheit, Treue und Würde zu dienen. Und der König weiß, daß der Werth des Menschen groß ist und daß dieser Werth gleich bleibt in der Hütte, wie im Palaste. Niemanden bevormundet das Gesetz in inneren Gewissensangelegenheiten und in freier Meinungsäußerung; wer hierin ungebührlich ist, der wird von dem gesunden Sinne der Mitbürger zurückgewiesen. Der Staatsbürger setzt seinen Stolz auf die Erfüllung des Gesetzes, das er selbst aufstellen half und das die Verkörperung seines Rechtssinnes ist. Unnachsichtig strenge ist das Gesetz gegen Lug und Trug und absichtliche Uebervortheilung des Nächsten. Schwere Verbrechen, deren Ursache in einer verderbten Natur liegen, werden ohne Umstände mit dem Tode bestraft.

Ein stehendes Heer giebt es nicht. Im Frieden ist Jeder Arbeiter, im Kriege Jeder Soldat. Nie würden sie einen Krieg anfangen, um zu erobern, wenn aber der Feind droht, in ihre Grenzen und Rechte einzudringen, dann stehen sie auf — Alle wie Ein Mann — um zu siegen oder zu sterben.

Solcher Art — so schließt der Bericht des weisen Mannes — ist das merkwürdige Volk beschaffen, dessen König sagen konnte: „Wir kennen die Furcht nicht, wir sind die Starken."

Fürstin Juliana war von dieser Parabel tief ergriffen. Sie sah darin die Grundsätze des alten Abraham und sie gelobte sich, dieselben zu ihrem Leitsterne zu machen, so weit sie mit der Wirklichkeit nur immer vereinbar wären. Denn daß es die Grundsätze eines Idealisten waren, das wußte sie; wie groß aber der Idealismus ihres eigenen kindlichen Herzens war, das wußte sie nicht.

Die wenigen Stunden der Erholung brachte Fürstin Juliana im Baumgarten zu, hegte junge Pflanzen, angelte im Weiher, oder saß auf einer sehr einsamen Bank und hörte dem Gesange der Vögel zu. Solche, wie auch auf Edenstein gesungen, hörte sie am liebsten. Eines Abends, da die Vögel nicht mehr sangen, auf den Wipfeln der Eichen und Ulmen aber noch der Sonnenschein lag, ließ die Fürstin Schreibzeug an einen Gartentisch bringen und schrieb in ihrer kleinen zierlichen Schrift einen Brief an die Freundin Maria Baumgartner.

Obschon — wie wir wissen — die arme Häuslerin an der Timer in ihrem Schreiben von der Fürstin förmlich Abschied genommen hatte, so entspann sich doch zwischen den beiden Frauen allmählich ein Briefwechsel, der merkwürdig ist und von dem wir über das nun folgende Leben und Wirken der jungen Fürstin auf das Unmittelbarste und Anmuthigste unterrichtet werden.

In diesem Briefwechsel sehen wir auch, mit welch feinem Tact die Fürstin sich in Gedanken und Form so gab, wie es die einfache Frau auf dem Lande fassen und verstehen konnte. All die Dinge der großen Welt, des Hofes und des eigenen Geistes, welche der Freundin nicht nahe standen, unterdrückte sie. Sie brauchte ja darum nicht herabzusteigen in ein niedrigeres Seelenleben, sie brauchte nur das rein Menschliche herauszuschälen aus ihrer Fürstenexistenz, so war sie verstanden und fand Wiederhall in dem Gemüthe des einfachen Weibes.

Briefwechsel zwischen der Fürstin und dem Bauernweibe.

Meine liebe gute Freundin!

Den Abschied, welchen Du mir ertheilt hast, kann ich nicht annehmen. Wenn Du, liebe Maria, der kleinen Juliana noch einige Freundschaft bewahrt hast, so bitte ich Dich, dieselbe auch der armen, einsamen Frau, die sie auf den Thron gesetzt haben, nicht ganz zu entziehen. Ich möchte Dir gerne manchmal schreiben, und schreibe auch

Du mir, wie Dir ums Herz ist. Lass' Dich nicht zurückschrecken, von dem, was ich nun sein muß, ja gerade jetzt mußt Du mir treu bleiben. Glaube mir, die Fürsten sind arm an Freunden, bettelarm, und wer ihnen schmeichelt, der thut es aus Freundschaft für sich selbst. Will übrigens nicht undankbar sein, habe manche Menschen um mich, die mir wohlwollen. Besonders eine Gräfin Baldriani ist, die mir alles zu ersetzen sucht, was ich verloren habe. Doch sind die Geselligkeiten und Unterhaltungen hier ganz anderer Art, als daheim im lieben Timerthale. Da wird gefahren, geritten, auch fechten muß ich lernen, was sehr drollig ist, wenn ein Weib mit dem Spieß umherfuchtelt. Ferner wird Musik gemacht, man spricht viel Französisch und Englisch, und zwar über Wettrennen und Jagden. Wenn ich mit der Gräfin allein bin, wird auch über Kleidermode, Stadtereignisse, Schauspiele und Bücher geplaudert. Wenn ich aber zu ihr sprechen will, wovon mein Herz voll ist, vom Lande, von Garten, Wald und den Leuten dort, da wird sie zerstreut und wir kommen nicht weiter. Auch meine Mutter ist häufig um mich, ist ganz in die Stadt gezogen und spricht ungerne vom Landleben, was ich ihr nicht verdenken kann. Sie ist früher immer in der Stadt gewesen, erst seit dem Tode meines Vaters auf Edenstein und hat dort ihrer Gebrechlichkeit wegen das Land nicht eigentlich kennen lernen können. So siehst Du wohl, liebe Maria, wie nöthig ich Dich habe. Laß den Verkehr mit Dir meine Labniß sein, und so viel ich weiß, daß

Du meine Briefe an Dich nicht viel aufzeigst, damit unser Verkehr nicht beneidet und falsch beurtheilt werde, so will auch ich Deine Briefe in Ehren halten und immer lesen, wenn ich kleinmüthig bin und Heimweh habe. Jetzt ist es ja schon bald zehn Jahre, seit wir miteinander bekannt sind, und ich denke, daß zwei Menschen, die in diesem Leben so lange voller Lieb und Treue nebeneinandergegangen sind, sich nie mehr ganz trennen können und dürfen. Erinnerst Du Dich noch an den ersten Tag? Ich war ein Wildfang. Ein Knecht hatte aus dem Walde eine junge Wildtaube in das Schloß gebracht und mir geschenkt. Als aber die Taube größer wurde, stutzte ihr der Knecht die Flügel, damit sie nicht fortfliegen konnte. Mein guter Nikolaus Abraham verdarb mir die Freude, weil er den traurigen Zustand des verstümmelten Thieres schilderte, wie es kümmerlich auf der Erde hüpfen müsse gleich einer Heuschrecke und ihm sein Lebenselement, die freie Luft, versagt sei. Da versprach ich dem Lehrer, wenn der Taube die Flügel wieder wüchsen, so solle sie fliegen. Eines Tages hüpfte das Thier zum offenen Thore hinaus und über die Wiese hin. Ohne seine vollen Flügel konnte ich es nicht fortlassen, lief ihm also nach, um es einzufangen. Ich sehe heute noch, wie es gegen das Haselgebüsch hinfludert, in den jungen Lärchenwald, ins Getanne hinauf, über die Heide hin, gegen das Scharnthal hinab und ich ihm nach. Endlich verliere ich's aus den Augen, will umkehren, finde den Weg nicht mehr. Zerrissen und blutend irre ich im Walde umher, komme

in hohes Heidekraut. Unter meinen Füßen Eidechsen, eine Kröte; ich fürchte mich nicht, solche Thiere sind harmlos und den Widerwillen gegen sie muß man überwinden. Wie ich jedoch die braune Natter ringeln sehe, da beginne ich voll Entsetzen zu laufen, bis ich erschöpft hinfalle und liegen bleibe. Als ich wieder wach werde, ist um mich alles fremd, der Boden sumpfig, mit Binsen bestanden. Die Nacht kommt, ich rufe um Hilfe. Maria, und jetzt ist plötzlich ein schönes, liebes Mädchen neben mir gestanden, etwas größer als ich. Das hatte einen Korb mit Erdbeeren und ein Stück Brot bei sich und lud mich ein, daß ich nur zufrieden sein und essen sollte. Du weißt es ja, wie Du mich nachher in Dein Haus geführt hast, wie Deine Mutter mir neben Deinem Lager ein weißes Bett bereitet hat und wie sie die halbe Nacht lang ging, um es nach Edenstein zu berichten, wo ich wäre. Von diesem Tage an sind wir beisammen. Du hast Dich freilich selten ins Schloß locken lassen, um so öfter durfte ich zu Dir kommen und wie oft und oft haben wir zusammen Waldblumen gepflückt, Beeren gesammelt, haben gescherzt, gesungen. Und weißt Du noch, wie wir unter den Ahornen einmal Königin gespielt haben? Du hast mir aus Reisig eine Krone geflochten und aufs Haupt gesetzt, und eine sehr große Fichtenrinde vom nahen Holzschlag war der Purpurmantel, den ich auf der Achsel tragen mußte und den Du, der Edelknappe, mir nachschlepptest. Daran denke ich oft, wenn ich jetzt ein Kleid anhabe, an welchem mir Pagen die Schleppe tragen.

Es war wohl eine schöne Zeit, Maria, und so sind wir Zwei aneinandergewachsen, und wenn Du noch einmal Miene machst, mich abzuschütteln, so halte ich Dir vor, daß ich damals im Walde gestorben wäre, wenn Du mich nicht aufgehoben hättest. Und Du magst noch Gott danken, daß ich Dich nicht in die Stadt bringen und mit Sammt und Seiden behängen lasse. Bleibe in Deinem stillen Paradiese bei der Einfachheit und bei der Arbeit, ich will über Euch wachen. Ich werde Dich nicht niederdrücken mit fürstlichen Gnaden; wenn ich Dir nur das geben und sein kann, was Dein liebes gutes Herz und Deine brave Familie werth ist. Deinem Peter lasse ich sagen, ich würde einmal nachsehen kommen beim Forsthaus im Scharnthal, wie er zimmern kann. Und damit der kleine Franzl meine Nase, die er so oft in der Hand gehabt hat, nicht ganz aus der Erinnerung verliere, schicke ich ihm einen gemalten Kopf von mir. Heute muß ich schließen, laß nicht allzulang auf ein gutes Wort warten

Deine Juliana.

Dorf-Friedau.

Meine liebe Herzogin!

Das hätte ich mir wohl nie und nit einmal im heimlichsten Herzenswinkel zu denken getraut, daß ich geringe Person mit unserer Fürstin einmal so sollt stehen dürfen. Wenn Du's so haben willst, ich nehm's in Demuth an. Du kennst mich ja und mußt auch meine Unschicklichkeiten

und Fehler aushalten, und wenn ich Dir schreiben darf, wie mir ums Herz ist, so werd ich die Worte nit viel anschauen und nit denken, daß ich mit der Herzogin rede, sonst müßt Eins vor lauter Ehrerbietigkeit ganz dumm werden. Wie wir das Bild von Dir gesehen haben, haben wir lachen müssen, und mit nassen Augen, vor lauter Aehnlichkeit. So freundlich schaust uns an, daß man meint, jetzt und jetzt geht der Mund auf und spricht: Grüß Gott, Baumgartnerleut! — Hast Dich auch gar nit verändert, es ist zum Verwundern. Und der mordsprächtige Rahmen, da hast Du Dir unsertwegen wohl viel Kosten gemacht. Ich hab das Bildniß im Kasten aufbewahren wollen, daß es schön bleibt, aber der Peter hat gesagt: was hilft uns die Katz in der Butten, und wenn die Juliana bei uns sein will, so will ich sie auch anschauen können, und hängt das Bild an die rußige Wand neben die Muttergottes hin. Und wann der Franzl recht brav ist, aber da muß er schon höllisch brav sein, so heben wir ihn hinauf und er darf die Muhme Juliana mit dem Handel streicheln. Oft ist die ganze Stuben voller Leut und schauen die Herzogin an. Und muß mich selber einen einfältigen Bauerntrampel schimpfen, daß ich mich vor der Hoffart erwehren kann. Und wie die Leute jetzt auf einmal zuthunlich sind zu mir, von Jedem kann ich alles haben und bin gern gesehen, wo ich hinkomm, und alles Deinetwegen. Jetzt verstehe ich schon, warum die Leut auf fürstliche Auszeichnungen so versessen sind, weil man sich damit halt viel besser steht auf der Welt. Aber wann das so fortgeht mit dem

Angaffen, so werd ich Dich doch in den Kasten thun. Mit der Gesundheit geht's mir viel besser, seit es sonst gut ist. Der Peter ist beim Forsthausbau Vorarbeiter geworden und sagt, wie sie den Gleichenbuschen haben aufgesteckt, ist auf der Herzogin ihre Gesundheit Wein getrunken worden und jetzt haben wir's erst erfahren, daß die Scharnwaldungen und das neue Forsthaus herzoglich sind. Ich bin mein Lebtag nie darin gewest, gute fünf Stunden ist's hinein, sagt der Peter, und er kommt auch nur zum Sonntag heim. Auf dem schönen Edenstein ist es jetzt wohl sehr still geworden, wünschen nur tausendmal, daß die gnädige Frau Mutter in der Stadt recht frisch und gesund bleibt. Das große Thor hält der alte Fritz immer geschlossen und geht er auf der Schloßmauer umher, der feindlichen Ueberfälle wegen, wie er sagt, und hat die alten Kanonen aufrichten lassen. Darf aber doch nit dreinschießen, wann der Hirte die Kühe hertreibt, und wann eine Heufuhr kommt, muß er das große Thor wieder aufmachen, weswegen die Leut allemal lachen. Hier heißt's, daß Krieg werden soll und danke ich meinem Gott und Herzogin, daß der Peter daheim ist. Ich glaubs nit, daß die Fürsten und Könige Krieg oder Frieden halten können, wie sie wollen. Aber wann's doch einmal auf Dich sollt ankommen, so knie ich wohl vor Dir nieder und steh' nit eher auf, als bis Frieden ist. Und jetzt ist es für dasmal genug und geh ich meine Kuh melken. Und was wirst Du, herzliebste Herzogin, jetzt machen in Deinem guldenen G'schloß?

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Deinetwegen habe ich heute eine Falschheit begangen und mich Unwohlseins halber vom Hofball losgesagt. Mache mir aber kein Gewissen draus, und wenn keine größere Falschheit auf der Welt wäre als diese, dann wollte ich gerne regieren. Du glaubst es gar nicht, gute Freundin, wie tapfer ich schon regiere! Anfangs haben sie mich nicht recht dran lassen wollen und wäre ihnen die junge Fürstin gerade zu einem Aufputz recht gewesen. Da habe ich gesagt: „Edle Herren, so habe ich nicht gewettet. Wenn ich schon die Verantwortung tragen soll, so will ich auch meinen Willen anwenden.“ Ganz einfältig bin ich ja doch nicht vom Lande gekommen und gleichwohl es für mich besser wäre, ein paar Jahre älter zu sein, so getraue ich mir trotzdem in der Hauptsache das Richtige auch jetzt schon zu treffen. Ich denke, wenn der Mensch sich selber zurechtfinden kann, sobald er seinem Gewissen folgt, so muß dasselbe Gewissen auch für den Fürsten der richtige Leitfaden sein. Am Unangenehmsten sind mir die allzuklugen Rathgeber, die alles mit Schlauheit und Spitzfindigkeit betreiben wollen. Je größer das Reich ist, desto einfacher muß der Verstand sein, es zu regieren. Nach außen, das heißt nach anderen Ländern hin, das überlasse ich dem Kanzler; was für mein Land gut ist, das weiß ich — will es einführen und nicht viel fragen nach Anderer Meinung. Mir hat's zum Beispiele im Timerthale nie gefallen, wenn Bauersleute seidene Tücher trugen, weil sie wohl Flachs und Schaf-

wolle haben, aber keine Seidenwürmer. So viel habe ich gleich gesehen, unser Land verthut mehr, als es erwirbt, das ist ungesund. Müßte uns auf die Länge zugrunde richten. Wenn ich bei den Ständen, bei der Armee, bei meinen Beamten und was weiß ich bei wem das Sparen einführen will, muß ich natürlich bei meinem eigenen Hause damit anfangen. Fünf Lustschlösser! was sagst Du dazu? Zwei davon habe ich für Schulen, eines für eine Heilanstalt und eines für Kunstsammlungen geeignet; im fünften wohnt zeitweilig meine Mutter. Im Residenzschloß hier — das Schloß am Hof genannt — habe ich so viele Zimmer gehabt, daß ich darin das ganze Dorf Friedau und noch die Leute von Edenstein hätte unterbringen können. Auch diese Räume müssen verwerthet werden, was zum Theile ja zu Regierungszwecken geschieht; ich habe mir davon fünf Zimmer behalten und weiß nicht einmal, was ich mit diesen fünfen anfangen soll. Wenn ich Dir nur von den acht Edelknaben, die ich abgedankt habe, ein paar hätte schicken können, weil die Bürschchen gar zu nett sind. Bausbackig, enge, weißseidene Beinkleider, himmelblaue Mäntelchen mit Goldborden, auf dem Flachskopf ein rothes Barettel. Aber Dein Franz schnitzt sich ja sein Spielzeug aus Föhrenrinden. Andere sechs habe ich mir ohnehin noch behalten, weil sie hinter mir hertrappeln müssen, wenn ich regieren gehe. In den fürstlichen Marställen habe ich nicht mehr, als einhundertzwanzig Pferde gefunden, auf den Schlössern und Jagdhäusern nicht weniger als dreihundertsechzig Bedienstete mit viel Gehalt und wenig Arbeit. Und

was allein die Jagdhunde gekostet, davon könnten ganze Ortschaften leben. Jetzt ist aufgeräumt. Just bettelhaft geht's noch immer nicht her bei uns und von den Einkünften des Hofes und der Güter wird, so Gott will, auch noch eine ganze Familie leben können, und wohl so anständig, daß sich das Land nicht damit zu schämen braucht.

Im Lande giebt es aber eine mächtige Partei, der es immer noch nicht recht ist, die am liebsten keinen Fürsten haben möchte. Unter uns gesagt, es wird wohl nicht anders sein, mein hochseliger Oheim ist ihr zum Opfer gefallen. Diese Partei sagt, das Volk solle sich selber regieren und Einen wählen, der dann oben steht und die Macht hat, den Willen des Volkes zu vollführen. Es wäre ja vernünftig und was könnte man dagegen haben! Allein es thut sich nicht so schön, wie sich's sagt. Es sind große Gefahren, an welche die Partei selbst nicht denkt, oder die sie nicht sehen will. Mein alter Lehrer hat mir den Segen einer Volksherrschaft oft gezeigt, aber auch das Schlimme derselben nicht verhehlt. Unser Volk ist sehr lange unter Vormundschaft gewesen, es müßte erst eine Weile unter einem wohlgesinnten Fürsten die Freiheit und Selbständigkeit gewohnt werden, bis es sich auf die eigenen Füße stellen und den eigenen Kopf probiren könnte. Und so will ich aushalten an diesem Posten, auf den mich Gott gestellt hat, so lange es sein Wille ist. Ohne Trotz und ohne Furcht! das ist des alten Abraham's Spruch gewesen. Und daß ich endlich einmal von diesen Dingen weg und ins liebe Timerthal komme: Am sechzehnten dieses

Monats ist des alten Nikolaus Abraham's Sterbetag. Sei so lieb und gut, Maria, und schmücke seinen Grabhügel. Und gehe einmal in den Edensteiner Wildgarten, dort hinter dem Teiche wirst Du in der Jasminlaube ein Beet mit Vergißmeinnichten finden, das betreue mir ein wenig. Ich schicke Dir zu Lohn einen kleinen Geldbetrag, den Du unter die Friedauer Armen vertheilen magst. Ist das nicht merkwürdig, daß gestorbene Leute noch fortleben können? Wenn sie nicht lebten, so könnten sie nicht wirken und unsere guten Thaten sind nichts Anderes, als die Früchte der Lehren unserer Vorfahren und heimgegangenen Weisen. Aber nicht blos der Abraham, auch meine gute Baumgartnerin hilft mir manchmal ein wenig regieren, ohne daß sie es weiß. Vor Kurzem ist mir ein Schriftstück vorgelegt worden, des Sinnes, daß unseres Handelsvortheils wegen dem Nachbarlande — Du magst Dir denken, welches ich meine — auf der Sulza der Schiffsverkehr einzuschränken sei. Es wäre soweit ganz in Ordnung gewesen, denn dieses Nachbarland thut uns bei jeder Gelegenheit eine Bosheit an. Aber, wie ich schon die Feder eintauche, sehe ich zu meinen Füßen die Maria Baumgartner knien, die Hände falten und bitten: Nur keinen Krieg! Nur den lieben Frieden! — Und in Dir höre ich mein ganzes Volk bitten. Da habe ich gesagt: Nein! und die Feder weggelegt.

Bist Du zufrieden mit mir? Ich küsse Dich und küsse von den beiden Männern, die Du im Hause hast, den jüngsten.

Juliana.

Johanneslust.

Warum schreibst Du mir nicht, liebes Herz? Ganz auf Umwegen muß ich es erfahren, daß es Euch wohlergeht, wenigstens so viel die Leute sehen, sonst müßte ich über Dein langes Schweigen beunruhigt sein. Heute ist es wieder einmal so recht über mich gekommen, daß ich bei Dir sein möchte. Wüßte ich, daß es Dir unter diesen Hofleuten, denen Du im äußeren Betragen nicht ebenbürtig bist, so wie sie Dir an Treue und Bravheit nicht ebenbürtig sind, wüßte ich, daß es Dir hier behagen könnte, Du müßtest kommen. Ich bin nun ja auch auf dem Lande, wie sie das nennen. Denke Dir, daß auf der breiten Ebene, eine halbe Stunde vor den Thoren der Stadt, ein Wald liegt. Er ist aber nicht von selber gewachsen, sondern mit allen Künsten gepflanzt worden. Es stehen schöne Bäume darin, und alles ist so glatt, wie gebügelt und gebürstet, und die Gesträuche an beiden Seiten der Wege haben sich alle viereckig schneiden lassen müssen, daß sie aussehen, wie Brüstungen und Wände aus Blättern gemauert. In diesem Walde steht das Schloß Johanneslust, wo ich jetzt wohne. Von meinen Fenstern sieht man über den Wald hinaus die Ebene mit der Stadt, die Schornsteine der Werkstätten, weiße Straßen, wo der Staub aufwirbelt, und eine Sandhaide, wo den ganzen Tag Soldaten excercieren und mit ihren Trompetenstößen die Luft zerreißen. Dort Unruhe und hier Unruhe, und überall Unruhe und nirgends Herr seines Tages sein, und überall Schmeichler und Kriecher und nirgends natürliche Menschen.

Weil die Zeit still ist und mich nach Einsamkeit dürstet, so bin ich herausgezogen. Nun zeigt sich's, daß es mir auch hier nicht recht ist; bin ganz ungehalten auf mich selbst, daß ich nicht mehr weiß, was ich will. Stundenlang sitze ich unten und schaue den Gärtnerleuten zu, oder unterhalte mich mit ihren Kindern. Auch das ist nichts; sonst haben mich Kinder immer erheitert, jetzt wird mir bei ihnen das Herz noch weher. Am liebsten möchte ich auf einige Wochen nach Schloß Edenstein, aber es sind jetzt die großen Rathsversammlungen nahe und ich darf nicht fort.

Mir war, als hätte ich Dir tausend Dinge zu schreiben, liebe Maria, und jetzt weiß ich nicht was und wie, ich glaube, ich bin wirklich krank. Wenn das am Ende nur die Langeweile und Stumpfheit der vornehmen Leute ist, dann wäre ich werth, daß man mich peitschte. Wenn man sorgen soll für viele Millionen Menschen, wie wäre da Langeweile möglich? Du bist eine Mutter und hast nur ein Kind und hast mir oft gesagt, was Langeweile sei, das wüßtest Du nicht. Und ich habe so viele Kinder und alle schauen auf mich, und viele strecken mir die Hände entgegen, um Brot und Hilfe bittend, und ich darf belohnen und soll bestrafen, muß mit dem Schwert in der Hand die Gerechtigkeit hüten, kann dem Todgeweihten verzeihend das Leben schenken — und hätte Langeweile? — Gestern habe ich einen jungen Menschen begnadigt, der seinen Nebenbuhler erschossen hat und deshalb zum Strange verurtheilt worden war. Ich dachte an das Mädchen, welches anstatt ihrer Zwei auf einmal gar keinen

hätte, wenn den Einen der Andere und den Anderen das Gericht umbringt. — Es wird wohl am besten sein, wenn ich diesem Brief ein Ende mache. Sei glücklich, Maria.

Juliana.

Scharnthal.

Meine liebe Herzogin!

Dein letztes Schreiben will mir nit aus dem Kopf. Und ich weiß nit, was ich sagen soll. Vor den Hofleuten wollt ich mich nit fürchten, ich kunnt ja in Deinem Johanneslust bei den Gärtnerleuten oder wo in Arbeit einstehen und wir thäten uns jeden Tag sehen und ein Stündel plaudern. Eine Wochen wollt ich's aushalten ohne meine Leuteln, aber es hilft Dir nix. Meine liebste Juliana, sei nit bös, ich weiß, was Dir fehlt, und Du weißt es nit, und Du sollst es aber wissen. Vor vier Jahren ist's mir just so gewest, wie jetzt Dir. Weißt es nit mehr, wie ich oben beim Gefahrkreuz bin gesessen und Du kommst daher und fragst mich: Maria, ist Dir nit gut? — Und ich stoße Dich mit dem Ellbogen hinweg! Was hast Du Geduld gehabt mit mir und ich bin Dir herb gewest und hab gesagt: Laß mich allein! Und bin ich allein gewest, so wollt ich doch wieder nit, und ins Wasser gehen hätt ich mögen, so traurig. Hab's zur selbigen Zeit auch noch nit gewußt, wer es sein soll. Wie ich auf der Timerbrücken dem Holzknecht begegne, hab ich's bald gewußt. An einem Samstag ist's und ich trag im Handkorb meine Wochenarbeit ins G'schloß. Geht er daher, greift mir im

Vorbeigehen — ist gar nit stehen blieben — die Hand an und sagt: Thust auch Feierabend machen, Maria? Ich kein Wort und geh vorbei und denk: Was hat dieser Mensch meine Hand anzugreifen! Und heb so bitterlich zu flennen an, daß ich mir selber derbarmt hab. Paar Wochen nachher auf dem Kirchplatz geht er mir zu, nimmt die Pfeifen aus dem Mund und sagt: Bist heut auch wieder so stolz, Maria? Das Stolzsein thät's mir wohl nit tragen, geb ich zurück, und nachher gehen wir miteinand. Erst wie wir uns schon versprochen gehabt haben beim Amtmann, erfährt er's, daß das Häusel, wo ich wohne, mein gehört. Wird er kleinlaut und sagt: Ich hab halt nichts, Maria. Geb ich ihm mit dem Finger ein Tatscherl an die Wang und sag: Lapperl Du! Geheiratet ist worden und gut ist's gewest. Freilich, daß es uns so gut wird, wie uns jetzt ist, haben wir nit erwarten können und wissen auch, wem wir's zu verdanken haben. Wie im Scharnthal das Forsthaus fertig ist gewesen, was geschieht? Kommt eine Schrift und der Peter ist Förster. Und jetzt haben auch wir ein G'schloß und wann wir von unseren Fenstern über die Baumwipfeln hinausschauen, so sehen wir freilich keine Stadt und keine Rauchschlote und keine trompetenden Soldaten; wir sehen Wald in Nah und Wald in Fern. Und überall das viele gute Gras, denke Dir, für unsere Kuh! Ich hab auch noch ein paar Gaisen haben wollen, hat's aber der gestrenge Herr Förster nit erlaubt. Eine zweite Kuh kauft er mir und nachher werden wir schwimmen in der Milch. Und eine Butter, wie wir haben,

kriegst nit in Deinem G'schloß und da kannst Du machen, was Du willst. Mußt sie aber geschwind in den Keller stellen und grüne Lattichblätter drüber, oder ins frisch Wasser, ist noch besser. Und die Lustigkeit von meinem Buben kannst Dir gar nit vorstellen. Wie ein Rehböckel springt er um im Wald und das kugelrunde rothe Gesichtel dazu. Wenn's Gott will, sagt der Peter, so lauft ihm an Dem einmal ein fester Forstjung in den Weg. Auch das Schießen will er ihm schon anlernen und kannst nit glauben, was ich oft für Angst aussteh. — Jetzt, wann ich Dich bei uns hätt, jetzt kunnt ich Dir eine gute Stuben geben. Hast denn gar nit Zeit? Müssen denn die Leut immerfort regiert werden? Wir da im Wald werden das ganz Jahr nit regiert und geht auch so. Ich beschließ das Schreiben und verhoff bald etwas Erfreuliches von Dir zu hören. Und sei gescheit!

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Meine liebe Maria!

Du siehst, daß ich schon wieder in der Stadt bin, im heißen Sommer. Drei Gründe sind, warum. Erstens ist mir kein Landaufenthalt fast lieber, wie so einer, da draußen im frisirten Putzwäldchen. Hier im Wildgarten dürfen wenigstens die Bäume wachsen wie sie wollen, und weil jetzt viele Herrschaften fort sind, so ist es auch ruhig. Zweitens wohnt auf Johanneslust meine Mutter, die gern einen kleinen Hofstaat um sich hat, was ich ihr recht gönne, weil sie sich dran freut

wie ein Kind. Drittens sind die Staatsberathungen noch und wird ein neues Soldaten- und ein neues Steuergesetz gemacht, wobei ich den Herren gern auf die Finger sehe, unter Umständen auch klopfe. In vertraulichen Sitzungen sollen sie — höre ich — sogar über mich selber berathen und so viel merke ich schon, daß meine liebe Försterin Maria mich hundertmal besser versteht, als diese weisen Herren es können. Ich habe Deinen letzten Brief wohl oft gelesen und Du wirst nit Unrecht haben. Nur weißt Du schwerlich, daß ich nicht so wählen darf, wie eine Andere. Eine Fürstin wie ich muß für das Reich heiraten und nicht für sich selber. Ich wußte anfangs nicht, was die vielen Besuche hoher Herrschaften zu bedeuten haben, mit welchen ich seit einiger Zeit beehrt werde. Es kommen allerhand Fürstlichkeiten von nah und fern, Mancher versteht nicht einmal unsere Sprache. Einer war da, der hatte ein gelbes Gesicht und schief geschlitzte Augen. Da giebt es allemal Festlichkeiten und ich muß mir die lächerlichsten Huldigungen gefallen lassen. Einer war, der hatte hundert Mohren bei sich und wollte mir etliche schenken. Ich dankte höflichst, aber die drei Kameele und ein lebendiges Krokodil, die er mir verehrt, habe ich angenommen; letzteres ist schon hin. Wieder ein Anderer, der war ein gar schöner stattlicher Mann und so ritterlich, daß er sogar über die Steintreppe herauf ritt; man sagte mir, er sei aus jenem Lande, wo die Männer gleichsam auf dem Pferde geboren würden und Tag und Nacht nicht vom Roß kämen. Der Ceremonienmeister hatte seine liebe Noth, bei solch erlauchten Gästen aus der Stockfremde unsere Hof-

gebräuche halbwegs aufrecht zu erhalten. Ich hielt mein gewohntes Benehmen ein, und fragte mich eines Tages der Kanzler mit vieler Unterthänigkeit, ob ich denn gar nicht daran dächte, Land und Volk, welches mir mit so rührender Liebe ergeben sei, vollends zu beruhigen. Das hieß so viel: ich sollte heiraten. Und natürlich einen von Solchen, die hier mit Glanz und Pomp auf den Markt getreten kamen. „Excellenz!“ sagte ich zum Kanzler, „ich danke auf das Allerverbindlichste für Eure Zuvorkommenheit.“ Und ließ ihn stehen.

Wenn Du die Männer sehen könntest, liebe Maria, zwischen denen ich die Wahl hätte, Du müßtest lachen und weinen zugleich. Hübsche Jungen darunter, ja gewiß, aber die meisten geckenhaft, hohl, vorlaut, läppisch, ihr Sinn ist nicht immer so hoch als ihr Rang. Viel Titel, nicht immer genug Mittel. Ich sage es Dir, Mancher ist darunter, der nähme ein Fürstenthum, wie der Bauer ein Stück Grund, man kann alle Jahre ernten, Ochsen, Kälber und Esel darauf weiden, man kann es verpachten, verspielen, verkaufen .... Ein glatzköpfiges Herrchen war da, das trug sozusagen seine Grafenkrone im Sacktuch bei sich, wie bei Euch die Bauern von der Kirchweih die Kaiserbirnen heimtragen. Und will sie versilbern, oder sie in einen Herzogshut umschneidern. — Ich bin sehr höflich und lasse Jeden nach Hause fahren. Noch habe ich Keinen gesehen, der so ähnlich wäre, wie ich mir einen Mann denke. Dann mußt Du wissen, daß, wenn ich als regierende Fürstin heirate, mein Mann nicht etwa regierender Fürst wird, so wie bei Euch, wo der, den die Bäuerin

heiratet, Herr im Haus wird. Der meinige wäre nichts als mein Gemahl, hätte dafür Kost und Wohnung und könnte, während ich regiere, Kinder locken. Muß Dir gestehen, daß ich an einem solchen „Mann" keine große Freude hätte. Ist mir eine rechte Wohlthat, daß ich zu Dir so offenherzig sprechen darf. Wenn ich das alles betrachte und doch auch mein junges Leben genießen möchte, so werde ich manchmal recht kleinmüthig; und wenn ich mir nicht manchmal einbildete, daß ich doch vielleicht meinem Volke zum Segen werden kann, so möchte ich am liebsten Bündel und Stecken nehmen und in mein stilles Timerthal gehen.

Und jetzt zu Deiner Butter. Nach Deinem Briefe habe ich geahnt, daß so etwas kommen wird. Sie ist auch richtig gekommen, recht sorgfältig verpackt, aber — mußt nicht böse sein, liebe Maria, die Butter ist nicht zu genießen. Ich weiß es ganz gewiß, daß sie von Haus aus die allerbeste ist, die es auf der Welt geben kann, ich weiß auch ganz gewiß, daß kein Mensch es besser versteht, Butter zuzubereiten, als meine Försterin, und so weiß ich auch, daß die Gabe Gottes in vortrefflichstem Zustande aus dem Scharnthal abgeschickt worden ist. Aber Du hast vergessen, daß es in diesen Herbsttagen nicht überall so kühl und frisch ist, als bei Euch im Walde, daß die Reisende unterwegs in eine große Hitze kommen kann, daß sie auf den Postwägen arg umhergeworfen wird und daß das Kistchen auf seiner weiten Fahrt sogar unter Thierhäute oder dergleichen zu gerathen Gefahr läuft — kurz, die Butter rann

mir, als ich sie erhielt, schon aus den Fugen des Kistchens entgegen, und was noch drinnen geblieben, das fand sich in einem sehr üblen Zustande. Ich hätte, um meiner Theuersten die Freude nicht zu verderben, Dir ja schreiben können, daß die Butter ausgezeichnet gemundet habe; wir haben hier bei Hofe an solchen Artigkeitslügen die größten Vorräthe. Allein wozu das zwischen uns Beiden? Du mit Deinem goldenen Herzen würdest die Thorheit wiederholen und ich würde mich allemal kränken, wenn etwas so Gutes und mir von Dir liebreich Gegebenes in dem jämmerlichen Zustande zu mir käme. Wenn Du mir aber einmal ein Körbchen mit Preiselbeeren, die Du selbst gepflückt hast, schicken willst, so werden solche unterwegs nicht so leicht Schaden leiden und Du wirst mir damit eine große Freude machen. Im nächsten Jahre hoffe ich Euch in Eurem Forsthause zu sehen. Lebt wohl.

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Den Kopf möcht ich mir herabreißen wegen der Butter. Nach der Absendung eine ganze Woche beim Nachtmahl haben wir immer davon gesprochen: Jetzt wird sie dabei sitzen und aufs Brot streichen und tapfer dreinbeißen, wie Du es sonst gern gemacht hast. Und jetzt ist das Unglück fertig. Ich bitt tausendmal um Verzeihung. Mit den Preiselbeeren will ich's klüger anfangen. Ueber Deine gewisse Angelegenheit weiß man nit, was man sich denken soll. Das ist eine verdammte Ge-

schichte — hätte ich bald gesagt. Es ist wohl auch bei Euch Fürstenleuten nit alles Gold, was glänzt. Ans Abdanken darfst nit denken, das darfst uns nit anthun. Nit weil ich Deine Freundin bin, sag ich's, aber überall kann man's hören, daß Vieles besser ist, seit Du regierst. Meine Mutter hat gern gesagt, jeder Mensch soll sich dort hinstellen, wo er am meisten schaffen kann und wenn's auf glühlende Kohlen wär. Aber im Heiraten ließ' ich mir an Deiner Stell nix drein reden, und nehmen thät ich just einmal den, den ich möcht, ob's nachher ein König oder ein Nachtwachter wär. Für eine Fürstin wird doch ein Mann zu finden sein, sagt mein Peter. Ja, probir's nur, sag ich, der Gescheite thut's nit und keinen Dummen kann sie nit brauchen. Der Peter wollt sich auch bedanken. Das Mannsbild Kindsbrei kochen und sie regieren! Ich versteh nix, nur das sag ich Dir, Herzogin, bleib oben, aber laß Dich nit fangen. Für Jede ist Einer geboren, und suchen mußt Du ihn selber. Es ist hart genug, unser' liebe Frau weiß es. Und da muß ich Dir was anvertrauen.

Vorig Herbst um Barthelmei herum hat der Peter einen Forstgehilfen aufgenommen. Keinen schöneren und keinen ernsthafteren Menschen hast noch nit gesehen. Und jetzt ist's mir vorkommen und hab's nimmer aus dem Kopf bracht, Dem, wenn ich vor dem Peter hätt kennen gelernt, Dem hätt ich mich vor die Füß geworfen. Und wie ich gesehen, das kunnt mein Verderben werden, hab ich zum Peter gesagt: Schick diesen Menschen fort, er gefällt mir nit. Das wär was Neues, sagt der Peter, einen braven, gewissenhaften und anstelligen

Menschen fortschicken, weil er der Frau nit zu Gesicht steht. Ich bitt Dich um Gotteswillen, schick ihn fort! ruf ich. Das Stillsein schafft er mir und aus ist's. Darauf hab ich nächtelang nit geschlafen und alle Heiligen angerufen, daß sie mich nit möchten verlassen. Er hat sich um mich gar nit kümmert, das war 's Glück und ist mir doch wieder nit recht gewesen. Und jetzt, wie der Peter einmal ins G'schloß muß zum Forstamt und über Nacht ausbleibt und der Gehilf allein bei mir daheim ist und Abends beim Feuerherd sitzt und dem Franzl, der schon im Bettel schlaft, eine Schleuder macht und dabei ein parmal treuherzig auf mich herschaut — Jesus Maria! Da hat mir der bös Feind ein bissel zugesetzt! Und wie ich das Kind anschau, ist mir auf einmal der Zorn kommen darüber, daß der leidige Teufel diesen fremden Menschen in mein Haus setzt, der mein Unglück möcht werden. Bin ich ihn angefahren: Was er da beim Herd zu thun hätt? Ob er nichts Besseres schaffen kunnt, als wie klein Kindergespiel? Und er sollt schauen, daß er weiter kommt! — Jetzt schaut er mich an und sagt nix. Nachher steht er von der Bank auf und geht in seine Kammer. Zum Abendessen ist er nit mehr kommen und am anderen Tag, wie der Peter heimkommt, ist kein Forstgehilf da. Brauchst Dich nit drüber zu wundern, sag ich, den hab ich fortgeschickt. Fährt der Peter auf: Warum? Weißt eh, daß ich ihn nit leiden hab mögen, ist meine Antwort. Im selbigen Augenblick hat der Peter was gethan, was er freilich nit gethan hätt, wenn er gewußt haben kunnt, weswegen ich den Forstgehilfen hab verabschiedet. Wie mir

dazumal ums Herz ist gewest, das kann ich Dir nit sagen, derbarmt hat mir der Forstjung, daß ihm so groß Unrecht ist geschehen, am liebsten wär ich ihm nachgelaufen, vor ihm aufs Knie gefallen, und hätt ihn gleichwohl noch einmal wegstoßen müssen. Derbarmt hat mir mein Peter, daß er mir so herb hat sein müssen und ist doch alles seinetwegen geschehen. Jetzt hab ich die Geschicht hinter mir, aber nimmer hätt ich's glaubt, daß der Mensch so schwach sein kunnt. Dem Peter vertrau ich's mein Lebtag nit. In meiner Stuben wird's schon finster, draußen Schneewetter. Im Scharnthal kommt der Winter früh und mit den Preiselbeeren ist's diesmal nix. Der Schnee kocht sie aber gut und im Frühjahr, wann Du kommst, wollen wir sie vom Kraut grasen, da sind sie am allerbesten. Der Peter sitzt beim Ofen und schaukelt auf dem Knie den Franzl und lügt ihn gottslästerlich an. Vom Schnee ist die Red. Da haben die Engel eine weiße Wolke genommen, wie sie am Himmel hängen, haben sie mit der Donnerwalzen platt gewalgt, wie die Mutter den Strudelteig, schnitzeln daraus mit der lieben Frau ihrer Nähscher Flocken und streuen sie ins Scharnthal. Hast Du jemals eine solche Kinderei gehört? Der Alte ist noch am allerkindischesten. Gute Nacht, tausend gute Nacht.

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Liebste Maria!

Wenn Dein letzter Brief hier bei Hof bekannt würde (geschieht aber nicht), es wäre ein lästerliches Verlachen und

Verspotten, und nur Eine ist hier, die Dich bewundert, verehrt wie eine Heilige im Himmel. Du bist ja wahrhaftig eine Heilige, nach dem, was Du mir des Forstgehilfen wegen geschrieben hast. Woher nimmst Du die Kraft? Den Willen, brav zu sein, haben wir ja Alle. — Ich weiß es nicht, doch ich ahne es, wie schwach das Weib ist, schon die Ahnung macht mich zittern. Ich glaube, wenn er Dich nur an der Hand berührt, Dir ein einziges zärtliches Wort gesagt hätte, Du wärest verloren gewesen. Das mußt Du gefühlt haben, so hast Du tapfer die Wehr genutzt, so lange sie noch in Deiner Macht war. Jetzt will ich Dir aber sagen, daß es Dein Mann wissen muß, was er für ein Weib hat. Erstens damit er Dich anbetet, zweitens, daß er sich in den Erdboden hineinschämt, Dich mißhandelt zu haben. Freilich wird der Ehemann die Treue seines Weibes für so selbstverständlich halten, daß er die Nothwendigkeit gar nicht einsieht, deswegen einen hübschen Forstjungen davonzujagen. Sieht er diese Nothwendigkeit ein, so wird er erst eifersüchtig. Säge ihm doch einstweilen lieber nichts davon.

Ich muß Dir auch eine Liebesgeschichte erzählen, aber das sage ich Dir im Voraus, so tapfer bin ich nicht, wie Du. Meine edlen Herren und Stände haben wieder einmal Einen für mich entdeckt. Es ist der Bruder des regierenden Fürsten, mit welchem wir auf gespanntem Fuß — das ist so beiläufig der Kriegsfuß — stehen. Wie es auch bei Euch manchmal zwei Bauern giebt, wovon jeder im Grunde ein ordentlicher Mensch ist, können sich aber miteinander nicht

vertragen, necken und trotzen sich oben und unten, begehren auf, lassen sich besänftigen, necken und trotzen wieder und auf einmal ist der Raufhandel da. Aehnlich auch bei uns. Versucht man es gerne mit einer Heirat und Verschwägerung; anstatt Blutvergießen — Blutsverwandtschaft. Zur gründlichen Aussöhnung der beiden Häuser soll ich den Prinzen Ottomar heiraten. Die Schilderungen, welche mir von ihm als Vorschuß gemacht worden, waren verlockend genug und ich habe bei Hof eine Gräfin Baldriani, die hat mir an den langen Abenden so viel erzählt von dem uralten Adel — er soll sechsundzwanzig Ahnen haben! — von der Jugend, Schönheit und Tapferkeit des Prinzen, bis uns Beiden, der Alten wie der Jungen, die Zähne wässerig geworden sind. Und ich dachte mir, das füge sich doch einmal gut, ich bekäme einen herrlichen Mann und diente damit meinem Lande. So macht man aus dem Vergnügen eine Tugend, Du siehst, wie wir Fürstenleute es doch gut haben.

Und eines Tages ist der Prinz Ottomar auf einem stattlichen Schiffe den Sulzastrom herabgefahren, daß er um mich werbe. Meine Baldriani hatte mir schon früher ein großes Bildniß von ihm zu verschaffen gewußt, von dem berühmtesten Maler der Gegenwart ausgeführt. Ein einnehmender Mann, das mußte ich gestehen. Und ruhte ich manche Stunde auf dem Kissen und sah das Bild an, welches vor mir an der Wand hing. Nun kam er selbst. Sein Gefolge war glänzend, seine Erscheinung, sein Auftreten untadelhaft, was besonders meinen Hofmeister entzückte. Aber, Maria,

er gefiel mir nicht. Er ist ein bildschöner Mann, kaum drei Jahre älter als ich, hat mich mit den ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten überhäuft — und gefällt mir nicht. Ein schwarzes Schnurbärtchen hat er, an dem dreht er forwährend herum; so oft er an einem Spiegel vorbeikommt, krauset er sich verstohlen mit dem Taschenkamm, den er immer in der Faust zu haben scheint, Haar und Backenbart. Am Tage seiner Werbung, als er von dem kalten Herbstwetter in die warmen Gemächer eintrat, sollen seine Metallknöpfe trübe angelaufen sein und darüber hätte er seinem Diener Fußtritte versetzt. Seine Tapferkeit zeigte er vorderhand hauptsächlich im Schnellreiten und Pferdedressiren. Er soll die feurigsten Pferde haben und sein Adjutant steht mit den Pferdehändlern der ganzen Welt in Verbindung. Fast alle Briefe, die er abschickt und bekommt, sollen von Pferden handeln. Auf der Wasserfahrt, heißt es, wäre er höchst ungeduldig gewesen nach den Lieblingsrössern seines Marstalles, die er auf Landwegen vorausgeschickt hatte. Drei derselben hätte er auf Bildern in der Kajüte gehabt. Zwei seiner Höflinge warben für ihn um meine Hand. Ich war höchst gerührt, natürlich, und auf eine solche Ehre nicht gefaßt — er ist thatsächlich ein netter Cavalier. Eines Abends nach dem Mahle — weiß heute noch nicht, wie das zugegangen — sitzen wir im Gemache plötzlich allein, der Prinz, ich und die Gräfin Baldriani. Wir waren heiter und haben es gar nicht bemerkt, wie die Gesellschaft sich allmählich entfernt hat. Auf einmal ist auch die Gräfin nicht mehr da, der Prinz und ich sitzen allein im

Zimmer. Ich bin ganz verblüfft, er ist wortkarg, plötzlich liegt er vor mir auf dem Knie. Ich streife mit dem Ellbogen — „zufällig", wie Du Dir denken kannst — ans Weinglas, das fällt klirrend zu Boden, ein Diener eilt herein, und das ist für diesen Abend meine Antwort. Damit Du siehst, daß ich auch tapfer sein kann. Nur ist der kleine Unterschied, daß Jener Dich bezaubert, dieser mich gelangweilt hat. Die Bedenkzeit währt heute noch. Diese Angelegenheit wird der Prüfstein sein, ob ich edel genug bin, mich fürs Land zu opfern.

Was Sonstiges anbelangt, so ist es hier gegenwärtig etwas unheimlich. Die Polizei fahndet insgeheim ununterbrochen nach dem Mörder des Herzogs und hat vor Kurzem zwei Personen eingeliefert, die verdächtig sind. Ein Straßenarbeiter und ein junger Arzt; sie leugnen es nicht, der Umsturzpartei anzugehören, aber vom Morde selbst wüßten sie nichts. Sie sollten noch an demselben Tage erschossen werden; ich gab den Willen nicht dazu, daß zwei Menschen, welche vielleicht nur die Liebe zum Volke auf Abwege gebracht hatte, so ohneweiters hingerichtet würden. Der Arbeiter kam auf eine Festung, der Arzt, ein Ausländer, wurde ausgewiesen. Vom Mörder meines hochseligen Oheims haben wir noch gar keine Spur. Ein Student, heißt es, soll dahinterstecken, ist aber flüchtig geworden. Der Büchsenspanner des Herzogs hat sich den Mord so zu Herzen genommen, daß der Arme in ein Irrenhaus gebracht werden mußte. Jetzt bildet er sich ein, selbst den Mord begangen zu haben und spricht krause Dinge.

Das sind traurige Geschichten, und wir sollten die nahende Weihnachtszeit mit frohem Herzen begrüßen. Wenn Ihr in Eurem Waldhause voller Glück und Treue zueinander das Fest begeht, so gedenket auch ein wenig Eurer

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Ich bitte Dich, nimm ihn nit. Das darf von keinem Fürsten und von keiner Fürstin verlangt werden, daß sie wider die Natur handeln. Da laß es lieber ankommen auf einen Krieg. Was hilft's denn, wenn Du ihn heiratest? Wenn Du mit ihm unglücklich bist, kannst Du Dein Volk nit glücklich machen. Was willst anheben mit so einem Mann, der die Rösser lieber hat, als Weib und Kind? Dumm ist er auch, so viel ich mir aus Deinem Brief zusammenreimen kann. Sechsundzwanzig Ahnen! Mein Peter sagt, wenn er alle seine Ahnen wollt zählen, so brächt er noch mehr zusammen, bis zum Adam hinauf. Nein, Juliana, Du bist einen rechten, ernsthaften, gescheiten und ganzen Mann werth. Mit dem von den Herzogsmördern hast Du mir Angst gemacht, aber mein Peter sagt: ihr geschieht nix und gescheit ist es, daß Du sie nit hast erschießen lassen. Alle Tag beten wir für Dich. Und müssen Dir auch noch recht danken für die schönen Christgeschenke. Der Franzl reitet den ganzen Tag auf dem Holzschimmel, so daß ihn Peter schon den Prinzen Ottomar heißen will, was ich nit leiden mag. Der Peter sagt, ein

solches Schußgewehr hätt nit einmal der Oberamtmann im G'schloß und er trifft damit auf dreihundert Schritt einen dürren Baumstamm; auf grüne schießt er nit und das Gebot, Du sollst nit tödten, wendet der auch auf Lärchen- und Holzapfelbäume an. Die Hasen schießt er. Die sollen davonlaufen, wenn's ihnen nit recht ist, sagt er, der Baum kann nit laufen, den muß man verschonen. Und daß ich wieder herum komm: was soll erst ich sagen zu meinem Taffetmantel! So oft ich Zeit hab, steh ich vor meinem offenen Kasten, wo er drinhängt, und schau ihn an. Aber in die Kirchen trau ich mich mit ihm nit und nit um Leben und Sterben. Die Freud ist so grad so groß und wann ich ihn nit anhab, so denk ich mir, ich kunnt ihn anhaben, und wann ich dem Peter einmal in meiner Lodenjoppen nit schön genug bin, so mag er sich denken: ich kunnt schön sein. So legen wir Deinen tausendschönen Mantel übers Herz an, da steht er gut und hält warm und sieht's Niemand. Vergelt Dir's Gott, und auch für das Gewehr und für das Pferd. Daß wir gar nix haben schicken können, schmerzt mich wohl recht, aber seit der Butterg'schicht probir ich nix mehr. Wir wünschen Dir alle Drei ein glückseliges neues Jahr und wünschen Dir alles, was Du Dir selber wünschest, nur das versprich mir, liebste, herzallerliebste Herzogin, den Prinzen nimm nit.

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Heute, gute Maria, habe ich Dir etwas Trauriges mitzutheilen. In dieser Nacht ist meine Mutter gestorben. Sie

wohnte auf dem Schloß Johanneslust, hatte sich am Christabend bei einer Ausfahrt im offenen Wagen erkältet und starb an einer Lungenentzündung. Alles Weitere wirst Du wohl von anderer Seite erfahren, ich kann heute nicht schreiben. Ich hatte an diesen Fall nie gedacht. Als mein Vater starb, war ich ein Kind, wie heute Dein Franz ist. Ich ringe nach Fassung und finde keine. Im Saale nimmt die Gräfin in meinem Namen Beileidsbezeugungen an. Ich habe mich eingeschlossen in mein Zimmer, gäbe viel drum, jetzt bei Dir zu sein.

Deine betrübte

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Du kannst Dir denken, wie uns die traurige Nachricht angegriffen hat. Mein Gott, wenn ich Dich jetzt so trösten kunnt, wie Du mich getröstet hast, als meine Mutter auf dem Brett ist gelegen. Mit dem Himmel und Wiederfinden in der besseren Welt. Bist dazumal selber noch so gewesen, aber jetzt! — Die Stadtleut, heißt's, hätten keinen Glauben mehr, und mach ihnen auch keinen Vorwurf, weil sie selber nit dafür können und weil der Glauben eine Gnad Gottes ist. Ich weiß es gewiß, ich weiß es ganz gewiß, daß Du Deine Mutter wiedersehen wirst. Wegen dem Stückel Erdenleben hat uns der Herrgott nit erschaffen, und weil Du es täglich sehen kannst, wie für jedes Leid auch eine Freud ist, so wird für

den bitteren Tod auch eine sein. Wie meine Mutter gestorben ist, hat mich das am meisten bedauert, daß sie auf der Welt so viel hat leiden müssen, und wie ich einmal recht andächtig hab beten wollen oben in der Capellen, ist's mir in Sinn kommen, daß dieser mein Schmerz eigentlich nur eine Freud ist und daß jetzt bei meiner Lieb zur Mutter kein Kummer mehr dabei ist. Und oft hab ich mir gedacht: Wenn die lieb Muttergottes auf der Welt thät herumgehen vor unseren Augen, lang nit so lieb kunnten wir sie haben als so, wo sie unsichtbar ist. Und wer weiß, ob ihr die Menschen allemal Schuh wollten geben, wenn sie mit bloßen Füßen im Schnee stund. Wissen wir sie im Himmel, so thun wir ihr viel zu Lieb. Schau, und so können wir auch unsere Verstorbenen mit einer viel größeren und sanfteren Lieb lieben, als wie es möglich wär, wenn sie noch neben uns thäten sein in ihrer Beschwer und Fehlerhaftigkeit.

Mit dem Sterben geht wieder eine ganz neue Freundschaft an. Heut thut's mir nimmer weh, wann ich meiner verstorbenen Mutter gedenk, und muß ich schon noch weinen, so ist's ein süßes Weinen, und wann ich was Hartes zu tragen hab, so trag ich's meiner Mutter zu Lieb, und wann ich ein gutes Werk soll thun, so thu' ich's meiner Mutter zu lieb. Bei Dir wird's auch nit anders sein. Ist sie gleichwohl eine hohe Frau gewest, die alles hat haben können auf der Welt, so wird sie doch auch ihr Kreuz getragen haben, wann's auch ein guldenes ist, drucken kann's doch. Und hast jetzt, meine liebe Herzogin, recht Gelegenheit, Deine Mutter zu

ehren. Siehst ein altes Mutterl an der Krücken, weißt arme Waisen, denen Vater und Mutter sind weggestorben — wie viel Elend giebt's nit auf der Welt! und Du bist die Fürstin! Schon zehnmal früher thust es, ehe ich Dir's einmal sag' und wirst sehen, den Leuten Gutes thun ist der allerbeste Trost. Freilich, wie Dir jetzt ums Herz ist, da hilft kein Reden und kein Gutesthun, jetzt mußt den Schmerz still ausbluten lassen. Kunnt ich nur bei Dir sein, kunnt ich Dir die Tropfen von den Wangen trocknen. Ich gehe morgen, wann sie Deine Mutter bestatten, in die Kirchen und will beten, daß Dir leichter wird. Behüt Dich Gott, meine Juliana, behüt Dich Gott und schreibe recht bald Deiner mit Dir betrübten

Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Gute Maria!

Was Du Dir denken wirst, daß ich solange nicht mehr geschrieben und nicht gedankt habe für Deinen schönen Beileidsbrief. Ich habe den Glauben an Gott ja auch noch nicht verloren, ich fühle seine Gnaden, die er mir täglich erweist, wenn mich seine Verheißungen trösten, wenn mir seine Gebote die Kraft verleihen, Gerechtigkeit und Milde zu üben zu rechter Zeit. Und eine seiner größten Gnaden ist die, daß er mir Dich gegeben hat. Hier giebt es eigentlich gar keine Menschen, lauter Diener, Heuchler und Schmeichler. Es ist eine Wüste. Auf dem Lande hat man vor der städtischen und höfischen Bildung einen großen Respect — was ist dran?

Die Meisten brauchen ihre Kenntnisse nur dazu, um sich das zu verschaffen, was das Thier in ihnen verlangt. Andere sind, die in Weltgenüssen schwelgen, grundsätzlich sie aber verachten. Pessimisten — wenn Du Dir den schönen Namen merken willst — nennt man die Leute. Kannst Du Dich noch erinnern an den alten Straßenmeister Remini zu Friedau, der alles grau gesehen hat, lauter graue Wiesen, graue Blumen, graues Firmament, als ob es straßenstaubig gewesen wäre. Er war farbenblind; die Pessimisten sind auch so, sie sehen das Blau des Glaubens, das Grün der Hoffnung, das Roth der Liebe nicht. Ihr Seelenauge hat den grauen Staar. Es ist keine Freude mit ihnen.

Mit uns eigentlich auch nicht. Alles glaubt, weiß der Himmel, wie groß wir Fürstenleute die Welt genießen. Du lieber Gott! Anfangs freute ich mich an dem Glanz, an der Warmherzigkeit der Menschen; da wurde mir angedeutet, daß ich die Freude nicht allzu unbefangen zeigen dürfe; immer zurückhaltend kühl, höflich. Also abgekühlt bringe ich ihnen wieder zu wenig aus meinem Munde, wenn sie Feste machen. Es thut mir oft selbst leid, daß bei den Huldigungen, die mir das Volk allenthalben beweist, mein Herz im Grunde kalt bleibt. Wenn ich denke, was für Lieb und Treu oft in einem einzigen Kranze sein kann, der mir gewunden wird, in einer einzigen bescheidenen Fahne oder Ampel, die meine Wege schmücket, so muß ich mich anklagen, daß ich es hinnehme ohne Frohstimmung, wie etwas Selbstverständliches. Ist es denn immer gar so selbstverständlich, daß das Volk seine

Fürsten liebt? — Die Gewohnheit macht's, liebe Maria, und so sind Huldigungen, Schaustellungen und dergleichen Dinge, womit mir die Leute Vergnügen zu bereiten glauben, mir gründlich zur Last. Wenn sie nicht geschähen, würde es mich doch wieder verdrießen. Du kannst nicht glauben, wie geschäftsmäßig man sein Volk liebt. Zuerst gab ich mich bei Audienzen und Vorstellungen wie ich war, warm und unbefangen, aber manches harmlose Wort wurde umgedeutelt, ausgebeutet und ins Volk geworfen, wo es Verwirrung anrichtete. Daher werden kluge Fürsten stets allgemeine, förmliche, farblose und seelenlose Worte sagen, in denen nichts steckt, die also auch nicht mißbraucht werden können. Du siehst, daß auch dieses Handwerk gelernt sein will.

Im nächsten Frühjahre, wenn die Gärten hier blühen, mußt Du mit Deinem Franz auf einige Zeit zu mir kommen. Bei den Gärtnerleuten wirst Du nicht wohnen, sondern in meinem Hause, und ich werde mich nicht mit Dir schämen, wie Du einmal gemeint hast, sondern mich mit Dir ehren. Ich hätte Dich schon lange mit einem großen Wagen holen lassen und mit Landsknechten, daß Du unterwegs nicht entkommen könntest, aber ich hatte doch einige Angst. Uns geht's ja nicht schlecht, wir haben manchen anspruchsvollen Gast und wir könnten den Kaiser von Indien, der im Märchen ist, mit gebührenden Ehren empfangen. Aber einem Gast, wie Dir gegenüber, bin ich arm. Ich habe nicht den schönen Wald und nicht die reine Luft und nicht das frische Wasser. Ich habe die liebe Landruhe nicht und nicht die freundliche

Arbeit, die Deine Hand gewohnt ist. Und wenn Du einmal eintrittst unter mein Dach, so muß ich sagen: Reiche Frau, die Du vom Waldlande kommst, nimm fürlieb mit dem Armseligen, was wir Dir hier bieten können. Es müßte denn sein, daß die Freundin hier Deines Besuches werth wäre, und das hoffe ich.

Ich glaube Dir nicht mehr geschrieben zu haben, seit ich den Prinzen mit Bestimmtheit abgelehnt. Er hat sich auch nicht viel daraus gemacht und gestern höre ich, daß er sich mit einer Tänzerin vermählt habe. Sonst hat sich seit dem Tode meiner armen Mutter nichts verändert. Ich lebe in sehr geräuschvollem Kreise sehr einsam dahin. Anfangs Februar hatten wir wieder Besuch und gab's Festlichkeiten. Drollig war's, als Seine Excellenz, der Hof-Ceremonienmeister Graf Eugen von und zu Wolfsburg, herzoglich geheimer Rath, Ritter des goldenen Adlers und Herr auf Hohenmaut (kein Tipfelchen darf wegbleiben bei seinem Titel) die lustigen Herrschaften, die gerne ihren Carneval haben möchten, immerwährend beschwor, ja nur nicht zu tanzen! In anderen Unterhaltungen, Spielen und Gelagen trieben sie die größten Allotrias, aber getanzt wird im Trauerjahre nicht!

Mich befreit von den Unterhaltungen des Carnevals meine Mutter. Hingegen versammelt sich um mich stets eine sehr ehrenwerthe Gesellschaft, hole sie der Geier! Wenn Du wissen willst, was Langeweile, Geistesträgheit, Klatsch und Tratsch ist, so mußt Du an den Hof gehen. Hier

pflegt man fast lauter französische Romane zu lesen, oder alte Räuber- und Gespenstergeschichten, und auch diese liest man nicht, sondern fliegt sie in fieberhafter Hast durch, um den Ausgang zu erfahren. Du wirst es nicht glauben, daß es hier Frauen giebt, die täglich zwei bis drei Bände „lesen“. Ich war auch so thöricht, das eine Weile mitzumachen. Erst nach und nach bin ich zu mir gekommen und habe jenen Weg gefunden, den mir der alte Abraham gewiesen hat. Die größten Dichter haben die einfachsten Dichtungen geschrieben, und solche lese ich. Mir geht es weniger drum, die Geschichte zu erfahren, sondern nach schönen gehaltvollen Gedanken. Dabei werde ich auch inne, wie viel ich noch zu lernen habe, und so leide ich nicht an Langeweile, wenn ich mit mir allein bin. Wir haben ein Schauspielhaus — das ist anders, als die Heuscheune beim Friedauer Wirth, wo Ihr einmal die „Geburt Christi“ gespielt habt — es ist mit großer Pracht ausgestattet, spielen aber zumeist nur blödes Zeug drin. Ich werde befehlen, daß wieder die Werke der großen Dichter zur Darstellung kommen, geschieht das nicht, so entziehe ich dem Theater den jährlichen Geldzuschuß, den es bisher aus dem herzoglichen Säckel genossen hat.

Jetzt muß ich Dir noch erzählen, was ich in der vorigen Woche gemacht habe. Hat sich da eine Gesellschaft zusammengewebert von reichen Leuten und solchen, die es werden wollen. Haben im Sulzagebirge einen Berg entdeckt, der lauter Gold und Silber im Bauche hätte. Wollen große Bergwerke anlegen, geben zu diesem Frommen viele Tausende von An-

theilscheinen heraus, und haben gewaltig Trommel geschlagen, daß man sie kaufe. Natürlich will alles reich werden, oder noch reicher, und das Geld ist der Geschäftsgesellschaft wie Schnee zugeflogen. Da fällt es mir ein, von sachverständigen Männern den Goldberg untersuchen zu lassen. Was wird entdeckt? Einiges, sehr kümmerliches Silbererz und Kalksteine. Jetzt habe ich mir die sauberen Volksausplünderer aber vergönnt — selbst angeklagt und selbst verurtheilt. Für die lange Bank habe ich keine Geduld. Ich denke, wir werden nun eine Weile Ruhe haben von solchen Glücksritterschaften. Hat das Volk überflüssiges Geld, so soll es auf Grund und Boden verwendet werden. Aufs Kornfeld ist der beste Verlaß. Wenn ich nur erst die verwünschte Volks-Lotterie auch so flink ausrotten könnte! Aber da schreien die Minister und die Stände und die Räthe alle zusammen: Wir brauchen Geld! Der Kluge giebt's nicht, wenn's der Dumme auch nicht giebt, woher nehmen? Im Gottesnamen, an einem Tage ist Rom nicht erbaut worden.

Und jetzt, meine liebe Alte, weil dieser Brief so lang geworden ist, setze auch Du Dich hin und schreibe mir nach der Elle, wie es Euch geht und wie Ihr den Winter übersteht. So viel man hört, soll im Gebirge sehr viel Schnee liegen. Bei uns ist er längst in schmutzigen Bächen von den Dächern geronnen.

Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Seit meinem letzten Brief haben wir was durchgemacht. Das glaub ich, daß wir viel Schnee haben! Dieser Winter wäre schier unser letztes End geworden. Bis Lichtmessen hat's passirt. Jetzt am Lichtmeßtag hebt's zu schneien an und schüttet uns einen Schneehaufen heraus, wie ich mein Lebtag nit denk. Und der Wind! Man meint, das Forsthaus steht hoch da. Vier Tag und Nacht lang sind wir verschneit und verweht gewest, daß wir in der Stuben immer haben müssen Licht brennen. Kein Mensch hat hinauskönnen, nit bei der Thür und nit beim Fenster, und die Magd hat von Friedau, wo sie in der Kirchen gewest, nit heimkönnen. Weil wir nit in den Stall mögen, so sind uns die zwei Küh an der Ketten vor Hunger abgemagert bis auf eitel Haut und Knochen. Man sollt's nit glauben, wie das Vieh vom Fleisch fallen kann. Essensvorräthe haben wir zu allem Glück im Haus gehabt, nur der Franzl ist krank worden, weil er seine Milch nit kriegt hat. Am ersten Tag haben wir Karten gespielt. Mußt wissen, des Teufels Gebetbuch haben wir auch im Haus für die Langweil, sie kommt aber sonst nie. Und jetzt, wie es draußen so schneit und wir sonst gar nix mehr anzufangen wissen, thut der Peter die Karten herfür. Giebt aus und sind noch recht munter gewest dabei. Am zweiten Tag haben wir gearbeitet. Von der Thür aus hat der Peter wollen ein Loch graben im Schnee zum Stall hin, ist aber der Schnee alleweil mehr hereingerutscht als hinaus. Beim Dach hat er

wollen hinaussteigen, der Schnee ist schon so hoch gewest; versunken wär er bald, der Peter, und hat um Gotteswillen zu thun gehabt, daß er wieder ist hereinkommen. Was haben wir sinnirt, wie wir den Stall kunnten derlangen. Das arme Vieh! Umsonst ist's gewest. Und dabei die Angst um die Magd, daß sie wo stecken bleibt unterwegens. Der Peter hat nimmer geraucht, und wenn dem einmal das Pfeifel nit mehr schmeckt, nachher hat's was. Aber sagen hat er's nit wollen, daß er Angst hat. Am dritten Tag haben wir einander Trost zugesprochen und gebetet. Am vierten Tag haben wir uns zum Sterben hergerichtet. Lebendig begraben. Und der Franzl immer: Wird's denn nimmer Licht, Mutter? Das Herz hätt mir mögen zerspringen. Hab's aber dem Peter nit scheinen lassen, wie mir ist. Da hab ich wohl an Dich gedacht, meine herzliebe Herzogin, wie Du in der Pracht bist und nit wissen kannst, daß wir in einer so großen Noth sind. Geschlafen haben wir Tag und Nacht nimmer, und von draußen haben wir nix mehr gesehen und nix mehr gehört. Nix bei unserem Ampellicht, als wie hinter den Fensterscheiben der weiße Schnee. Etliche Scheiben hat er uns auch eindruckt. Wir haben schon bald kein Lichtöl und sollt's auch noch finster werden, eh wir sterben können. Luft haben wir noch gehabt. Auf einmal fallt's dem Peter ein, er wollt auf dem Dachboden oben einen Schuß machen, wenn etwan doch Leut in der Näh wären, daß sie das Haus finden und uns helfen kunnten. Ist das ganz Haus voller Rauch worden, daß wir schier erstickt wären. Der Peter sinnirt die längst Zeit so vor sich hin und auf einmal sagt er: Wann

sonst kein Mittel mehr ist, so schieß ich noch ein paarmal. Ich hab's verstanden was er meint, bin ihm um den Hals gefallen: Nur das nit, Peter, nur das nit. Unser Herrgott wird uns nit verlassen, und wann er uns diesen bitteren Tod aufgesetzt hat, so sei sein heiliger Willen. Aber so wie Du meinst, wollen wir nit aus der Welt gehen. Schau unser Kind an, es kann nit sein, daß wir müssen zugrund gehen. So hab ich gesagt. Am vierten Tag, wir sitzen beim Franzl seinem Bett, geredet haben wir nix mehr, ist gach so ein Zittern und Donnern, als ob ein Erdbiden thät sein. Der Peter schaut auf, ist auch gut, sagt er, so geht's schneller. Was das zu bedeuten hätt', frag ich. Ja, sagt er, die Schneelahnen gehen ab vom Wolfgangberg. Ich frag nit weiter und denk, wann uns die Schneelahnen mitreißen, nachher geht's freilich schneller. Wir hören nichts weiter. Ich bin auf alles gefaßt und denk dem Franzl zu, der im Bett liegt und mich traurig anschaut: Nimmt Dich der lieb Herrgott frühzeitig zu sich, ist eh nit viel zu machen auf dieser Welt. Wie wir so beisammen sitzen, denk ich noch: Wann wir fortmüssen, sollt doch Eins vom Anderen kein Geheimniß haben. Und sag dem Peter, ich hätt was auf dem Herzen, sollt mir's verzeihen, hätt's auch wohl eingesehen, daß er mich dazumal für eine närrische, boshafte Person hätt' halten müssen. Und derzähl ihm die Geschicht vom Forstgehilfen und daß ich ihn deswegen fortgewiesen, weil ich mich vor dem bösen Feind nit mehr hab derwehren können. Darauf hat mich der Peter eine Weil angeschaut, gar lang hat er mich angeschaut. So bist Du! hat

er endlich gesagt, hat mich um den Hals genommen und geweint wie ein Kind. Hat mir auch ein Wort gesagt, das mir jetzt noch immer nit aus dem Kopf will. Wenn auch er immer so stark gewest wär! hat er gesagt. — Nach unserer Uhr gegen Abend ist's, daß der Peter auf einmal die Ohren spitzt. Er hört etwas oben im Dach, er springt über die Stiegen hinauf, da wird ein Brett weggerissen und schreit Einer herab: Seid's da, Baumgartnerleut? Mir zittert noch die Hand, wann ich dran denk. Geschreckt hat's mich so viel. Mein Lebtag hätt ich's nit glaubt, daß die Freud Einen so schrecken kunnt. Stundenlang ist's noch hergangen, bis das Loch soweit ist offen gewest. Sieben Holzknecht haben gearbeitet mit Schaufeln und Krampen, bis wir endlich einmal zum Stall haben können. Die Küh sind schon gelegen und haben so hingeröhrt und die Wampen auf und nieder wie Blasebälg! Geschneit hat's nit mehr, aber der schreckbare Laster Schnee! Haben uns nur gewundert, daß die Leut haben zu uns können und sagen sie aus, daß sie ein Mann vom Schatt hätt herübergeschickt, sie sollten nachschauen, wie es beim Forsthaus steht, und soll ihnen eine große Löhnung geben haben. Mit Schneeleitern vom Schatt her! Und wissen wir noch heut nit, was das für ein Mensch ist, der uns die Hilf hat geschickt. Auch zwei Kohlenbrennereien im unteren Scharnthal hat's verschneit, bei einer ist der Inwohner zum Glück nit daheim, bei der anderen sind der Köhler und seine Schwester todt gefunden worden. Unsere Magd ist so gescheit gewest und in Friedau verblieben, nachher

glücklich heimkommen. In der Schrullschluchten hat's den Schnee so hoch zusammengeweht, wie ein Kirchthurm ist. Der Wind, sagt der Peter, wär noch das Glück gewesen, sonst hätt's den ganzen Wald zerrissen. In den Dreileuten drüben, wo der Wind nit anmag, hat's die Aest nacheinander brochen, und die größten Fichtenstämme abgesprengt, daß es schauderlich soll zu sehen sein. Der Peter sagt, er fürchtet den Baumwurm und kann nit genug Leut auftreiben, daß sie das Gefällholz aufarbeiten. In der Friedau draußen soll's auch arg gewesen sein, erzählt die Magd, da wär das Schneewasser von den Bäumen geronnen und im kalten Wind zu Eis gefroren, daß der Wald und die Obstbäume über und über wie glasirt ausgeschaut hätten. Gar die Hauswände hätten solche Eiskrusten gehabt, und wann man mit dem Stecken hingeschlagen, so wären die Stücke abgefallen, wie Glasscherben. Die Leut sagen, sie hätten noch kein solches Wetter erlebt und der Sturmwind dazu, daß er ganze Hausdächer abgetragen hat. Wir haben davon freilich nix wahrgenommen und so ist's, wann man begraben ist. Jetzt, wo ich das schreibe, wird's anders. Ueber den Wald geht ein verdächtiger Wind her, so warm wie aus einem Ofen, und mir ist allemal nit gut, wann im Winter so ein gekochter Wind geht. Alle Stund fahrt wo eine Lahn ab, aber unser Haus ist sicher. Der Peter steigt den ganzen Tag im Schnee um und wann er durch und durch naß heimkommt, will er mir nix essen. Er kränkt sich um seinen Wald und sagt, wann er nur dagegen was thun kunnt. Wann's auch nix thät nutzen, sagt er, aber das Zuschauenmüssen und gar

nix machen können, das wär hart! Ich sag' halt: thun was man thun kann, und das Weitere unserem Herrgott überlassen. Daß Du nur den Prinzen abgebeutelt hast. Wie's bei Euch zugeht, ist ja aus der Weis und hab ich oft Aengsten, Du tappest ihnen einmal hinein. Immer mitten unter falschen Leuten, da kann Eins sich nit gescheit genug sein. Für Deine Einladung ins Stadtschloß sage ich Dir recht schön Vergelts Gott. Kommen werd ich halt wohl nit. Unseren Wald und die Luft wollt ich noch entrathen, das wär's Wenigst. Aber sonst geht's mir nit aus. Ich hab mir alles, wie's bei Dir ist, sehr schön im Kopf hergerichtet. Ist es wirklich so, dann hab ich's ja eben daheim in meinem Kopf, und ist es nit so wie ich mir's einbild, so thät's mir leid drum. Es wird freilich wohl ganz anders sein, als ich mir denken kann und was Du mir oft schreibst und der Peter erzählt, ist so, daß Einem der Verstand kunnt stillstehen. Wie ich einmal bin, kann ich mich nit schicken in so was hinein und wäre vor lauter Fremdigkeit eine Andere wie daheim und Du möchtest nit viel Freud an mir derleben. Und daß ich's nur recht sag, ich fürcht' mich vor der guldenen Kron, an die darf ich gar nit denken, sonst kunnt ich keine Zeil schreiben. Komm lieber Du recht bald zu uns heraus, ist gescheiter. — An diesem Brief hab ich eine Wochen lang geschrieben und jetzt fürcht ich, daß er zu lang ist. Du hast größere Sorgen, als unseren Schnee. Wir grüßen Dich alle Drei und getrauen uns die Freud nit zu hoffen, daß wir Dich einmal bei uns haben dürfen. Verbleib im Schutz Gottes.

Maria Baumgartner

Schloß am Hof.

Meine gute Maria!

Wie ich das von Euerer Todesgefahr unter dem Schnee las, wollt ich zugleich auf und zu Euch. Das Forsthaus steht nicht auf dem rechten Platz. Das laß ich gleich untersuchen.

Seit Du Deinen Brief geschrieben hast, hat auch uns ein großes Unglück getroffen, welches die Hauptursache ist, daß ich jetzt nicht zu Euch kann. Du wirst wohl schon davon gehört haben, hast mir noch selber vom warmen Wind geschrieben, Euer vieler Schnee im Gebirge hat den Jammer angerichtet. Vom Timerthale bis hin zur Sulza sind alle Gegenden überschwemmt, sieben Dörfer im Auland heute noch unter Wasser. Ich bin umhergefahren, um die Leute zu trösten, und wie ich die Verheerung gesehen, ist mir der Trost im Munde stecken geblieben. Mitten in meinem Fürstenthum ist ein trüber meilenweiter See und liegen hundert todte Menschen drin! Stellenweise stehen Bäume und Kirchthürme hervor und die sind voller Raben; die Thiere schwirren umher und schreien, daß es ein Grauen ist und setzen sich auf die schwimmenden Trümmer. Ich will nichts sagen von den Wintersaaten, die dahin sind, von den zerstörten Brücken, Straßen; aber die fruchtbaren Ländereien, die auf viele Jahre verdorben sind! Die weggeschwemmten Ortschaften, die Todten! Wohin ich komme, Scharen von Unglücklichen, die weinend vor mir auf der Erde liegen und um Hilfe rufen. Ich gebe, was ich bei mir habe: Geld, Schmuck — es ist

als ob man's ins Meer würfe. Und habe ich nichts Anderes mehr, so gebe ich ihnen gute Worte und es ist rührend, wie dankbar sie dafür sind. Wenn die Regenten sich immer vor Augen hielten, was ein liebevolles Wort aus ihrem Munde stiften kann! Es ist wie ein Zauberspruch, es rettet Untergehende, es schafft Geld, es baut Häuser, es wird zu Brot, wie das Wort Gottes. Und so habe ich mir bei dieser Gelegenheit wieder gedacht, daß der Fürst von Gottes Gnaden ist. Ich habe nun im ganzen Lande Sammlungen angeordnet, um den Verunglückten aufzuhelfen. Weite Flächen, wo das Wasser bereits abgelaufen ist, liegen als traurige Schuttwüsten da, und wo früher Häuser gestanden, liegt jetzt manch ungeheurer Steinblock, den das Wasser herangewälzt hat. Und das soll nun alles wieder urbar gemacht werden. Wenn der Feind uns ein Stück Land wegnehmen will, so opfern wir tausende von Menschenleben, um es zu behaupten. Warum soll ich nicht auch hier, wo das Wasser der Feind ist, Geld und Arbeiter verlangen können, um uns das Land wieder zurückzuerobern! Grund und Boden ist und bleibt das Erste und Wichtigste für den Volkswohlstand, für den Staat. Es muß Weiteres geschehen, es müssen besonders die Flüsse geregelt werden, damit in Zukunft die Hochwässer nicht wieder solches Unheil anrichten können. Das kostet freilich Geld, hier werden wir mit Antheilscheinen arbeiten.

Von den Unglücksgegenden in die Residenz zurückgekehrt, ist mir die Pracht und Verschwendung wieder einmal recht aufgefallen, die in den Städten herrscht. Es ist ein Frevel.

Und nun will ich Dir etwas sagen, liebe Alte. Wenn der Juni dieses Jahres vorbei ist und es hat alles seinen leidlichen Gang, so nehme ich Urlaub, streife die Fürstin vom Leibe und gehe aufs Land. Denn wenn Du nicht zu mir willst, so muß wohl ich zu Dir, mir wird auch der Wald gut thun. Dann wollen wir miteinander recht vergnügt sein und von alten Zeiten plaudern. Schreibe mir bald, ob von Eurer Todesangst wohl nichts zurückgeblieben ist und wie der Franzl gedeiht. Dein Mann soll sich der Bäume wegen nicht zu sehr grämen, seine gebrochenen Bäume haben keine Witwen und Waisen zurückgelassen, wie meine ertrunkenen Menschen. Gott hüte uns hier und dort!

Euere Juliana.

Forsthaus.

Meine liebe Herzogin!

Das Unglück ist wohl erschrecklich und hört man auch bei uns nit viel Anders reden, als wie von der Ueberschwemmung. In den Kirchen sind Sammelbüchsen und der Gemeindevorstand geht mit zwei Männern um in der Gegend und sammelt für die Verunglückten Gaben. Jeder giebt gern, was er vermag und gar aus dem Friedauer Armenhaus sind zwei alte Männer zum Gemeindevorstand gekommen und sollen gesagt haben: Wann der Vorstand nit zu ihnen thät finden, so müßten sie den Vorstand suchen, sie hätten Geld zu übergeben. Die Armenhausleute hätten etwas zusammengeschossen für die Ueberschwemmten. Am Sonntag

darauf hat dieses gute Beispiel der Pfarrer auf der Kanzel verkündet, da haben sich die reichen Bauern nit spotten lassen wollen und haben am selben Tag etliche hundert Thaler zum Pfarrer zusammgetragen. Auch die Schulkinder sammeln unter sich und wird überall derzählt, was die Herzogin gethan hat und man sollt's nit glauben, was bei den Leuten so ein Vorbild ausmacht. Ich hätt mit Dir noch extra ein gutes Geschäft machen können und das muß ich Dir derzählen. Beim Stegwirth in Friedau ist eine große Unterhaltung für die Verunglückten. Da wird Musik gemacht und gesungen, auch ein Glücksspiel wird sein und allerhand so Lustbarkeiten. Der Herr Heinrich Goldstein, wann Du Dich noch an ihn erinnern kannst, er ist dazumal Hoflieferant gewest, jetzt ist er aber ein Herr geworden und hat schöne Häuser und will Baron sein, heißt's. Bin ihm's willig, wann's ihn glücklich macht. Jetzt dieser Herr Goldstein veranstaltet das Freudenfest für die Ueberschwemmten und da geht eines Tages in unserem Forsthaus die Thür auf und wer schaut herein? Der Herr Heinrich Goldstein. Thät seine höfliche Einladung machen und ich und mein Mann dürften beim Fest nit fehlen. Bedanken uns für die Ehr, sag ich und wann's sein kann, so werden wir schon kommen. Darauf sitzt und steht er noch eine Weil herum und ich stell ihm ein Reindel Milch vor und Brot und er thut mit dem Franzl um und schenkt ihm einen Groschen. Und auf einmal sagt er, ich kunnt auch was beitragen zum Fest, etwas Besonderes. Es thät bekannt sein, daß mir die Herzogin manchmal

Briefe schreibt. Diese Briefe möcht ich ihm anvertrauen, er wollt sie beim Fest vorlesen, was mir viel Ehr einbringen kunnt und wollt sie etwa gar ausspielen, was viel Geld machen müßt. Ich weiß nit, ich muß ganz weiß worden sein im Gesicht, sagt auf einmal die Magd zu mir: Maria, ist Dir nit gut? Ich bitt' Dich, sag ich zur Magd, wann der Herr noch sitzen will, trag ihm den Stuhl vors Haus hinaus. Zittert hab ich an allen Gliedern. Wie ich aber doch zu mir komm, geh ich ihm nach hinaus auf den Anger und hab ihm meine Meinung gesagt. Der kommt mir nimmer.

Wir haben jetzt schon eine schöne Zeit und die Bäume schlagen so voll aus, wie sonst noch gar kein Jahr, sie wollen's bald wieder einbringen, was ihnen der Schnee herabgerissen hat. Mir kommt's gar für, als wollt sich unser Wald für diesen Sommer extrafein aufputzen. Ich zähl schon die Wochen, bis das nächst Monat aus wird. Gestern in der Früh hat die junge Kuh gekalbt, bis Du kommst, wird das Kalbel grad abgespennt. Trinkst noch gern kuhwarme Milch wie früher? Wir werden Dir schon recht zuklauben. Ja, und was ich noch sagen will, wann der Peter ein wenig ungeschickt sollt sein, er ist mehr gradweg und weiß halt nur den Bauernbrauch, thu ihm's nit für Uebel nehmen. Er ist wohl durch und durch ein rechtschaffen braver Mensch und durchs Feuer wollt er gehen für unsere Herzogin. Wir können Dir's ja Alle miteinander nit zeigen, wie gern wir Dich haben. Maria Baumgartner.

Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Ich weiß es, ich begehe ein Unrecht an Dir, an Deinem guten harmlosen Herzen, wenn ich Dir jetzt schreibe, denn heute habe ich so viel Bitteres und Schlimmes, daß mein Herz fast vergiftet ist.

Vor ein paar Wochen habe ich wieder die überschwemmten Gegenden bereist, um zu sehen, was die Leute treiben und wie ihnen geholfen wird, denn die für sie zusammengeflossenen Gelder waren über Erwarten groß und haben sich dabei, wie Du schreibst, ja auch unsere Landsleute ausgezeichnet. Nun muß ich aber sehen, daß noch nicht viel gethan ist. Die Leute steigen mit abgehärmten Gesichtern auf den Schutthalden umher; dort und da will Einer die Trümmer seines Hauses hervorgraben oder ein Kartoffelgärtlein anlegen; dort und da ein träges Fuhrwerk und hin und wieder eine neuerrichtete Bretterhütte mit Holzbarren davor, an denen magere Rinder stehen. Und nichts weiter. Die Leute haben sich verlaufen und wohin, das weiß man nicht. Die noch vorhanden sind, ziehen sich scheu zurück und mir fällt es auf, daß sie mir nicht mehr so entgegenkommen, wie das erstemal. Einige habe ich sogar gesehen, die mir aus Verstecken drohende Geberden zugeworfen haben. Einer, der mit der Kraue verschüttetes Geräthe aus dem Sand gräbt, hebt die Kraue und macht Miene, sie meinem Wagen nachzuschleudern. Ich frage umher und wird mir überall gesagt, sie könnten gar nichts machen, sie hätten noch nichts bekommen, oder nur sehr wenig und es wäre

ihnen für später etwas versprochen. Ein Dorfpfarrer theilte mir mit, daß er gehört habe, das gesammelte Geld würde auf Zinsen angelegt und erst die Zinsen würden zur Vertheilung kommen. Von den Soldaten, die ich zur Hilfe und Arbeit beistellen ließ, vernahm ich, daß sie sehr viel Hunger hätten und den Leuten ihren letzten Rest von Nahrung aufzehrten. Ich muß Dir gestehen, Maria, da habe ich nicht gewußt, was ich anstellen soll vor lauter Zorn. Der jähe Zorn, der manchmal über mich kommt, ist ja gewiß ein großer Fehler von mir, aber hier, denke ich, wird er wohl am Platz gewesen sein. Alsogleich habe ich die Untersuchung eingeleitet und da hat sich eine saubere Wäsch' herausgestellt. Vielerseits sind die Sammlungen unterschlagen worden, und gar von hochgestellten Personen! Manche Amtleute haben einander bestochen, die Gelder unter sich vertheilt, falsche Ausweise ausgestellt. So wird auch das blutige Scherflein aus dem Friedauer Armenhause in den Sack eines solchen Schurken gefallen sein. Was sagst Du dazu?! Und solche Herrschaften wollen sich auf Volksmänner hinausspielen und wenn das Fürstenthum ausgerottet wäre, selbst den Staat regieren!

Natürlich kommt auch jetzt die Schuld wieder auf die Fürstin. In der Stadt fliegen gedruckte Blätter, des versteckten Sinnes, daß die Regentin mit dem Blutgelde ihre Cassen fülle; dabei sind auch Bilder, wie ein gekröntes Frauenzimmer bei der Ueberschwemmung am Ufer sitzt und im Trüben fischt. Plötzlich ist das Treiben der Weißen Brüder wieder rege und es kann nothwendig werden, das Militär zusammenzuziehen.

Habe ich Dir geschrieben, daß der Leibjäger meines hochseligen Oheims im Irrenhause sitzt? Denke Dir, es zeigt sich immer klarer, daß er den Irrsinn nur vorspiegelt, um den Untersuchungen zu entgehen. Es häufen sich nämlich die Verdachtsgründe — welchen ich anfangs keinen Glauben beimessen wollte — daß er, wenn nicht den Mord selbst verübt hat, wenigstens daran betheiligt gewesen ist. Nicht wahr, es ist grauenhaft! Sein eigener Leibjäger! Vor wem soll man noch sicher sein?

Diese zwei neuesten Erfahrungen haben mich um zehn Jahre älter gemacht. Nie hätte ich geglaubt, daß es so viel Schlechtigkeit giebt auf der Welt. Ich mag jetzt auch nicht mehr gut sein, ich sehe es wohl, der Mächtige, der die Menschen kennen gelernt hat, muß ein Tyrann werden, eine Geißel Gottes. Ich bin ganz zerrissen und matt, ich kann nicht weiter. Juliana.

Schloß am Hof.

Liebe Maria!

Ich habe schon zu lange gesäumt. Mir thut Waldluft noth und Ruhe, ich bin nicht gesund. Die letzten Wochen haben mich so aufgeregt, daß ich schon ernstlich mit dem Gedanken umging, mich zu verabschieden. Ich tauge ja nicht für ein so wichtiges Amt, ich habe es schon anfangs gesagt. Ich bin ein schwaches Weib und soll ein großes Land regieren in so bewegter Zeit. Und mein größtes Unglück ist noch, daß ich's in meinem Geiste sehe, wie es sein sollte, sein könnte

und doch so ohnmächtig bin, es zu erreichen. In solcher Seelennoth habe ich wieder einmal in der Schrift gelesen, die ich von Abraham besitze. Und bin an den Satz gekommen, daß alle Fürsten abdanken sollten, die sich einbilden, ihr Volk musterhaft zu regieren, und daß jene Fürsten in ihrem Amte bleiben müßten, welche sich nicht genügen und scheinbar Unerreichbares anstreben. Die Ersteren seien die Unfähigen und die Letzteren seien die Hochgemuthen. Die Menschheit müsse den idealen Höhen zu, die Könige voran und selbst wenn sie den Pfad mit dem eigenen Blut bezeichnen müßten! — Diese Worte haben mich wieder muthig gemacht. Gott hat mich einmal hierher gestellt und ich habe den treuen Willen, meinem Volke zum Heile zu sein. Mache ich's schlecht, so macht's Einer, der statt mir käme, noch schlechter, weil ihm vielleicht der gute Wille mangelt. Also mit Gott aufrecht!

NB. Der schwerste Tag meiner bisherigen Regierung war gestern. Daß ich die Räuber der Armengelder an die Schiffe hängen ließ, welche sulzaaufwärts gehen, kostete mir freilich keine Ueberwindung; härter war das Andere. Den Mörder seines Herrn, meines Oheims, habe ich zum Strange verurtheilt. Gestern Abends um die neunte Stunde. Es war das erste, gebe Gott, auch das letzte Todesurtheil, das ich unterschrieben. Meine Hand blieb fest dabei. Von heute in zwei Tagen wird das Urtheil vollzogen.

Ich gehe morgen ins Gebirge.

Juliana.

Zweites Buch.

Maria.



Als Maria, die Förstersfrau, den letzten Brief der Herzogin gelesen hatte, ging durch ihr Wesen ein Grauen. Ihr Auge starrte auf die Unterschrift. Dieser liebliche Name Juliana, der ihre Freude, ihr Stolz, ja ihre Liebe war, zu welchem ein großes Volk vertrauend aufblickte, wie zu einem freundlichen Stern — dieser Name hatte jetzt einen Menschen umgebracht.

Den ganzen Tag war ihr ungewiß zumuthe, und beim Abendbrot, als es schon finster war und der kleine Franz in seinem Bette schlief, schrak sie mehrmals auf: Es klopfe Jemand draußen an der Thür, es gehe oben auf dem Dachboden Jemand umher. Der Peter versicherte sie zehnmal, es sei nichts, er höre gar nichts, und wenn schon sie etwas vernehme, so sei es eben der Wind. Es war ein stiller Sommerabend, draußen auf den hohen Bäumen rührte sich kein Wipfel. Als am Feuerherde die verglosenden Scheiterkohlen in sich zusammenfielen, that das Weib einen Schreckruf und fuhr mit der Hand zum Herzen. Und als sie sah, daß nichts war, erschrak sie erst über ihren Schreck, und sie wußte nicht,

was es zu bedeuten habe, daß ihr heute so bange war. Vor dem Schlafengehen verriegelte sie alle Thüren und Fenster mit besonderer Sorgfalt, es war ihr, als müsse in dieser Nacht ein Unglück geschehen. Aber als sie erwachte und zu den hellen Fenstern die aufgehende Sonne hereinschien wie gewöhnlich, der kleine Franz im Nest sein Liedel trillerte und der Peter in Hemd und Unterhosen an seinem Bettrande saß und sich schon die Pfeife stopfte wie jeden Morgen, da wunderte sich die Maria nicht darüber, daß kein Unglück geschehen war, sondern darüber, daß sie Abends zuvor so ängstlich gewesen sein konnte.

Sie nahm an diesem Tage das Weib eines Holzschlägers auf und begann unter solcher Beihilfe sachte, aber ganz unnachsichtlich, das Haus umzukehren. Sie rieb die im Stubenrauche braungewordene Zimmerdecke mit Bürsten, daß sie glänzend werde, sie wusch die Stubenwände von oben bis unten, daß das Wasser an den Zimmerbäumen nur so herabzingelte, sie putzte die Fensterscheiben, daß auch nicht das kleinste Fliegenpünktchen dran war, sie scheuerte den Tisch, die Bänke, die Stühle, sie entstaubte die Heiligenbilder, als das Herz Jesu, das Herz Mariens, das Christkind, den heiligen Florian und den heiligen Petrus. Diese Bilder hatte die Maria noch von ihrem Elternhäuschen mitgebracht, es hing auch noch der Glaube der Vorfahren dran. Seit jenen Tagen der Gefahr hatten sie auch ein kleines Bild des heiligen Lazarus, als eines Schutzpatrons vor dem Lebendigbegrabenwerden. Dieser neue war freilich noch nicht so reinigungsbedürftig,

als die altbestaubten Familienheiligthümer, an denen über und über ein mausfarbiger Reif lag. — Als diese Dinge mit einem feuchten Tuch sorgfältig gereinigt worden waren, daß sie in ihren hellen Farben leuchteten, hing sie dieselben wieder an die Wandecke über dem Tische, zierte das dreiseitige Leistenbrettchen davor mit einem hellblauen Tüchlein, das mit dem Namen Jesu und mit Goldfransen geschmückt war. Und sie stellte auf dieses Altarbrettchen das messingene Crucifix und an den beiden Seiten desselben je ein Krüglein mit rothen und weißen Wildrosen, die sie jeden Tag begießen wollte. Dann befestigte sie an der Wand zwischen den Fenstern den kleinen Hängespiegel. An den Pfosten der Stubenthür hing sie das thönerne, grünglasirte Weihbrunngefäß. Und an der gegenüberstehenden Wand, welche die größte Fläche in der ganzen Stube hatte, stellte sie das Bild der Herzogin auf und umgab es mit einem Kranze von Preiselbeerenkraut und Immergrün.

Als sie all diese Gegenstände so geordnet hatte, scheuerte sie den Fußboden, bis er blank war wie ein Küchenbrett und erließ an Mann und Kind das Verbot, die Stube zu betreten. Der Franzl kümmerte sich nicht viel drum; er lief den ganzen Tag im Freien umher, fand blaue Glockenblumen, das war gut, fand reife Erdbeeren, das war besser, fand im Strupp ein Zeisignest mit drei Jungen, das war am allerbesten. Der Peter schmunzelte ein wenig zum Verbot, denn drin in der Stube stand der Tisch zum Essen und das Bett zum Schlafen. Das thut nichts, die Maria blieb dabei, die

Stube dürfe von keinem Menschen betreten werden. Und die Betten standen auch gar nicht mehr in der Stube, sondern in einer Nebenkammer, die gleichfalls gescheuert und dann zum Schlafzimmer eingerichtet worden war. Die Schußgewehre, der Stock, dessen Handhabe ein kleines, glänzendes Beil bildete, und was sonst noch der Werkzeuge und brauchbaren Dinge waren, hingen und lehnten in dieser Kammer an der Wand. Auch ein zweites Nebenzimmerchen und ein Gelaß im Dachboden war in Stand gesetzt worden. Gegessen wurde in der Küche am Herd. In der schönen Stube stand noch der Gewandkasten, aber der Peter hatte nicht die Erlaubniß, einen Rock, ein Sacktuch oder dergleichen zu holen, die Maria besorgte ihm alles, durch ihr Betreten litt nichts, denn sie betrat die Stube mit Strohhatschen.

Nicht minder reinigte und ordnete die Förstersfrau Küche, Vorhaus und Stall, bis alles Geschirr spiegelblank, alle Kübel und Zuber rein und weiß ihre Fladerung zeigten. An den Kühen mußte die Magd jeden Morgen etwaige Krustlein oder Widerhaare weg- und glattstriegeln und wenn sie damit fertig war, so nahm ihr die Maria den Striegel aus der Hand und striegelte nach. Jeden Tag mußte frisches, feingehacktes Reisig in den Stall gestreut werden. Den Schweinestall tapezirten sie mit Stroh und Moos aus und die Futtertröge wurden so sorgfältig gereinigt, daß die Magd in Freuden ausrief: „So, jetzt will ich selber draus essen!"

Dann ging es an den Gemüse- und Ziergarten. Die jungen Salat- und Kohlpflanzen standen auf ihren Beeten in

Reih' und Glied, und dazwischen wurde nicht ein einziges fremdes Halmlein geduldet. Die Zwiebel streckte ihre bläulich schimmernden Schwerter hervor, der Schnittlauch seine gelbgrünen Pinsel, die Petersilie und der Meerrettich legten ihre Blätter malerisch aus. An einer Ecke des Gartens stand der Strauch mit den großen leuchtenden Glutaugen der Pfingstrosen, die Reseden blühten auch schon und dufteten noch mehr, die silberfarbigen Stämme der Nelken, die in Bündeln an Stäbe gehangen waren, hatten erst die festen Knospen, aus deren Spitzen aber schon etwas Rothes lugte. Als der Garten gejätet und von allen Wucherungen, Steinen und Steinchen befreit war, machten sich die Weiber an den Hofraum; der wurde ausgefegt wie ein Tanzboden und so oft die Maria vom Küchenfenster aus auf demselben ein Aestlein liegen sah, das der Wind vom Baum geschlagen hatte, oder eine Rinde, die vom herbeigeschafften Brennholze abgefallen war, ging sie hinaus und trug solchen Unrath weg. Dann strich sie um Haus und Stall und guckte in jeden Winkel, und wo ein dürrer Halm hervorstand, da riß sie ihn aus, und wo ein Spinnenweb war, da fegte sie es ab. — Die Herzogin kann ihr Geschloß mit Gold und Seiden und Edelgestein schmücken, dachte die Maria, der Schmuck armer Leute ist die Reinlichkeit.

Zuletzt wollte sie mit ihrem langstieligen Besen auch noch die zwei Schwalbennester herabfegen, die unter dem Dachgiebel in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander klebten, weil sie die lehmgrauen Striemlein für überflüssig hielt, die

an der Wand niedergingen. Jetzt, das wurde dem Peter zu bunt, er erhob Einsprache. Fahnen, sagte er, könnten sie keine auf den Giebel stecken, weil sie keine hätten, wenn man auch die kreisenden Vögel verjagen wolle, welche für ein Hausdach doch die passendste Zier seien, nachher möge sie auf die Dachspitze den Besen hinaufstecken. Man weiß aber nicht genau, that der Förster diese Verwahrung den Schwalben zu Lieb, oder dem Dachgiebel, oder seinem Söhnlein, aus dessen weinendem Auge ein leuchtendes wurde, als es die Vogelnester gerettet sah.

Und da nun die ganze Wirthschaft so in Stand und Glanz gesetzt war, daß selbst dem Förster, wenn er mit Gewehr und Beil vom Walde zurückkam, das Herz lachte, strich die Maria noch immer um und forschte nach Gegenständen, die zu putzen wären. Sie war scheuerungssüchtig geworden. Und da nichts mehr zu finden war, sprang sie plötzlich in die schöne Stube — mitsammt den Schuhen sprang sie hinein — und riß von dem Bilde der Herzogin den Kranz herab. „Was braucht's die Hudelei!" rief sie, „die hat's nit noth. Und wann das Bildnuß sonst keinen Kranz hat, so braucht's jetzt auch keinen. Wenn man einen Menschen einmal so lieb hat, da braucht's kein Schmeicheln." — Hernach kam sie mit dem Waschlappen und rieb aus den Dielen ihre Fußstapfen, obwohl gar keine solche daran waren.

Dann ging sie zu ihrer kleinen Vorrathskammer — das geschah des Tages unzähligemale — und hielt Nachschau, ob Fleisch, Eier, Butter, Mehl und so weiter wohl in richtigem

Zustande wären; was ihr etwa zweifelhaft erschien, das mußte fort und wurde durch frische Dinge ersetzt.

Eines Tages hieß es, draußen im Timerthal auf dem Schlosse Edenstein sei die Herrschaft angekommen. Da standen unsere Eheleute zusammen und beriethen sich, ob sie nicht hinausgehen und der Herzogin einen Besuch machen sollten, bevor sie hereinkäme. Sie kamen überein: Besuch keinen, aufdrängen nicht. Will sie uns sehen, so wird sie uns schon finden.

Von diesem Tage an zogen sie jeden Morgen ein besseres Gewand an. Der Peter hatte seine schmucke Förstertracht, die seiner wohluntersetzten Gestalt erst das rechte Ansehen gab: Joppe aus grauem Loden mit grünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen, Kniehose mit grünen Wadenstrümpfen, scharf mit Eisenhaken benagelte Bundschuhe. Dann grüne Weste mit silberner Uhrkette, an welcher nebst der wohlgewichtigen Sackuhr, die noch von Peter's Vater ein Andenken war, zwei alte Silberthaler und ein zierlich beschlagener Eberzahn hingen. Unter dem breiten weißen Hemdkragen die rothen Spitzen des Halstuches, endlich ein mattgrüner, etwas zugespitzter Filzhut mit niederhängender Krempe, einer krummen Auerhahnfeder und einem fächerförmig gefaßten Gemsbart. Das Gesicht hübsch gebräunt, etwas klobig, und die kleinen, manchmal aus Verlegenheit zwinkernden Augen schauten treuherzig drein. Die nußbraunen Haare ließ der Peter stets über die Stirne herabhängen, wie sie wollten, und unter der Nase stand ein kräftiger Schnurrbart, auf den er etwas zu halten schien,

er strich daran jedes Widerhärchen glatt, sei es mit der Hand, sei es mit der beinernen Spitze des Pfeifenrohres. Für den kleinen Franzl kam ihm dieser Schnurrbart überaus zu statten; war der Knabe recht übermüthig in Hüpfen, Klettern und Gewandzerreißen, so sagte der Peter nur: „Franzl!“ aber dabei zuckte der Schnurrbart. Das letztere kam dem Kleinen unheimlich vor und er wurde geschmeidig und folgsam. Die Maria wußte es freilich recht gut, daß dieses drohende Zucken des Schnurrbartes seine Ursache nur in den schmunzelnden Mundwinkeln hatte.

Die Maria, welche in ihrer freien Zeit die Nähterei auszuüben pflegte und an den Kleidern alles auf das Beste schlichtete, war in ihrem Anzuge immer ordentlich, jetzt hielt sie sich mit ganz besonderer Sorgfalt. Ihr mattgrauer Rock war etwas faltiger und länger, als solche anderer Bäuerinnen und hatte an dem unteren Rand einen schmalen schwarzen Sammtstreifen. Die Joppe machte rückwärts Anstalt zu einem Schössel, kam aber nur zu ein paar recht bescheidenen Schnäbelchen; außer den glänzenden Beinknöpfen hatte sie keinen weiteren Schmuck. Die Aermel hielt sie gerne ein wenig aufgestreift, sie fühlte sich unbehaglich in einem Gewand, das sie an der Arbeit hinderte. Um den Hals trug sie eine feine Leinwandkrause und auf dem glattgescheitelten Haar einen sehr schönen Schildkrötenkamm; diese außerordentlichen Dinge hatte der Peter damals, als er die Forstanstellung bekam, der Frau Försterin zum Anbund gekauft. Das Gesicht der Maria war nicht mehr so blaß und abgehärmt, wie damals,

als die Jugendfreundin Juliana sich von ihr verabschiedet hatte; es war frisch gefärbt, rundlich und zeigte Neigung zu einem leichten Doppelkinn. In den Ohrläppchen staken zwei zarte goldene Ringlein. Die Maria hatte eine stattliche sehr ebenmäßig gebaute Gestalt, in den Gesichtszügen war sie aber nie eigentlich schön gewesen und sie gehörte zu jenen Frauen, die mit zunehmendem Alter noch immer anmuthiger werden. Manchmal schienen ihre Züge beinahe herb; sie lächelte fast nie mit dem Munde, aber sehr oft mit den Augen. Diese hatten einen so weichen, innigen Glanz, daß sie alle strenge Ernsthaftigkeit der Züge zu Schanden machten.

Im größten Glücke war zu dieser Zeit der Franzl. Bei dem war der verhaßte Kinderkittel noch nicht weit zurück und gar manchmal, wenn er sich schlecht aufgeführt, drohte ihm die Mutter mit dem Kittel. Das schien nun doch vorbei zu sein; jetzt durfte er das graue Sonntagshösel tragen und den kirschrothen Brustfleck und den grünen Hosenträger darüber. Das dazugehörige Jöppel zog er geflissentlich nicht an, damit man die weißen Hemdärmeln sehen konnte, so wie beim Vater, wenn der an den Sonntagen auf der Bank vor der Hausthür saß und sein Pfeifel rauchte. Der Franzl raucht nur erst Rispenhalme, die er in Form einer Pfeife biegt, sie sind auch gut, aber doch nicht so ganz gebräuchlich. Nun man kann einen Gebrauch, der noch nicht ist, ja einführen. Des Knaben Gesichtchen ist rund und frisch und roth wie ein Apfel, in welchen der Peter manchmal hineinbeißen möchte vor lauter Lieb; die grauen gutherzigen Augen hat

er vom Vater, das ein bischen aufgestülpte Näschen von der Mutter, und das Nasse, was bisweilen ein wenig aus demselben hervorguckt, von sich selber. Wenn er der Mutter in die Nähe kommt, zwickt sie ihm manchmal ohne allen Anlaß die Nase zusammen. Sie streicht ihm auch das weiche, feine Blondhaar von der rechten Seite, wo es gescheitelt ist, quer über die Stirn, daß er aussieht, wie ein Student. Und so oft am Haarscheitel der weiße Streifen nicht schnurgerade geht, schilt sie ihn, daß er schon wieder unordentlich sei, und kämmt und glättet heftig an ihm herum. Das nun schon bald fünfjährige Bübel lief barfuß. Die Maria wollte ihm in diesen Tagen auch die Kalblederschuhe anziehen, aber der Peter gab zu bedenken, daß er sich damit die Füße „verderben", d. h. verwöhnen würde; für ein Wald- und Bauernbübel sei es keine Schand und keine Ungeschicklichkeit, im Sommer barfuß zu laufen. Der Peter war immer fürs Abhärten, während die Maria behauptete, das Abhärten, wenn es nicht klug betrieben würde, könne auch leicht schwächen und lähmen, und wenn sie in ihrer Kindheit nicht so viel hätte barfuß gehen müssen, so hätte sie an ihren Frostbeulen nicht jetzt einen schmerzhaften Wettermesser. Trotzdem war sie es, die dem Franzl manchmal ein neues groblinnernes Hemd an den Leib nöthigte und war er es, der den Knaben bedauerte und verhätschelte, wenn dieser über das kratzende Zeug in ein Jammergeschrei ausbrach.

So war nun alles gerüstet auf die Ankunft des Gastes. Nun sah die Maria eines Tages zu ihrem nicht geringen

Schreck, daß auf dem Fußboden der schönen Stube, in welcher mittlerweile mit unendlicher Vorsicht auch ein hohes Bett aufgeschichtet worden, die Pfötlein des Franzl gezeichnet waren. Der Peter hatte nämlich einmal zu dem Knaben gesagt: „Du Büberl, ich habe Schuhe an und darf nit in die Stuben, geh, hol mir das Griesbeil heraus, das hinter dem Kasten lehnt." Der Franzl that's, brachte den Bergstock und ließ den Abdruck seiner Zehen drinnen. Jetzt gab's einen Aufruhr. Alsogleich die Magd herbeigerufen, unter den Wasserkessel geheizt, Kästen, Bett, Bank und Tisch von der Wand gerückt und den Boden frisch gescheuert. Noch einmal wurde im Hause alles drunter und drüber geworfen, die Maria hatte rasch ihr schlechtes Gewand angelegt, damit sie selber mithelfen konnte, sie kniete auf dem Boden und rieb und wusch mit dem Strohlappen, daß ihr der Schweiß auf der Stirne stand.

Am frühen Nachmittag war's, da schlug Bergmann, des Försters schwarz- und braungefleckter Hund an. Es wird wieder ein Geier in der Nähe sein, oder ein Fuchs, derlei brachte das wachsame Thier stets in Unruhe. Jetzt ging der Peter über den Hof gegen das Haus und wollte die Stubenthür aufmachen. Die war von innen just mit Kasten und Stühlen verrammelt und Maria, die Scheuernde, rief schnaufend: „Draußen bleiben! Jetzt habe ich für nichts Zeit!" Und rieb und wusch und scheuerte.

Nun stellte sich der Peter draußen auf einen Vorsprung der Wandzimmerung, nahm die Pfeife aus dem Mund und

sprach zum Fenster herein: „Wie ich vorhin vom Wolfgangsberg herabgegangen bin, habe ich durch den Scharngraben einen Wagen hereinfahren gesehen."

„Du, sei so gut!" rief die Maria und schnellte empor. Da lief vom Anger her der Franzl und schrie: „Vater, über den Bühel gehen zwei schwarze Frauen herauf."

„Jesus, Maria und Josef!" ächzte die Maria, ließ Wisch und Lappen liegen und stürzte in die Küche hinaus. Da sah man die Fremden schon durch die Hofplanke hereingehen und gegen das Haus her.

„Sie ist's!" sagte der Peter.

„Sie ist's!" jammerte die Magd.

Die Maria steht todtenblaß am Herde und ist schier gelähmt vor Schreck. Endlich schießt sie in das Vorhaus, wo der Peter steht und sagt mit einer heiseren Stimme: „Geh Du hinaus und red' mit ihr, und daß sie mir jetzt nit ins Haus kommt um Gotteswillen! Just heut, wo wir in der Wusterei sind! Aber just heut!" — Mit diesen Worten eilt sie händeringend von einem Winkel zum anderen, bis ihr endlich der Gedanke kommt, alles, wie es ist, liegen und stehen zu lassen und ein besseres Gewand anzuziehen. Während des Ankleidens kommt sie allmählich zu sich und da fällt es ihr ein, wie sie der Herzogin einmal geschrieben, dem Peter solle sie es nicht für Uebel nehmen, daß er ungeschickt ist. Wer ist denn jetzt der Ungeschickte? Und wer wird vorangeschoben in der Bedrängniß?!

Die beiden Frauen schritten rasch heran. Der Peter ging ihnen langsam entgegen über den Anger hin. Er erkannte in der Einen die Herzogin. Größer war sie geworden, aber die Stadtfarbe hatte sie und ihre Wangen waren nicht gar rundlich. Bei einem Menschen, der wenig zu essen hat, möchte Einen das nicht wundernehmen, dachte sich der Peter. Jetzt zog er den Hut ab und stellte sich am Wegrande kerzengerade auf.

„Gott grüß Euch, Ihr seid ja der Förster!" Mit diesen Worten ging sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand hin. Auf das war nun der Peter gar nicht gefaßt, und weil er in der Linken den Hut, in der rechten die Tabakspfeife hielt, so bedurfte es taschenspielerischer Fertigkeit, bis er hinter dem Rücken die Pfeife in den Hut stecken konnte und die Rechte zum Hinreichen frei bekam. Dann wendete er sich gegen den Knaben, der an der Hausthür stand: „Bub, geh, trag eilends das Bankel heraus!"

„Ist das der Franzl?" fragte die Fürstin, „aber wie gewachsen! Wie gewachsen! Und voller Leben!"

Der Peter zog eilig den Daumen ein, damit der Knabe durch den Verwunderungsausruf nicht verschrien werde.

Als sie auf der Bank, die unter dem Eschenbaume stand, sich niedergelassen und auch ihrer Begleiterin daneben Platz gemacht hatte, wollte denn der Peter seine schicksame Ansprache halten, er sagte also: „Wie geht's alleweil?"

Sie nickte freundlich dankend mit dem Kopf, Bauernhöflichkeit braucht auch ihre Zeit. Sie hielt den Knaben

an der Hand und strich ihm das Haar aus dem Gesicht. Der Peter hielt in seinem Innern eine Jagd nach schicklichen Worten, endlich um seine Befangenheit zu verbergen, fuhr er fort: „Wie steht's mit der Gesundheit? Das Aussehen ist nit am besten."

Die Herzogin gab zur Antwort, sie hoffe, daß ihr der Landaufenthalt, den sie auf längere Zeit zu genießen gedenke, auch noch rothe und volle Backen machen werde, wie sie der Franzl habe. Dann mahnte sie den Förster, doch den Hut aufzusetzen. Der Peter that es mit einiger Säumniß, da fiel ihm die Tabakspfeife vorne über das Gesicht herab. Um seine Verlegenheit zu übersehen, machte sich die Herzogin mit dem Knaben zu schaffen und fragte ihn nach seiner Mutter.

Mittlerweile war die Maria mit ihrem Anzuge zur Noth fertig geworden, doch als sie durch das Fenster guckte, die junge Frau dort unter dem Baume sitzen sah und den Peter fast armselig vor ihr stehen, da kam ihr plötzlich die Angst vor der fürstlichen Hoheit. Sie zitterte an den Knien. Wie soll sie sich benehmen? Was soll sie sagen? Wenn sie auch noch so lieb schreibt, es hilft alles nichts, sie ist die Regentin! so viel wie Königin und Kaiserin! — Die Maria war völlig fassungslos. Jetzt sah sie, wie die Herzogin den Franzl hernahm, ihn auf ihren Schoß hob und tapfer küßte, jetzt war's gewonnen. Sie ist niemand Anderer geworden, sie ist die liebe treue Juliana.

Die Maria ging hinaus. Ganz ruhig ging sie über den Anger und that nichts desgleichen, als hätte sie in der Brust

ein unbändig schlagendes Herz. Sie ging an den Eschenbaum zur Herzogin, gab ihr die Hand und sagte: „Grüß Dich Gott!" — Und während sie die rechte Hand so ihrer hohen Freundin reichte, strich sie hinter dem Rücken mit der linken an die des Peter und entriß ihm die Tabakspfeife.

„Es ist auch die höchste Zeit, daß Du kommst," sprach die Herzogin zur Maria, „Dein Mann und ich sind schon so tief in den eiskalten Förmlichkeiten, daß wir Beide fast erfrieren. Ist er immer so frostig, Dein Alter? Du darfst aber nicht glauben, Maria, daß ich Dir ihn umsonst zurückgegeben habe aus der Stadt; ich nehme mir dafür den Jungen."

So das erste Wort, welches die Herzogin, den Knaben auf dem Schoß, zur Försterin sprach, und mit diesem Scherze war die Spannung gebrochen.

Die Maria drückte alsbald in wenigen, aber tiefempfundenen Worten ihr Mißgeschick aus, daß gerade an diesem Tage in ihrem Haus ein grauenhaftes Durcheinander sei und daß sie die Frauen jetzt mit bestem Willen nicht in die Stube führen könne.

„Wir gingen Dir auch nicht hinein," sagte die Herzogin, „wir sind sehr froh, endlich einmal in der freien Welt Gottes zu wohnen. Nicht wahr, Baronin?"

Die letzten Worte richtete sie an ihre Begleiterin, die sehr jung und sehr blatternarbig war und sehr schüchtern dasaß.

„Das ist meine gute Baronesse Alsenhof," sagte sie, dem Försterpaare ihre Begleiterin vorstellend, dann wendete sie

sich an diese: „Und das ist meine liebste Freundin Maria Baumgartner, das ihr braver Mann und das ihr herziger Franz. — Wir wollen uns jetzt überzeugen, wie Ihr lebt hier im grünen Walde, dann müssen wir heute nach Edenstein zurück. In einigen Tagen komme ich wieder und dann will ich länger bei Euch bleiben, wenn Ihr mich als Miethpartei nehmen wollt. Ich brauche eine Kammer, deren Fenster ins Grüne geht, ich brauche frisches Wasser, gute Luft und sehr viel Milch."

Als sie Dieses und Aehnliches gesprochen hatten, gingen sie, um das kleine Anwesen der Förstersleute in Augenschein zu nehmen. Die Maria führte ihre Gäste vor Allem in den Kuhstall, in die Milchkammer, in den Hausgarten und ohne sich viel zu zieren, zeigte sie die Dinge und erklärte eines und das andere. Sie war ganz die praktische Hauswirthin und jetzt war es ihr kaum anzusehen, daß sie so tiefgemüthvolle und in ihrer Art weltverständige Briefe schreiben konnte. Ruhig und ernst, so war sie auch als junges Mädchen schon gewesen, und eben das nicht zum geringsten Theil hatte die junge Herzogin Juliana zu ihr hingezogen.

„Du bist noch ganz meine liebe Alte," sagte die Herzogin und legte ihren Arm um den Leib des Weibes, das still neben ihr herging, „und nun zeige mir doch auch Eure Wohnung."

Es konnte nicht mehr länger verschoben werden. Die Maria führte ihren Gast wohl ein wenig zögernd in das

Haus und sagte: „Gestern, wenn Du gekommen wärst, hättest Du alles sehr schön gefunden; heut' wollt' ich's noch schöner machen und jetzt ist der Wust fertig."

Die Herzogin sah nun jene Stube, die für sie bestimmt war und es befiel sie eine wahre Ungeduld zu sehen, wie es wäre, wenn die Dielen trocken und die Geräthe auf ihrem Platz stünden. „Zwar," sagte sie zur Maria, „lasse ich mir nicht weiß machen, daß dieses Zimmer bei Euch unbenützt dasteht, es ist Euer eigentliches Wohnzimmer — schweige! es ist so. Aber ich achte Eure Freundschaft, mit der Ihr es mir überlassen wollet und ich nehme sie an. Es wäre ja nicht schwer geworden, mir da in der Nähe Eures Hauses eine Hütte aufschlagen zu lassen, und selbst wenn so etwas wie ein Jagdhaus daraus geworden wäre. Jedoch erstens bin ich kein Jäger, zweitens will ich nicht, daß mein Aufenthalt in diesem Waldwinkel sehr bekannt werde, und drittens will ich hier nicht die Fürstin sein, sondern irgend Jemand, der von der Stadt aufs Land flüchtet, daß er die Frische seiner Gesundheit und die Heiterkeit seiner Jugend wiederfinde. Ich muß Dir aber, bevor ich meine Herrscherwürde ablege, ein strenges Gesetz geben: Du sollst meinetwegen keine großen Umstände machen und so lange ich bei Dir bin, mich nicht ein einzigmal bei meinem Titel nennen. Ich bin Juliana von Edenstein, und diese Juliana will auf eine Weile die Sorgen, ja leichtsinnigerweise sogar die Pflichten vergessen, die man ihr aufgelastet hat, und will nichts, als bei guten Menschen in der Waldnatur sein. Ich habe den Wald und die Ruhe

nöthiger, als es scheinen mag. Du mußt mir helfen, Maria, sie zu genießen. Versprich mir's!"

Sie verlangte ihr den Handschlag ab.

„Und darf ich Dir jetzt eine Schale Milch aufwarten?" fragte die Förstersfrau.

„Ich habe mich schon die Fahrt her gefreut auf Deine Milch," sagte Juliana. „Wir werden nun Eure Milch und Euer Schwarzbrot zusammen essen, dann müßt Ihr aber auch den Inbiß, den ich mitgebracht, mit uns theilen."

Mittlerweile waren vom Engthale, wo der Wagen stehen geblieben, herauf zwei Männer gekommen; der eine trug am Rücken eine sehr große Ledertasche, der andere auf der Achsel einen viereckigen Ballen, der in graue Leinwand geschlagen und mit Stricken umbunden war. Juliana hielt Rundschau nach einem Platz, wo die Tafel aufzuschlagen wäre.

Das Forsthaus an der Abdachung des Berges stand in einer breiten Wiesenmulde, die gegen die Schlucht hin eine Erhöhung machte, um dann steil abzustürzen. In der Schlucht rauschte ein Wasser und aus ihr ragten Wipfel alter Fichten herauf. Ueber diese Wipfel hin sah man den gegenüberliegenden Berghang mit Wald und einigen grauen Felsen, die in stumpfen Knauren aus dem Berge hervorstanden. Hinter dem Hause ging eine breite Grasblöße sanft aufwärts gegen die steilen Lehnen des Wolfgangberges, zwischen dessen Felsen kümmerliche Baumgruppen standen; hoch oben am Berge ragten einzelne verdorrte Stämme und war der dunkle Filz

der Zirme. Auf der Grasblöße hinter dem Hause prangten gruppenweise sehr schöne üppige Lärchen und junge Fichten, deren unterste Aeste fast auf der Erde ruhten und die sich in sanfter Wölbung bis zum gekreuzten Wipfel verjüngten. Die Luft war überaus rein und lind, an den Bäumen drehten sich allmählich die Schatten. Auf der Blöße, unter einer der Lärchen, von der aus man das Haus und das Engthal übersehen konnte, war der rechte Platz. Bänke waren bald da; als Tisch wollte der geschäftig gewordene Peter den vierräderigen Futterkarren herbeischieben und Bretter auf denselben legen. Allein die Maria bemerkte, sie hätte zu einem solchen Tische kein besonderes Vertrauen, es könnte ihm doch zu unrechter Zeit einfallen, daß er Wagen ist. Hierüber lachten Alle, selbst die wortkarge Baronesse Alsenhof. Der Karren wurde abgelehnt und ein aus dem Hause geholter Tisch rasch mit schneeweißen Linnen gedeckt und unter dem Lärchbaum aufgestellt. Juliana begann nun, während die Maria eine Schüssel mit berahmter Milch, einen großen Laib Brot und Butter brachte, die Ledertasche auszükramen. Ein Pack mit kaltem Fleisch, theils frisch und theils geräuchert, ein Stück Ochsenzunge und eine Wurst, die so dick war, wie ein Arm. Etliche schlanke Weinflaschen; eine silberne Büchse, welche voll kleiner gepreßter Fische war, die anstatt in Wasser in Oel schwammen. Eine ungeheure Tüte mit rothen Kirschen und frischen Birnen. Ein Papierpäckchen mit feinem Backwerk, und noch ein Papierpäckchen, welches Juliana uneröffnet auf die Seite legte. Die Maria brachte Geschirr und Eßzeug

herbei, die Baronesse schnitt das Fleisch in Blättchen und Scheibchen, Juliana schenkte den wie lauteres Gold funkelnden Wein in die Gläser, und eigentliche Gäste, die nichts thaten, sondern nur dasaßen und aufs Essen warteten, waren der Peter und der Franzl.

„Jetzt gesegne es uns Gott im grünen Wald! Langet Alle zu!" Mit diesen Worten lud die Herzogin — nein, blos Juliana will sie jetzt heißen — zum Schmause ein und sie selbst begann mit ihrem Löffel an der Milch zu schaufeln. Der Peter hielt sich mehr ans Fleisch und schielte nach dem Weinglase. Dem kleinen Franzl ging's nach den Kirschen und Birnen, aber Juliana erklärte ihm, daß er solche erst bekommen werde, wenn er ein Stück Fleisch gegessen und ein Stück Zwieback geknuspert hätte. Der Kleine entschloß sich zu diesem Opfer, aber seine Augen hingen während des Knusperns wie angeheftet an den schwellenden Früchten, die in einem Körbchen mitten auf dem Tische standen und dem Franzl also die ganze Esserei höchst unbehaglich machten, so lange sie nicht selbst an die Reihe kamen.

Die Maria aß ein paar Löffel Milch und ein Schnittchen Brot und ein kleines Blättchen Geräuchertes, und ihre Augen standen beständig auf der Wacht, daß alles in Schick und Ordnung bleibe. Sie merkte es, wie die Hand des fleißig zugreifenden Peter schon ein paarmal auch nach dem vollen Glase gezuckt hatte. Sie vermuthete, daß er der Versuchung nicht mehr allzulange würde widerstehen können, und um dem Beginnen eine gute Form zu verleihen, nahm sie ihr Glas

in die Hand und sagte: „Der liebe Herrgott gesegne unser glückseliges Beisammensein!“

Sie stießen Alle an und der Peter ließ sich die gute Meinung nicht zweimal gesagt sein. Der kleine Franzl betrieb die Verrichtung mit besonderem Nachdruck, und als er mit Julianen anstieß, schrillte es grell. Aber die Gläser waren ganz geblieben, und nun kamen die Kirschen.

So hatte die kleine seltsame Gesellschaft auf dem Anger am Forsthause eine fröhliche Stunde zugebracht. Die beiden Frauen frischten ihre Jugenderinnerungen auf, der Peter machte den bescheidenen Zuhörer und lächelte dienstbeflissen, so oft Juliana eine heitere Bemerkung that. Allmählich aber begann er mit den Augen umherzusuchen, auf dem Tische, auf der Bank, unter dem Tische, griff mehrmals in den Sack und war unruhig. Die Maria sah, daß er seine Pfeife suchte und winkte ihm mit den Augen, er solle das heute bleiben lassen! Denn sie kannte den Duft seines Krautes. Der Peter verstand als rechter Ehemann die Augensprache seines Weibes recht gut und saß nun ruhig, doch etwas unbehaglich da.

„Ei, so hätte ich doch bald vergessen!“ rief plötzlich Juliana. „Da ist noch etwas, aber nur für den Herrn Förster!“ Und öffnete das früher beiseite gelegte Packet. Es waren Cigarren.

Nun erst stand der Himmel für Alle offen. Der Peter stützte den Ellbogen auf den Tisch, schmauchte, nahm manchmal einen Schluck, nickte manchmal ein wenig mit dem

Haupte, schmunzelte vor sich hin und sagte auf einmal: „Mit der Frau Herzogin zusammensitzen ist halt doch eine schöne Sach'!" —

Und so ist das Wiedersehen Julianens mit ihrer Jugendfreundin gefeiert worden. Die Sonne war schon lange hinter der Wucht des Wolfgangberges hinabgesunken, als die Gäste sich von der Försterfamilie verabschiedeten.

„Bei dem Verabredeten bleibt es!" sagte Juliana noch. „In wenigen Tagen bin ich bei Euch. Dann gebe Gott schönes Wetter im Walde und — draußen, daß wir endlich wieder einmal im lieben Frieden können das Leben genießen."

Nach diesen Worten reichte sie Beiden die Hand und ging mit ihrer Begleiterin den Hügel hinab in das Engthal zum Wagen. — Das Leben genießen nennt sie das, dachte der Peter bei sich, wenn sie aus dem Fürstenschloß zu den Hinterwaldhäuslern hinaus geht! Was doch die hohen Herrschaften für wunderliche Passionen haben!

Jetzt war aber unter der Esche jener viereckige Ballen mit der grauen Leinwandumhüllung vergessen worden, und als ihn der Peter näher besah, entdeckte er daran einen Zettel mit den Worten: Das ist der Stadtmarkt für meine Freunde im Forsthaus.

Er wollte alsogleich aufthun, doch die Maria sagte, es müsse früher noch das Haus in Ordnung gesetzt werden. Als dieses endlich — es war die Dämmerung schon da — geschehen, trug der Förster den Ballen hinein auf den Stuben-

tisch und zog sein scharfes Messer aus dem Sack, die Bande aufzuschneiden.

„O nein!“ rief die Maria und fuhr mit ihren Händen dazwischen, „den schönen Strick laß’ ich nicht zerschneiden. Du hast einunddreißig Jahr lang auf den Stadtmarkt warten müssen, Du wirst auch noch warten, bis ich an dem Strick die Knoten gelöst habe.“

Dann bei Kerzenschein sahen sie die Gaben. Da war ein rothseidenes, durch und durch fertiges Bettzeug für drei Betten. Da war eine kleine goldene Frauenuhr, und es war ein Fernrohr und ein Wettermesser neuester Art, und es war ein kleiner, sehr putziger Tiroleranzug. Die Freude war nicht gering. Der kleine Franzl mußte noch den Anzug ans Körperlein streifen, und darin war er freilich so herzig, daß die Mutter ihm den Kuß gab, welcher der Spenderin vermeint gewesen. Der Peter zog sein Fernrohr auseinander und schaute damit in die Nacht hinaus. Und die Maria sah so lange auf ihre goldene Uhr, bis sie zum Aerger des Kleinen ausrief: „Und jetzt ist’s Zeit zum Schlafengehen!“

Das Bettzeug wurde für dieselbe Nacht noch nicht benützt. Wenn die Maria dieses ausgezeichnet geschnittene und gesteppte Bettzeug ansah, so hatte sie wahres Herzleid. Daß doch so gar keine Freude vollkommen sein darf auf der Welt! Wie schön wäre es gewesen, wenn diese Decken und Kissen nicht nagelbumfertig ins Haus gekommen wären, wenn sie die Maria selber hätte nähen können!

* * *

Und nun kamen die merkwürdigen Sommertage, als die Fürstin im Waldhause wohnte bei ihrer bäuerlichen Freundin.

Aus Friedau waren Gewerbsleute gekommen, um am Forsthause einzelne Verbesserungen und Bequemlichkeiten anzubringen und Einrichtungsstücke zu schaffen. Die Maria hatte ihnen aber nicht viel zu thun übrig gelassen. In der Nähe des Hauses waren Ruhebänke angebracht worden, aber als Juliana nun so umherging, wählte sie selten eine dieser Bänke zur Rast; sie ging weiter in den Wald und stieg die Höhe hinan und setzte sich auf einen Stein, oder auf einen Baumstrunk. Die Maria begleitete sie fast immer, war es mit dem Knaben, war es ohne ihn. Und wenn der kleine Franzl manchmal ein bischen in seine wilde Lebendigkeit kam, so drohte ihm die Mutter mit dem Kittel. Das wirkte immer; den Kleinkinderkittel wieder anziehen zu müssen, eine größere Pein konnte sich der Knabe nicht denken.

Der Peter schritt, wenn er mit seinem Gewehr und mit seinem Bergmann in die Wälder ging, auch manchmal ein wenig neben den Frauen her, war sehr zuvorkommend, gab ihnen Fußsteige und schöne Rastplätze an, unterwies sie auch sonst in mancher Eigenthümlichkeit der Gegend, schlug sich jedoch bei guter Gelegenheit in seinen Forst. Er kam sich in der geschlachten Gesellschaft, so schlicht sich Juliana auch gab, recht einfältig, ja manchmal fast ein bißchen dumm vor. Mit der Herzogin hätte er schon auch klug plaudern mögen, aber die Gegenwart seines Weibes hemmte ihn. Es war ihm

fortwährend zumuthe, als ob sie jedes Wort, welches er sprach, wäge und auf seine Hoffähigkeit prüfe, und je mehr er sich zusammennahm, desto ungeschickter kam oft manche Bemerkung heraus. Daß die Maria sich seiner zu schämen hätte, das wollte er nicht, und so war ihm bei seinen Bäumen wohler, als in Gesellschaft der lieben Frauen. Zudem durfte er unter den Fichten und Lärchen auch nach Herzenslust seine Pfeife rauchen. Ja er war sogar geneigt, seine Blödigkeit bei der hohen Frau dem Umstande zuzuschreiben, daß er dort nach strenger Vorschrift seiner Maria nicht die Pfeife im Mund haben durfte. Und in der That, wenn er im Walde behaglich rauchend dahinschritt und mit seinem munteren Bergmann plauderte, da sprach er wie einer der sieben Weisen.

In vielen Theilen des Waldes, den er zu hegen hatte, arbeiteten immer noch Holzschläger, um die von dem großen Schnee verursachten Brüche aufzuscheitern oder in ganzen Klötzen zu Thale zu bringen. Und wenn die Frauen ruhig unter einem Lärchenbaum auf dem Anger oder am Waldrande beisammensaßen, so hörten sie manchmal den verlorenen Hall eines stürzenden Baumes oder eines in die Tiefe fahrenden Klotzes.

Juliana hatte stets ein Buch oder eine Zeichenmappe bei sich, die Maria benützte diese Zeit, um für die Ihren Winterstrümpfe zu stricken. So saßen sie beisammen und plauderten ruhig von Diesem und Jenem, und Juliana wurde nicht satt, die Waldgegend zu betrachten.

Am Fuße des Wolfgangberges, wo der sanft aufsteigende Grasanger zu Rande geht und am steileren Hange der Wald beginnt, war eine Stelle, wo sie besonders gerne saßen. Da konnten sie hinabschauen auf das taubengraue Schindeldach des Hauses, auf die in den Weiden grasenden Kühe, auf die futtermähende Magd, sie konnten hinschauen, auf den gegenüberliegenden Waldberg, auf den starrwipfeligen Tannenforst, der zur linken Hand die Aussicht schloß, und konnten hinschauen rechter Hand auf einen felsigen, theils mit dunklem Gestrüpp bewachsenen Ausläufer des Wolfgangberges, von dessen Lehnen ein Wässerlein niederkam, das hernach unten in der Schlucht hinausrieselte. Die Ruhe ringsum war so sanft und tief ergreifend, daß es der Juliana manchmal zum Weinen war vor lauter Glückseligkeit.

„O Frieden!" sagte sie einmal. „Dich verachten die Könige. Und sie haben ja eigentlich gar nicht das Recht, im Walde zu sitzen, außer es wären etliche Leibdiener und Polizeileute in der Nähe. Ihr Leben gehört dem Volke. Ich will das meine auf eine Weile für mich haben. Vielleicht kommen mir in der Stille gute Gedanken; die, mit denen ich bisher regiert habe, sind nicht alle zu Nutz gewesen."

Die Maria wußte nicht, was sie auf solche Bemerkungen entgegnen sollte und so unterbrach sich die Herzogin: „Na, sprechen wir von etwas Anderem."

Die Steinchen und Pflänzlein blickte sie an, die zu ihren Füßen waren, und that schier wichtig mit ihnen: mit den

kleinsten Thieren gab sie sich ab, und da wußte auch die Maria etwas zu sagen, diese hatte ihre ganz besondere Naturgeschichte. Sie hatte in der Pflanzenkunde nicht allein ihre Vergißmeinnichte, Himmelsschlüssel, Hahnenfüße, Hundszungen, Rittersporne, Frauenhaare, Ehrenpreise, Tausendguldenkraut und dergleichen; auf den Matten wuchsen auch Junggesellenherzen, Blutige-Treue, Kinderaugen, Kopfindiehöh', Höllisch-Feuer, Wachsindenhimmel, blaue Zauberin, Bettelweibel, Traumirnit, Starrköpfel, Todtenblüh' und allerhand andere Pflanzen und Blumen mit seltsamen Namen und Geschichten. Zu Allem und Jedem wußte sie ein Märchen, eine Sage, die sie manchmal so halb träumend vor sich hersagte, oder ein launiges sinniges Sprüchlein. Auch die Käfer, die unter den Halmen krabbelten, und die Vögel, die in den Zweigen sangen, hatten hier andere Namen; fast in jedes Ding hatte der Mensch einen Gedanken hineingelegt, so eine Art Seelchen, das aus allen Wesen guckte, zuckte und spukte.

Gegen den kleinen munteren Franzl beobachtete die Maria stets einen gewissen Ernst, der den Knaben im Zaume hielt, während Juliana ihn gerne in seiner kindlichen Unbändigkeit gesehen hätte. Einmal hatte der Knabe das Unglück, sich durch Genuß von Himbeeren und Stachelbeeren zu überladen. Die Folgen davon waren heftig und die Mutter überhäufte ihn mitten in seinem Leiden mit herben Vorwürfen. Da nahm sich der Peter des Knaben an und sagte: „Wozu ihn denn noch ausknurren, den armen Kerl? Lassen wir es seine

Sache sein, er leidet ja die Strafe eben, weiß nun, was ihm schadet und merkt sich's."

„Ob Dein Mann nicht recht hat!" sagte Juliana zu ihrer Freundin. „Wenn ich Kinder hätte, zanken wollte ich mit ihnen nicht viel."

„Man hat auch seinen Aerger."

„Daß ich ihn allemal an meinen Kindern ausließe, dafür wären sie mir zu gut."

„Du redest so, wie alle Leut reden, die keine Kinder haben. Wenn ich nach etlichen Jahren Dir Deine schöne Lehr' zurückgebe, so mußt Du's leiden."

„Ich werde es gern leiden," sagte Juliana. Dann schwiegen Beide.

So war Eines und das Andere, die stille Alltäglichkeit war unerschöpflich an kleinen Vorfällen, die der Herzogin alle köstlich dünkten. Und so vergingen trautsame Tage. Allmählich dehnten die Frauen ihre Gänge aus und stiegen höher den Berg hinan. Der Fußsteig ging im Zickzack durch Waldschatten und dort, wo die Bäume aufhören und die Wände beginnen, rieselte aus dem Gestein auf dünnem Holzrinnlein ein kleines Wasser in einen Trog. Davor in feuchtem Sande waren Klauenspuren von Hirschen, die an dieser Quelle ihren Durst zu löschen pflegten. Man nannte die Quelle den Hochbrunnen. Zu diesem Hochbrunnen nun stiegen die Frauen manchmal hinauf, setzten sich an den Kopf des Troges und schauten über die Wipfel hinaus. Das Forsthaus war hier nicht mehr zu sehen, es lag tief unter dem Walde. Sonst

war es schon ein weiterer Blick, als unten auf dem Anger. Der gegenüberliegende Waldrücken war niedergesunken und hinter demselben ragten jetzt andere Berge auf, theils bewaldet, theils mit glatten Blößen, theils mit Felsgruppen. Auf den Almblößen ruhte dort und da ein lichtes Würfelchen, das waren Sennhütten. Die Berghöhen standen in leichtem Dufte und darüber lag der stille Sommertag mit seinen schimmernden Wölklein.

Juliana saß hier oft stundenlang und schaute in die Gegend aus und sprach kein Wort. Manchmal kam es der Maria vor, als ob ihr lieber Gast ein geheimes Anliegen hätte, aber sie forschte nicht darnach, sondern war zuvorkommend, ohne aufdringlich zu sein.

„Du bist wohl glücklich, Maria," sagte Juliana einmal.

„Meinst es, weil dahier die Welt so schön friedsam ist?" fragte die Maria.

„Und auch sonst. Die lieben Menschen, die Du hast..." Dann brach sie ab.

Manchmal, wenn sie an diesem Brunnen auf der halben Höhe des Wolfgangberges so dasaßen, war es, daß neben im Gebüsche etwas knisterte. Sofort standen die Frauen auf und gingen in entgegengesetzter Richtung, hinter Erlen- und Haselgebüsche sich zu verstecken. Da kam der Hirsch, hob das hochgekrönte Haupt, schnupperte in der Luft umher, ob es wohl geheuer sei, trabte dann zum Brunnen und trank.

„Wenn man dem Thier so zuschaut, da kriegt Eins ordentlich selber Lust aufs Wasser," bemerkte die Maria.

„Der Durst des Hirsches ist auch sinnbildlich,“ versetzte Juliana für sich hinsinnend. „Wenn Jemand eine heiße Sehnsucht hat nach Etwas, so dürstet er darnach wie der Hirsch nach der Quelle.“

Eines Tages, als die Frauen wieder emporstiegen zum Hochbrunnen und Juliana, die ihrer Freundin einige Schritte voraus, auf einem Steine sitzend wartete, sah sie, wie zwischen dem Erlengebüsch ein Weib mit Rückenkorb und Rechen herankam, am Brunnen rastete und dort seine Schuhe auszog. Die Schuhe ließ es neben dem Holztroge stehen und den Korb auf dem Rücken stieg es barfuß in die Felsen hinauf, wo es allmählich in den Schründen verschwand.

Als unsere beiden Frauen dann am Brunnen nebeneinander saßen, wies Juliana auf die hier zurückgebliebenen Schuhe und fragte, was das wohl bedeute?

„Das wird eine Wildheuerin gewesen sein,“ antwortete die Maria, „da gehen die Weiber auf den Wolfgangberg, um Heu zu sammeln. Denn wenn man auch meint, der Berg wäre lauter Stein, zwischen den Wänden liegen doch grüne Wiesen, die man von unten nit sehen kann und auf denen süßes Futter wachst. Ich selber habe mir oftmals davon geholt, aber man muß an manchen Stellen barfuß hinaufklettern, daß man sich mit den Zehen in die Steinspalten einklammern kann und nit abrutscht. So wird's auch dieses Weib machen und darum hat sie die Schuhe ausgezogen.“

„Und die Leute begeben sich eines Korb voll Heues wegen in Lebensgefahr?“ fragte Juliana erstaunt.

„Das thun sie nit," sagte die Maria. „Deswegen ist's ja, daß man die Schuhe auszieht, damit keine Lebensgefahr ist."

Juliana betrachtete die groben mausgrauen Riemenschuhe, die da ganz nahe, als ob sie sich sehr lieb hätten, bei einanderstanden und auf ihre Herrin warteten; sie waren an den Sohlenrändern mit Eisennägeln beschlagen, daß der Pechdraht durch die Nagelköpfe geschützt auf rauhen Wegen nicht so leicht zerrissen werden konnte. Das Ueberleder war stark verwaschen, wohl schon lange nicht mehr eingefettet und daher spröde und rissig geworden. Die aufgelösten Riemen, theils noch durch die Löcher gezogen, hingen zu Boden; ihre Enden waren mit Messingstiften beschlagen, damit man sie leichter durch die Löcher schieben konnte. Das alles hatte Juliana betrachtet und jetzt sagte sie scherzend, sie möchte doch einmal wissen, wie es sich in einem solchen Paar Bergschuhen gehen lasse! Sie habe Lust, ihre Sammtenen auszuthun und ihre Füße in die wackeren Aelpler zu stecken.

„Geh!" verwies die Maria ein solches Beginnen. „Daß Du nachher einem Bauer, oder Holzknecht, oder Ochsenhirten nachlaufen müßtest!"

„Wieso?" fragte Juliana lachend.

„Kennst Du die Geschichte nit?"

„Welche Geschichte?"

„Die von den entwendeten Stiefeln!"

„Erzähle sie mir!" bat Juliana.

„Mein Gott, ich erzählen!“ rief die Maria. „Ich kann nit Geschichten erzählen. Ja, bei mir allein schon, aber wenn mir wer zuhört, da geht's nit.“

„Das bildest Du Dir nur ein,“ sagte Juliana, „also voran, wie war es mit den Stiefeln?“

„So will ich's probiren. Wenn's Dir nit gefallt, so sag's halt, daß ich aufhör!“

„Wenn's mir nicht gefällt, so will ich's sagen,“ antwortete Juliana.

Die Maria richtete ihr Strickzeug zurecht und fing an zu erzählen:

„Jetzt, da ist halt einmal ein Prinz gewesen, ein wunderschöner Prinz. Aber der ist so viel übermüthig gewesen und hat seine Hunde lieber gehabt wie das Volk. Und also haben ihn die Leut nit mögen. Und wie sein Vater gestorben ist und er hat wollen König werden, da ist in seiner Residenz ein Aufruhr ausgebrochen und — nein,“ unterbrach sich die Erzählerin, „das ist ungeschickt, es paßt nit.“

„Es paßt sehr gut. Weiter, weiter!“ drängte Juliana.

„Also ist ein Aufruhr gewesen und haben sie den schönen Prinzen umbringen wollen. Der hat sich aber bei stockfinsterer Nacht von seinem G'schloßfenster mit einem Strick herabgelassen und ist davon. Hat sich weit ins Land hinaus geflüchtet und in die Wildnuß. Tag und Nacht und immer weiter. Da sind ihm beim Wandern die Füß heiß worden und wund, und wie er im Wald zu einem Tümpel kommt, hat er die Stiefel ausgezogen, und daß er die Füß im

kühlen Wasser kunnt baden. Jetzt kommt ein schlanker Bauern-
knab' daher und der will im Tümpel fischen. Wie er den
schönen Jüngling sieht, der am Ufer sitzt und seine Füß
hinabhängen laßt ins Nasse und mit seinen Augen unverwandt
in den tiefen Wasserspiegel schaut, bleibt der Knab stillstehen
und weiß nit recht, was er machen soll. Jetzt sieht er auf
einmal im Moos die feinen Stiefel stehen, die der Prinz
hat ausgezogen, und da denkt er: Mein Lebtag, möcht' ich
doch wissen, wie sich's in so zwei Herrenstieflein lauft! Für-
witzig löst er seine groben Schuhe los und steckt seine Beine
in die Stiefel des Prinzen. Die sind wolter schmal und lang,
dieweilen des Knaben Pfoten kurz und breit sind. Aber das
linde Leder giebt nach und er ist drinnen. Da ist ihm so
leicht, wie zum Tanzen auf der Kirchweih, und weil der
fremde schöne Herr immer noch nachdenklich ins Wasser
schaut, so besinnt sich der Knab nit lang, lauft mit den
Stiefeln davon. Er lauft davon, wohin sie ihn tragen und
sie wissen gar seltsame Wege und der Knab ist wohl sehr
verwundert darüber, wohin sie ihn führen. Sie führen ihn
aus der Wildniß ins schöne sonnige Land, wo Blumengärten
und Weinberge sind, sie führen ihn auf Straßen, wo hohe
Ehrenbögen stehen, und in den Dörfern und Klöstern, wo er
vorbeikommt, läuten die hellen Glocken. Die Stiefel führen
ihn weiter und gegen eine große Stadt, auf deren Zinnen
viele Fahnen stecken. Das Volk, geschmückt und in Festgewand,
kommt ihm entgegen, das jubelt laut und hebt ihn auf eine
hohe Sänfte und tragt ihn durch die Gassen und Straßen

und hinauf in den königlichen Palast. Da denkt der Knab: Was ich doch für ein Glückskind bin, das thut sich ja gerad, als ob ich ein hoher Herr werden sollt! Wann es so ist, alsdann will ich zu den schönen Stiefeln auch ein seidenes Gewand haben, und einen Tisch, der sich biegen muß unter gut Sach', und ein weiches Federbett, und ein schönes Edelfräulein. Die dumme Dasel mag ich jetzt nicht mehr, die stammt aus gemeinem Volk. Das gemeine Volk veracht' ich ... So der Knab, drauf will er im guldenen Saal einen Augenblick stehen bleiben und die Herrlichkeit anschauen, die alle sein ist, aber die Stiefel, die wollen nit stehen bleiben, sie strampfen keck in den Boden und führen den Knaben ungeduldig die Stufen hinauf zum Königsthron. Und jetzt, wie er sich will niedersetzen auf den Thron, da krachen die Thüren und stürmen Rotten herbei und packen den Knaben und sagen: Dieser Thron, o König, ist für Dich viel zu nieder, Du sollst einen höheren haben! Und führen ihn vor die Stadt und führen ihn auf ein hohes Gerüst und schlagen ihm den Kopf ab."

„Und der wirkliche Prinz?" fragte Juliana.

„Ja, der wirkliche Prinz," fuhr die Erzählerin fort. „Wie der sich genug die Füß hat gebadet und genug in den Tümpel geschaut, steht er also auf und will seine Stiefel anziehen. Er findet sie nit und findet nur die groben Ochsenlederschuh', die der Bauernknab' hat zurückgelassen. Im Gottesnamen, sagt er zu sich, eher, daß ich mit nackten Füßen weitergeh, eher leg' ich diese festen Schuh' an — und steckt

sie an die Füß und riemt sie fest und trabt schwerfällig dahin. Lang muß er gehen und lang. Die Bauernschuh' haben ihn gedrückt, aber er ist ganz geduldig worden drin und hat gedacht: Im Gottesnamen, so geht's auf der Welt! Nach langer Weil kommt er zu einer Hütten. Steht ein altes Weib vor der Thür und schreit: Aber Tonl, aber Tonl, wo bleibst so lang, wir warten auf Dich mit der Suppen! Auch gut, denkt er sich, denn er hat Hunger. Geht ins Stübel und setzt sich zum Abendbrot. Milch und Käse und ein Eierkuchen! Meiner Tag, wie ihm das hat geschmeckt! Und hat ihm das Weib jetzt auch einen Krug Wein hergetragen und ein alter Mann, der beim Ofen sitzt, schaut glückselig auf den Prinzen und sagt: Trink, Tonl, trink. Wir lassen willig unsere Nothgroschen fahren, daß Du essen und trinken kannst. Schau, wir haben Dich so viel gern. Hast gleichwohl keine Fische nit heimbracht. Macht nix. Sollst Dich nit abmühen der paar Fische wegen, geh, iß und trink. — Weil sie, wie Du Dir denken kannst, gemeint haben, es wär ihr Sohn. Und dem Prinzen ist gar wohl und warm worden und er hat's erfahren, daß es auch gut sein kann in einer Hütten. Alsdann will er ins Bett gehen, es ist aus lockerem Stroh, hat eine grobe Leinwand darüber und auch eine solche Hüll, die wohl weiß und sauber ist. Wie er den Fuß auf die Bank thut und daß er die Schuh' will aufriemen, springen diese mitsammt dem Prinzen aufs Fletz und zur Thür hinaus in die eitle Nacht. Und laufen flink und lind wie auf dem Tanzboden, laufen über das grüne Kornfeld hin zu einem Nachbarhaus. Dort

hinterseits zu einem Fenster. Das Fenster geht auf und drinnen ist ein Dirndl, das sagt: Schlüpf still herein, es schlaft schon alles. Kannst bei mir sein. — Wie er die Schuh ausgethan, hat er sich besonnen, wer er ist, hat aber nimmer fortkönnen, hat sich aus aller Weis verliebt in das Bauerndirndl. Gar so viel verliebt, daß er aufs Königsein gepfiffen und die Dasel hat geheiratet. — Jetzt, das ist die Geschicht von den entwendeten Stiefeln."

„Die ist gar nicht übel," sagte hierauf Juliana. „Und Du meinst also, daß auch mich diese Schuhe der Wildheuerin auf solche Wege führen könnten?"

„Zu spaßen ist's nit!" sagte die Maria mit großer Ernsthaftigkeit.

„Du hast nur vergessen zu erzählen, ob der Prinz mit der Bäuerin glücklich geworden ist."

„Natürlich ist er glücklich geworden mit ihr. In den Geschichten sind die Leut', die zusammenheiraten, immer glücklich," antwortete die Maria.

„Wer weiß, ob's nicht manchem Prinzen mehr um das ginge, als ums Königsein!" bemerkte Juliana mit einem tiefen Athemzuge. Und setzte nach einer Weile bei: „Ja, Maria, es ist eine harte Sache!"

„Was meinst denn?"

„Das Königsein. Das Leuteregieren."

„Freilich wohl auch eine schöne Sach'," sagte die Maria und zählte die Maschen ihres Strickstrumpfes. „Wer eine solche Macht hat und so viel Böses verhindern und so viel

Gutes stiften kann auf der Welt, der sollt sich wohl nicht beklagen."

Hierauf nahm Juliana die Maria bei der Hand und sagte: „Es freut mich, daß Du dieses Wort sagst. Ich bin zwar keine Königin, aber ich will es doch auch auf mich beziehen."

„Wenn Du," sprach die Maria und bückte sich nach einer zu Boden gefallenen Nadel, „wenn Du nur Eins nit gethan hättest!"

Juliana blickte ihr forschend ins Gesicht. Weil die Förstersfrau aber weiter nichts sagte, so sprach sie zögernd: „Du hast gegen mich etwas auf dem Herzen?"

Nach einem Weilchen entgegnete die Maria: „Es thut mir nur um Dich leid."

„Sprich Dich aus, liebe Freundin," sagte Juliana, „Du weißt es ja, daß mir an Deiner Meinung etwas gelegen ist. Du bist eine Frau aus dem Volke, wir haben über mancherlei Dinge miteinander gesprochen, aber Du hast mir nie ein Wort gesagt, das ich für thöricht hätte halten müssen. Du kannst die Welt in ihren Werken und Zielen natürlich nicht begreifen, aber Du denkst von ihr wie ein ganzer, natürlicher Mensch. Und selbst wenn Du einen Irrthum begehst in Deinen Anschauungen, so irrst Du nur vor den Weltwegen und nicht vor Dir; so irrst Du nur, weil Du nicht weißt, wie die Zustände sind, aber nicht in der einfachen Richtigkeit dessen, was Du meinst. Ich höre in Dir das, was ich sonst fast nie hören kann, den Menschen. Das ist mir viel werth,

denn ich soll ja Menschen regieren, und nicht Soldaten, Kaufleute, Edelleute, Arbeiter als solche. — Also sei offen, Maria, ich bitte Dich darum, und wenn Du etwas gegen mich auf dem Herzen haben solltest, so sage es."

„Dein Brief," bekannte nun die Maria, „hat mir schier die Seele verbrannt."

„Welchen meinst Du?"

„Wo Du schreibst, daß Du Einen zum Tode verurtheilt hast."

Einen Augenblick schwieg Juliana, dann sagte sie wie für sich hin: „Also das ist's. — Ich habe ihn nicht verurtheilt, meine Liebe," wendete sie sich gegen die Freundin. „Verurtheilt hat ihn das Gericht."

Die Maria legte ihre beiden Hände auf Julianens Rechte, blickte ihr innig in die Augen und sprach: „Herzogin, das sollst Du jetzt nit verkehren. Verurtheilt hat ihn freilich das Gericht, aber Du hast das Urtheil unterschrieben."

„Ich mußte es thun," sagte Juliana mit etwas heiserer Stimme. „Hätte ich es nicht gethan, so wäre das so viel gewesen, als ich hätte es in mein Fürstenthum hinausgerufen: Der Fürstenmörder verdient nicht zu sterben, er verdient zu leben! Und jene Partei, die heute gegen den Thron, gegen die Ordnung und gegen das Gesetz sich erhebt, soll nur fort ihres Amtes walten, sie wird straflos sein! — Das hätte ich mit der Nichtbestätigung des Urtheils hinausgerufen in mein Land."

So sprach Juliana. Die Maria schwieg.

Und als die Maria lange geschwiegen hatte, bat sie Juliana, daß sie ihr in dieser Sache doch ein gutes Wort schenken möge. Und als die Maria trotzdem schwieg, sagte die Herzogin: „Todesurtheile unterschreiben zu müssen, ist wohl die größte Last der Fürsten.“

„Und Verurtheilte zu begnadigen ihr schönstes Vorrecht,“ sprach die Maria.

„Du hast recht. Ich mag es wenden, wie ich will, Unrecht habe ich. Nicht als Fürstin, aber als Mensch habe ich Unrecht, weil ich einen Menschen tödten ließ. Ich fühle es wohl, Maria, und ich kann seither nicht mehr recht froh werden. Ich sah es nicht, wie sie den Mann erwürgt haben, aber ich sehe es jeden Tag und jede Nacht, auch in diesem schönen Walde sehe ich's, wie ihm die Schlinge um sein Haupt geworfen wurde. Er war ja kein gemeiner Verbrecher. Er wollte mit der unseligen That Gutes vollführen; er hat sein sorgloses Leben aufs Spiel gesetzt und der Gefahr nicht geachtet, die er selbst über sich heraufbeschworen, er war — wenn man es recht bedenkt — ein Held.“

„Jetzt kommst Du wieder zu weit auf die andere Seite hin,“ versetzte nun die Maria. „Ein Mensch, wie dieser Büchsenspanner, der das Vertrauen seines Herrn auf solche Weise mißbraucht, der ist bei mir kein Held. Die Treue geht voraus. Und wenn das gute Werk ohne Verbrechen nicht geschehen kann, im Gottesnamen, so soll es nicht geschehen. Aber daß Du just das, was Du an einem Anderen bestrafen willst, selber thust: Einen umbringen —

das ist nit in Ordnung. Auf zeitlebens in den Kerker werfen, den Kerl, das gehört ihm. Man muß sich halt doch alleweil an das halten, was unser Herrgott gesagt hat: Du sollst nicht tödten!"

So sprach die Maria, und jetzt schwieg Juliana. Dann fuhr die Försterin fort: „Schau, Du mußt mir's verzeihen, daß ich so denk', ich versteh's nit besser. Es wird ja recht sein, wie es ist, und daß ich's ganz aufrichtig sag': ob er gehenkt worden ist oder nit, das ist mir alles eins; mir ist nur um Dich. Wie ich Dich kenn', wird Dir das eine Weil' nachgehen. — Mich hat's schon lang' gedrückt, daß ich Dir's sag, jetzt ist mir leicht. Mach's Kreuz darüber und denk an die vielen tausend Leut, denen Du Gutes gethan und Hilf gebracht hast. Denk an Die, so verkommen und zugrund gegangen wären ohne Deiner — schau, Herzogin, an die mußt denken."

So war sie die Anklägerin und Trösterin und Juliana wußte kaum, wie ihr geschah. —

Oben hinter dem Felsenvorsprunge saß schon lange das Weib mit dem Heukorb und war in tausend Aengsten. — „Jetzt sind da unten beim Brunnen zwei Frauen, wie komm ich zu meinen Schuhen! Eine ist schier fremd anzuschauen, und hinabgetrauen thät ich mich um kein' Streich. Und sie gehen nit weg und sie gehen nit weg." — So sagt das Weib zu seinem Korb und guckt hinab. Endlich gehen sie doch weg und die Schuhe lassen sie stehen, wo sie stehen, und jetzt steigt die Wildheuerin flink herab zum Brunnen und thut die Schuhe an. Wie sie vorhin die Frauen heimlich

beguckt hat, so könnten jetzt wir sie begucken bei ihrer traulichen Verrichtung. Und wenn wir alles erwägen, ihre Jungheit und ihre Drallheit und noch dazu ihre Lustigkeit, wie sie jetzt frisch dahinschreitend ein helles Jodeln erhebt, so können wir nicht in Zweifel sein, wohin sie die Schuhe führen — zum Herzliebsten, wenn er ihr nicht etwa gar entgegenkommt auf halbem Wege, oder noch weiter.

* * *

Mehrere Wochen waren schon vergangen, seit „Juliana von Edenstein“ im Waldhause wohnte und ihre beschriebenen Wald- und Berggänge machte. Einmal war sie auf wenige Tage in ihr Schloß hinausgefahren, um verschiedenerlei Anordnungen zu treffen, dann kam sie wieder. Im Lande war Frieden. Die Partei der Unzufriedenen, meinte die Herzogin, müsse man schreien lassen; dieses Luftloch finde sich in jedem Gemeinwesen, und wenn man es verstopfe, so könne leicht etwas platzen. So lange der Mund arbeite, ruhe die Faust. — Von den Regierungsgeschäften ließ sie sich nur das Allerwichtigste kommen; es trug sich kaum etwas zu, was nicht die Minister zu schlichten vermochten. Auch der hohe Rath hatte sich auf die Sommerfrische zerstreut im weiten Lande. So waren es zumeist nur Privatbriefe und nichtssagende Zeitungen, die der Herzogin träge nachfolgten in ihr Waldasyl. Sie konnte sich also ihre Erholungszeit mit aller Ruhe und gutem Gewissen gönnen.

Seit jenem Gespräche am Hochbrunnen hatte sie auch wieder ihre natürliche Heiterkeit erlangt, denn ihr quälendes Bewußtsein war dort ausgesprochen, einbekannt und durch den Zuspruch der Freundin gemildert worden.

Regentage waren. Der Wind warf Tropfen an die Fensterscheiben und die Güsse der Dachrinnen flatterten wie zerfetzte Fahnen durch die Luft und wurden neuerdings Regen, bis sie zu Boden kamen. Der Peter ordnete seine Gewehre, las auch gern in einem forstwirthschaftlichen Werke und machte sich daraus Aufzeichnungen, dann wieder spielte er mit dem Knaben oder mit dem Bergmann. Die Frauen waren in der Stube beisammen und Juliana half der Försterin kleine häusliche Arbeiten verrichten. Sie war dabei sehr munter und sagte einmal, als sie mit geröthetem Gesicht eine Leinwandplätte hin und her gerollt hatte: „Wenn ich ein weiser Mann wäre, ich schriebe ein Buch über den Genuß der körperlichen Arbeit. Blos mit dem Geiste zu arbeiten, das macht den Menschen welk, empfindsam und mürrisch; eine regelmäßige körperliche Beschäftigung thut gerade das Gegentheil. So kommt es wohl auch, daß die Lebensanschauung der blos geistig Arbeitenden stets sehr feingeklügelt und tiefsinnig ist, aber gesünder, thatkräftiger und lebenslustiger ist die des Bauers und Werkmannes. Wenn die körperliche Arbeit nicht Sache armer, gemeiner Leute wäre, und wenn sie nicht so alltäglich nahe läge, der Reiche würde unter Umständen viel Geld geben für den Genuß, körperlich arbeiten zu können.“

„Jetzt giebt er zum Glück Geld für Arbeit, die Andere für ihn verrichten,“ bemerkte die Maria.

„Aber wenig,“ versetzte Juliana.

Darauf die Maria: „Ich sag' halt das: Mir ist wenig Geld und viel Arbeit lieber, als wie das Umgekehrte.“

Als die feuchten Nebel sich wieder gelöst hatten in der Sonne, und als die Bäume aufgehört hatten zu triefen, und der trockene Harzduft wieder durch den Wald ging, zogen unsere Freundinnen mit doppelter Lust in das Freie. Sie durchstrichen die Gegend einmal thalwärts, einmal bergwärts; sie saßen am Bache und hörten seinem Murmeln zu, oder betrachteten eine im klaren Tümpel stehende Forelle. Sie saßen bei Kohlenbrennereien und blickten in den langsam aufsteigenden weißen Rauch und blickten in die Glutmasse, wenn der Köhler dem Meiler mit eisernem Haken die Brust aufriß.

Eines Tages gingen sie langsam durch jungen Fichtenwald hinaus gegen den Holzschlag, um am Feierabende den Peter heimzubegleiten. Es war Samstag. Der Franzl, selbstverständlich immer im Tirolergewande, wozu er ein paar niedliche Wädelchen hatte, lief voraus, um Erdbeeren zu suchen. Der Kalksandweg war glatt wie in einem Kunstgarten; die frischen, üppig treibenden Bäume waren überall wohlgepflegt, und doch alles Naturwald, nur daß ihn die Menschenhand schützte vor schlimmen Auswüchsen, vor Dürre, vor Ungeziefer und roher Willkür. So gefiel es Julianen und da sie des tüchtigen Försters gedachte, sagte sie zu ihrer Begleiterin:

„Du führst wohl ein gutes Leben, Maria. Aber Eins gefällt mir auch an Dir nicht.“

„Eins wär' nit viel,“ meinte die Förstersfrau.

„Wahrhaftig blos Eins. Und darf ich Dir's sagen?“

„Es wird mich gefreuen,“ versetzte die Maria.

„Du bist gegen Deinen Mann nicht recht,“ sagte Juliana, „Du thust ihn zu viel bevormunden.“

„So?“ lachte die Maria auf. „Das denkst. Mein Bevormunden, das ist nit so ernst gemeint, wie es etwa ausschaut. Er laßt sich nit bevormunden, und wollt ich ihm in der Waldwirthschaft was dreinreden, Gott gnade mir!“

„Ich habe bemerkt, daß Du ihn in meiner Gegenwart geradezu einschüchterst.“

„Weißt,“ sagte die Försterin. „Der Peter ist nit dumm. Aber wenn er bei so Leuten ist, wo er sich genirt, da wird er ungeschickt und redet das närrischeste Zeug daher.“

„Ich glaube, er läßt sich sonst nicht so leicht aus der Fassung bringen,“ versetzte Juliana. „Er wird nur befangen, wenn Du da bist und immer darauf ausgehst, ihn zu meistern. Ich habe vor ein paar Tagen mit ihm ein Gespräch geführt, das nicht allein von der Waldcultur handelte; es war von den Soldaten die Rede, vom Häuserbauen, von den Eisenstraßen, die sie jetzt ausführen, dann auch von der sich steigernden Unzufriedenheit der Leute und daß alles oben hinaus will — Maria, ich sage Dir, Dein Mann hat sehr vernünftige Ansichten, er ist ein kluger Kopf.“

„Daß Du mir ihn am Ende nur nicht zum Minister nimmst," scherzte die Maria.

„Wir brauchen auch in der Bauernschaft kluge Leute," antwortete Juliana.

Die Maria hatte bei diesem Gespräche rothe Wangen und leuchtende Augen bekommen. „Du kannst mir keine größere Freude machen," sagte sie dann, „als wenn Du's erkennst, was mein Mann werth ist. Kann er sich gleichwohl nit immer so geben, wie er inwendig ist —"

„Und daran bist eben Du schuld," unterbrach sie Juliana. „Schau, da habe ich meine besondere Meinung. Dein Mann hat schon recht, wenn er obenauf bleibt. Und meinen Mann möchte ich auch nicht meistern. Ich möchte keinen, den ich meistern könnte. So Einer hätte es bei mir nicht gut, ich müßte ihn knechten und verachten wie einen Sklaven. Ich will einen Mann haben, einen ganzen, wirklichen Mann, einen an Leib und Seele. Und habe ich den, so will ich in Allem sein unterthäniges Weib sein. Und selbst, wenn er anders handelt, als ich will, ja wenn er mir sogar Unrecht thut, ich will ihm ergeben sein."

So sprach die Fürstin. Die Maria stutzte anfangs ein wenig, dann sagte sie: „Weil wir schon von solchen Sachen reden, so möcht ich Dich über etwas um Deine Meinung fragen. Glaubst Du, daß ein ganzer Mann seinem Weib auch immer treu sein wird?"

„Wenn er ein ganzer Mann ist, ja!" sagte Juliana.

„Wir Frauen," fuhr die Maria fort, „haben Kinder und haben unsere Zeiten —"

„Wenn er ein ganzer Mann ist, ja!" wiederholte Juliana fast leidenschaftlich.

„Bedenke, der Mann ist immer gesund —"

„Darum eben muß er sich beherrschen können. Untreue ist Schwäche."

„Ei Teubel!" rief die Maria, „gerade die stärksten Männer haben am häufigsten schwache Stunden."

„Ich denke, Deinem Peter, zum Beispiele," bemerkte jetzt Juliana, „dem wird es keine große Ueberwindung kosten, sich anderwärts zu beherrschen."

„Bedank' mich recht," schmunzelte die Maria. „Eine gute Schmeichelei gefreut auch uns Bauersleute. — Du wirst Dich auch verwundern über meine Frag. Aber wie wir eingeschneit gewesen sind und wie ich dem Peter das vom Forstjung eingestanden hab, da hat er ein Wort fallen lassen —"

„Nun?"

„Ueber das ich seither oft nachdenken muß."

„Ich weiß es. Er hat gesagt: Wenn auch ich immer so stark gewesen wäre!"

„Wie weißt Du das?" fragte die Maria lebhaft.

„Weil Du mir es geschrieben hast. Und ich habe auch darüber nachgedacht. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, wie er Dich geheiratet hat, er ist über ein Jahr lang bei den Soldaten gewesen."

„Das letzte gilt nit!" sagte die Maria.

„Freilich gilt es nicht. Und ich bin überzeugt, er hat mit seinem Worte gar nichts gemeint, als daß er sich nicht zähmen konnte und Dich damals, wie Du den Forstjung fortgeschickt, unwürdig behandelt hat. Und daß er Deinen Heldenmuth hoch ehrt und den guten Willen hat, es Dir nachzumachen."

„Mein Gott, Du machst Einem ganz leicht ums Herz."

„Ich glaube gar, Maria — ein bißchen eifersüchtig!" bemerkte Juliana, „das wäre zwischen Euch wohl ein überflüssiger Spaß."

„Warum?"

„Echte Liebe kennt keine Eifersucht."

„Hab's auch so sagen gehört," versetzte die Maria. „Muß ein verzwickt gescheiter Mensch gewesen sein, der das Wort hat aufgebracht; aber verliebt ist er nit gewesen."

Dieses Gespräch wurde von dem Bergmann unterbrochen, der jetzt des Weges heranlief und freudelechzend der Maria an die Brust sprang. Konnte auch der Förster nicht weit sein. Und in der That, sie waren am Platze, wo etliche Holzknechte gefällte und entrindete Bäume zersägten und die Klötze zu Scheiter spalteten. Der Peter, in weißen Hemdärmeln, stieg zwischen den liegenden Bäumen, Blöcken und Rindenstößen umher, maß und klafterte mit seinem Stock bald hier, bald dort, gab in kurzen entschiedenen Worten Anordnungen und griff selbst flink zu, so daß die ganze Arbeit dadurch gleichsam einen lebhafteren Puls bekam. Der Platz war voll Harzduft und das frischgrüne Reisig, das da überall umherlag, kam

der Fürstin vor wie Festschmuck um die Arbeiter und ihr Werk. Als die Scheiter in Stößen geschichtet lagen, sagte der Förster zu den Holzknechten: „Feierabend ist's!" Da suchten die Männer ihre Röcke, Tabaksblasen, Hacken und Sägen zusammen, packten alles auf hölzerne Tragen, nahmen diese auf den Rücken und sagten zu einander: „Gute Nacht!" und „Glückseligen Sonntag!" Dann gingen sie auseinander, Jeder seiner fernen Hütte zu.

Unsere Försterleute und ihr lieber Gast schritten langsam den Waldweg hin gegen das Forsthaus. Die Maria hatte ihre Augen immer auf dem Erdboden, und wo ein Pilzling stand, da unterbrach sie jedes Gespräch, um ihn auszuheben und in ihrer Schürze mit nach Hause zu nehmen. Der Bergmann und der Franzl waren das einemal voran, das anderemal hinten drein, der Eine schnappte nach Fliegen, der Andere nach Beeren, und Beide waren munter bis zum Uebermuthe.

Die Ermüdung, welche Juliana in der ersten Zeit nach solchen Gängen empfunden, war nach und nach ganz gewichen; zum Hochbrunnen hinauf stieg sie ohne alle Beschwerde, und da sie den Berg einmal so weit überwunden hatte, kam jetzt die Begierde, ihm aufs Haupt zu steigen.

Zu Anfang August, an einem thaufrischen Morgen, stiegen die beiden Frauen an. Einen baumstarken, schwerhörigen Holzknecht hatte ihnen der Peter mit auf den Weg gegeben, daß er ihre Uebermäntel und Eßvorräthe trage und ihnen den Fußsteig weise. Juliana hatte, wie ihre Begleiterin, gute Bergschuhe an den Füßen und einen scharfbeschlagenen Alpen-

stock in der Hand. Ihr einfaches dunkles Kleid, das sie immer trug, war heute kurz geschürzt und über ihrem in zwei Zäpfchen geflochtenen Goldhaar saß ein dunkelgrünes Filzhütchen.

So gingen sie, anfangs sachte und in gemessenem Schritt, nie hastend und nie stehen bleibend, nicht viel plaudernd und sich wenig nach Blumen oder Beeren bückend. Diese Maßregeln hatte ihnen der Peter eingeschärft. So gingen sie über die grüne Matte, zwischen den jungen Lärchengruppen dahin; der Peter stand vor der Hausthür und die Pfeife im Mund blickte er ihnen schmunzelnd nach. Er ließ es nicht merken, aber er freute sich unbändig darüber, daß sein Weib mit dieser Person auf den Wolfgangberg stieg. Sind zwei tapfere Frauenzimmer, das! Sie verschwanden im Walde und stiegen ziemlich steil im Schatten aufwärts. Der Weg bog sich einmal rechts und einmal links, als ob er es sich angelegen sein lasse, wie er die Frauen am mühelosesten emporbringe. Erhard, der Begleiter, ging mit seiner Rücktrage stets eine Strecke voraus, schaute aber fortwährend um, ob die Frauen ihm nichts zu befehlen hätten, denn seine Augen mußten die Ohren ersetzen. Sie winkten ihm nicht, sondern stiegen sachte bergan. Nun kamen sie in das Gestrüppe der Erlen- und Haselbüsche, sie kamen an Stellen, die seit den Regentagen sumpfig waren und wo man im Boden die tiefen Spuren des Hochwildes sah; über manche Moorstrecke waren stegartig Stangen gelegt. Am Hochbrunnen rasteten sie, aßen etwelches Brot und tranken Wasser mit Wein gemischt. Sie waren schon hoch, aber die

Sonne war noch höher, der Himmel blaute rein, und die Wölklein, welche am Gesichtskreise standen, waren scharf geschnitten.

Alsbald hinter dem Brunnen kam ein schlimmes Stück; es war ja dort, wo die Wildhauerinnen ihre Schuhe auszuziehen pflegen; aber unsere Wanderer gingen den ausgetretenen Pfad, welcher in Stufen zwischen den Felswänden emporführte. Hier ging Erhard nicht voraus, sondern hinten her; wenn Eine stürzt, dachte er, so stürzt sie nicht aufwärts, sondern niederwärts, dann fange ich sie auf. Ueber diesen Strecken kamen Almen, an welchen der Steig quer hin- und sachte anstieg. Erhard gab den Frauen die Mäntel und rieth, sie möchten dieselben noch nicht anziehen, sondern blos umhüllen. Auf den Almen wuchs kurzes feines Gras und standen sehr viele Blumen; es waren die weißen Schlüsselblumen, die blauen Glockenblumen, die gelben Kronen der Arnika, die schneezarten Steinbrechblümlein, die blaßrothen Pechnelken, und andere und andere; solche, wie sie vor Wochen unten beim Forsthause geblüht hatten, blühten jetzt da heroben.

Die Maria blieb stehen, pflückte ein Steinbrech und sagte: „Kann man's glauben, daß dieses zarte Blümel die Steine bricht? Es legt seine Wurzelfasern ganz sachte in die Felssprünge hinein, immer tiefer und so tief, bis die Steine auseinanderfallen."

„Da könnten Dichter diese Blume mit der Liebe vergleichen," bemerkte Juliana. „So zart und hold, und überwindet das Stärkste. —"

Weiter an den Lehnen, zwischen Felsknauren, zog sich das finstere Gefilze des Knieholzes hin. Dort waren auch schon die rothleuchtenden Gründe, von denen der Erhard sagte, es wären die Alpenrosensträucher.

Die Aussicht gegen die Mitternachtsseite hin hatte sich entzückend gedehnt. Hinter jenem Almenzug, der vom Hochbrunnen aus gesehen in den Himmel hineinstand, hatten sich jetzt zahlreiche Bergzüge erhoben, wovon keiner in den Himmel hineinstand; denn ganz im Hintergrunde verdämmerte das Grau der Berge in jenen Ferneduft, in dem das Auge ertrinken muß.

Die Frauen schritten stets wacker aus und die Maria sagte: „Je länger ich gehe, desto frischer werd' ich."

„Und je höher ich steige, desto wohler wird mir," setzte Juliana bei. „Das macht die reine leichte Luft. Da fällt mir immer wieder ein, daß man die Residenzen der Fürsten auf hohe Berge bauen sollte, wo der Mensch leichter hochherzig und glücklich ist, als im Thalnebel."

Schon lange sahen die Wanderer vor sich eine Hochkuppe, der sie zugingen, aber als sie auf derselben angelangt waren, kam ihnen wohl ein schneidiger Luftzug entgegen, im Uebrigen sahen sie, daß sie noch ein starkes Stück bis zu dem Gipfel des Berges hatten. Hier zogen sie ihre Mäntel an und schritten dann wieder rüstig fürbaß. Der Fußboden war ruppig und steinig und kein Schritt konnte wie der andere gesetzt werden. In den Rasen hatten der Wind und das Eis Scharten und Löcher aufgewühlt, die grauen Steine waren

verwaschen und stumpfkantig, als wäre über sie jahrtausende lang ein schweres Wasser dahingeflossen. In einigen Steinen waren glasartige Massen; der Erhard sagte von solchen Steinen, daß sie der Blitz geschmolzen hätte. Und neben diesen Malen elementarer Gewalt stand wieder das zarte Steinbrech und das blauäugige Vergißmeinnicht, und das blutrothe Kohlröschen, welches mit seinem süßwürzigen Duft die Luft erfüllte.

Nun ging der Weg einmal abwärts durch ein Kar, und dann wieder aufwärts — ein Kessel, in welchen die Wanderer derart eingeschlossen waren, daß sie ringsum nichts, als hohe Steinwälle sahen, und von diesen niederwogende Schutthalden, die aus Schluchten und Klüften hervorquollen. Kein Strauch und keine Pflanze und kein Tropfen Wasser mehr, alles öde, starr und selbst den Wind, der hoch über die Riffe hinfegte, konnte man hier nicht wahrnehmen. Juliana wollte sich auf einen Stein niederlassen und schauen.

„Aber da sieht man ja nichts," sagte die Maria.

„Man sieht viel, wenn man Neues sieht," versetzte Juliana. „In einer solchen Abgeschlossenheit und Leblosigkeit wie hier, bin ich noch nie gewesen. Ich bin noch nie in einer Gegend gewesen, wo die Welt eine steinerne Schale ist, und in dieser Schale ist Niemand als Du und Ich und der gute taube Erhard. Und Niemand als der blaue Himmel schaut herein. So findet man auf hohen Bergen nicht allein das Unbegrenzte, sondern auch das Engbegrenzte, und das ist manchmal auch schön und gut." Die Maria schwieg und so

setzte Juliana noch bei: „Ich glaube überhaupt, daß die Welt am schönsten und am besten gewesen ist, so lange nur zwei einzige Menschen in ihr waren.“

„Es kann schon sein,“ sagte die Maria, „und jetzt heißt's wieder anschieben.“

Sie stiegen den letzten Ruck anwärts. Endlich — nach vierstündiger Wanderung — waren sie auf der Höhe des Wolfgangberges.

Hier war es die Maria, welche vor Verwunderung die Hände zusammenschlug. So etwas hatte sie in ihrem Leben noch nicht gesehen, und sie hatte nicht geahnt, daß es in der Nähe ihres Wohnortes so etwas gebe. Wie sie vorhin in der engen Schale gewesen, so waren sie jetzt ausgegossen über die halbe Welt. — Die halbe Welt wenigstens, was man hier sieht, dachte die Maria. Aber sie mußte ihre Hand vor die Augen halten, es wollte ihr schwindeln und sie konnte das Licht nicht vertragen. Licht! So viel Licht! Sie war ja in den Himmel hineingehoben und es schien ihr, als wachse der Wolfgangberg, auf dem sie stand, immer noch höher und höher mit ihr empor.

Auf dieser höchsten Höhe des Gebirges war der Wind still, er war hier oben ja nicht eingeengt, durch nichts mehr gepreßt und gespannt, hatte die freie Weite und konnte seine Lüfte gemächlich hinlegen, wie sie liegen wollten, und ruhen im Sonnenschein.

„Daß es so viele Berge geben kann auf der Welt!“ rief die Maria endlich aus.

Wie man gegen die Mitternachtsseite hin die weiten Almen und blauen Höhenzüge sah, so standen gegen Sonnenuntergang hin die abenteuerlich geformten Spitzen mit den weißen Wänden. Sie standen in Nah' und standen in Ferne und waren nicht zu zählen. Viele hatten Schluchten, in denen eine blaue Nacht lag, andere hatten in ihren Hochgräben Schnee. Sie standen alle schreckbar hoch und doch däuchte der Beschauerin, der Berg, auf dem sie stand, wäre höher als alle, wäre der größte, der Mittelpunkt und alles Andere ringsum habe sich aus Ehrfurcht vor dem Wolfgangberg in einen weiten Kreis um ihn gestellt. Jetzt kam es heraus, daß tief unten die Waldberge des Scharnthales und der anderen Thäler eigentlich keine Berge waren. Weit draußen zwischen dem Gebirgszuge der Almen und dem der schroffen Felsen, war eine flache Rinne mit Höhenrauh, in welchem glänzend weiße Punkte standen und ein stellenweise blinkender Streifen sich hinzog. Das Timerthal. Sie sahen das große Dorf Friedau wie ein Steinhäufchen, sie sahen das Schloß Edenstein wie ein kantiges Sandkörnlein. Sie nahmen das Fernrohr des Peter, das der Erhard mitgenommen hatte, und schauten durch dasselbe hinaus. Die Maria sah nichts, als eine zitternde, wasserblaue und manchmal wie Perlmutter schimmernde Scheibe; Juliana sah die Fenster des Schlosses und die vier Thürme, und den alten Baumgarten und den weißen Weg, der den Hügel herabgeht.

„Kann man denn Deine Residenzstadt nicht sehen?" fragte die Maria.

„Wenn dort die Bergzüge der Almen nicht stünden,“ antwortete Juliana, „und hinter denselben andere Bergzüge nicht, und es wäre Nacht und die Luft wäre rein, und die Residenz stünde im Feuer, so müßte man das glühende Streifchen von hier aus sehen können.“

„Ich bin nit neugierig drauf,“ versicherte die Maria „Und wie Du nur jetzt aufs Feuer kommst!“

Juliana schwieg, zum Glück wurden ihre Gedanken zerstreut durch die Umgebung. Sie war nicht so sehr überrascht von dem, was sie nach dieser Seite, gegen Abend hin, sah, war sie doch schon manchmal auf den Almen und im Felsengebirge gewesen. Ganz anders aber, was sich ihren Augen gegen Sonnenaufgang hin darbot! Zu den Füßen des hier steil abstürzenden Wolfgangberges lag eine Schlucht, die fast ganz mit weißem Schutt bedeckt war; dann kam ein niedriger Felsbergrücken, theils mit Bäumen bestanden, und hinter demselben lag unabsehbar eine tiefblaue Fläche hingegossen, die bis an den fernsten Gesichtskreis ging und dort durch eine schnurgerade Linie abgeschnitten war. Weil am Himmel einige Wolken standen, so lagen auf der blauen Fläche Schattenstreifen; an anderen Stellen war es wie eine zarte Nebelschicht, und all das versank wieder in dem unendlichen Blau des Sonnenäthers und der Fläche.

Juliana hatte lange hinausgeblickt und den Kopf geschüttelt. „Kann's denn sein?“ rief sie endlich aus. „Ist es wirklich das Meer?“

„Das Meer! wo?“ fragte die Maria. „Das Blaue dorthin soll das Meer sein? Möcht' mich doch wundern,

wenn ich davon nichts gehört hätt'." Sie wandte sich an den Erhard.

„Das Meer?" fragte nun auch dieser, „das große Wasser? Das Blaue dort meint Ihr?"

Ob es Wasser wäre?

„Nein," sagte der Erhard, „das ist der Schatt?"

Der Schatt? Was das wäre? fragte Juliana.

„Vom Schatt hab ich oft gehört," entgegnete die Maria. „Das ist der große Wald, in den man kommt, wenn man vom Scharnthal über den Spullsattel geht. Es soll dort noch alles Wildniß sein."

Als sich unsere Frauen dergestalt an der Rund- und Fernsicht ergötzt hatten, setzten sie sich auf einen breiten Stein, um ihren Imbiß einzunehmen. Die Sonne, die jetzt fast mitten im hohen Himmel stand, schien ihnen auf den Schoß, der ihren Tisch bildete, und ins Gesicht, welches bei Jeder voller Fröhlichkeit war. Der Erhard saß neben ihnen und mußte von Allem, was sie hatten, essen und trinken. Plötzlich sprang er auf, deutete mit dem Finger gegen einen Felshang hinab und konnte vor Aufregung nicht sprechen. Er schoß hin und her, raffte seinen Bergstock auf und zielte ihn wie ein Gewehr gegen die Stelle am Hang. Jetzt erst ahnten die Frauen, um was es sich handle und nun sahen sie auch das Rudel von Gemsen, welche dort weideten. Die Thiere standen fast wie in der Luft und grasten die Halme ab, die vielleicht aus den Steinspalten wuchsen. Dann hob eines um das andere sein Haupt und schaute umher, weniger, um die

schöne Gegend zu betrachten, als um gegen etwaige Gefahren auf der Hut zu sein.

Juliana reichte dem Manne das Fernrohr.

Der Erhard wendete es eine Weile in der Hand hin und her. „Kann Einer damit auch schießen?" fragte er.

„Ach, muß es denn immer geschossen sein!" rief Juliana. „Macht Euch das Thier denn nicht eine größere Freude, wenn es munter über die Felsen springt, als wenn es getroffen in den Abgrund stürzt!"

„Ist wahr," sagte der Erhard und legte das Fernrohr auf den Stein.

„Ja, Maria," sagte hierauf die Freundin, „in unseren Landleuten steckt doch noch die Bestie."

„Sie steckt auch in den Stadtleuten," entgegnete die Förstersfrau. „Der Landmann will sich an dem Wildpret halt einmal satt essen; ihm sind die Hirsche, Rehe und Hasen auch für seine Saaten zu Schaden, da ist's nit einmal ein Wunder, daß er an die Büchse denkt, wenn er ein Wild sieht. Warum aber die hohen Herren gleich ans Niederpuffen denken, das kann ich nit verstehen. Da halten sie einen ganzen Schock Jäger; mein Mann ist ja auch einer und gefreut ihn der Hirsch und die Gems. Geschossen wird er noch nit viel haben; er schaut sie lieber lebendig an, sagt er. Was hilft's, die Cavaliere kommen: piff! paff! puff! Ja, sie lassen sich was kosten und züchten das Wild. Sie züchten es zum Niederschießen. Und wenn es todt ist, verthun sie es wohlfeil. Ihnen ist nur ums Umbringen!"

Die Maria war bei diesen Worten schier hitzig geworden, Juliana faßte ihre Hand und sagte: „Das steht Dir gut. Es ist so. Das unschuldige Thier muß sein Leben büßen, damit der Cavalier eine Unterhaltung hat. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste. Die Leutejagden — der Krieg —“

„Geh', sei still!“

„Du hast recht. Verderben wir uns den Bergfrieden nicht mit solchen Sachen,“ sagte Juliana. „Ich denke, nachdem wir uns jetzt gesättigt haben, wir ruhen ein wenig.“

Sie breitete hierauf ihren Mantel weit auseinander, legte sich darauf hin und scheuchte mit einem Papierblatte, in das eine Weinflasche gewickelt gewesen war, muntere Fliegen hinweg, die sie umgaukelten. Dann blickte sie träumend hinaus in das blauende Meer, welches ein großer Wald sein soll. So seltsam feierlich ward ihr in dieser Stille, als schaue sie ins Jenseits, in die Ewigkeit. — Ein großer Wald! Eine Wildniß! — Du bist ja auch Ewigkeit, du heilige, göttliche Natur ....

Die Maria blieb etliche Schritte seitwärts auf ihrem Stein sitzen, auch sie schaute still hinaus in die weite Welt. Sie hielt die Hände gefaltet im Schoß und es fielen ihr ihre längst verstorbenen Eltern ein. Sie betete im Gedanken ein Vaterunser. Der Erhard war über den Steinbühel gestiegen und lugte in alle Wände nach Gemsen aus.

Juliana schien die Ruhe, die sie genießen wollte, nicht zu finden. Von der Ewigkeit zurückgekehrt sank ihr Auge auf

das Blatt, das sie in der Hand hielt, gleichsam, als wollte es auf demselben rasten. — Endlich setzte sie sich auf.

„Maria," sagte sie leise, mit unsicherer Stimme.

„Auch Du magst nit schlafen?" entgegnete die Maria.

„Ich weiß nicht," sagte Juliana, und sie war blaß bis in den Mund hinein. „Mich däucht, es ist ein großes Unheil da."

„Ist Dir was, Juliana?" fragte die Maria, indem sie aufstand und zur Freundin hinging. Dieser zitterte in der Hand das Papier und sie sagte: „Da finde ich eine Zeitung. Die Flasche ist damit eingeschlagen gewesen. Sie ist noch vom Juli her. Ich warf einen Blick hinein. Werde aber doch schlecht gelesen haben, ich bin ganz wirr —"

„Um Gotteswillen, ist etwas geschehen?"

„Ich lese da," sagte Juliana, ihr Athem zuckte, sie stieß die Worte rasch und kurz hervor: „Ich lese da von Hago Stolland."

„Wer ist denn das?" fragte die Maria.

„Der Büchsenspanner meines seligen Oheims."

„Der ist ja gehenkt worden!"

„Ich bitte Dich, Maria, lies Du, mir tanzen die Buchstaben vor den Augen."

Die Maria las in dem Zeitungsblatt: es hätte sich aufgeklärt, daß an Hago Stolland, dem Leibjäger des hochseligen Herzogs, ein Justizmord verübt worden sei. Es wäre nun bewiesen, daß der Mann in Folge des Fürstenmordes irrsinnig geworden und an der That unschuldig gewesen. Es wären

Schriften zu Tage gekommen, die keinen Zweifel mehr übrig ließen. Der Mörder sei ein gewesener Student, Namens Reihensteiner. Er habe sich ins Gebirge geflüchtet und man sei ihm auf der Spur.

Die Maria legte das Blatt hin und sagte: „Mein Gott, wenn alles wahr wäre, was in den Zeitungen steht! Jetzt ist Sommer, jetzt wissen sie sonst nix zu schreiben."

„Solche Sachen druckt man nicht, wenn sie nicht wahr sind," entgegnete Juliana.

„In unsere Gegend kommt er nit," sagte die Maria, „schlechte Leut halten sich da herum nit auf."

„Du glaubst, daß ich mich vor dem Mörder fürchte?" sprach Juliana. „Eher vor dem Gemordeten. Dem von mir Gemordeten!"

Sie war aufgestanden und schritt schnell gegen den Abhang hin.

Die Maria eilte ihr nach, faßte sie an der Hand und sagte scharf: „Komm', jetzt gehen wir heim."

Aus der Tiefe unten in den Schutthalden hörte man das Rieseln der Steine, welche die nun fliehenden Gemsrudeln losgetreten hatten.

„Weißt Du noch, was ich vorhin gesagt habe?" fragte Juliana ihre Freundin. „Die unschuldigen Thiere habe ich in Schutz genommen. Und tödte unschuldige Menschen. Du hast mir mit Recht Vorwürfe gemacht darüber, daß ich einen Schuldigen hinrichten ließ! Und jetzt . . ."

Die Maria schwieg. Sie zermarterte ihr Gehirn, um ein tröstendes Wort zu finden, und fand keines. Noch einmal ließ sie es über die Zeitungsschreiber losgehen, die lauter Fabelhänse und Lügner wären, und sei es doch vor Kurzem erst zu lesen gewesen, die Fürstin wäre unpaß und gedenke in ein Seebad zu reisen, während sie in Wahrheit frisch und munter in den Wäldern des Scharnthales umhersteigt. Wäre an der Sache etwas wegen des Büchsenspanners, so würde ihr schon längst von Amtswegen eine Nachricht zugekommen sein.

„Ich danke Dir, meine Liebe, für Deine Absicht, mich zu beruhigen," sagte Juliana. „Du siehst, ich bin auch schon ganz ruhig und wir wollen nicht mehr davon sprechen."

Sie rüsteten sich zum Abstiege. Die Sonne hatte sich hinter Wolken versteckt. Es strich nun ein scharfer Wind. Mühselig war die Wanderung über das quellende Gestein hin, und als sie auf den Boden der Almen kamen, zitterten unseren Bergsteigerinnen die Knie. Am Hochbrunnen rasteten sie; Juliana trank an der Quelle und die Maria suchte sie daran zu hindern, so in der Hitze und Aufregung eiskaltes Wasser zu trinken.

„Laß' mich, laß' mich!" wehrte Juliana ab. Das war ihr einziges Wort auf dem ganzen Abstieg. Als sie durch den Wald hinabgingen, wurde es fast dunkel und in den Wolken wiederhallte dumpf ein ferner Donnerschlag. Im Walde rührte sich kein Ast und kein Wipfel, und als sie auf der grünen Matte dem Forsthause zuschritten, hub es sachte an zu regnen.

Juliana dankte ihrer Freundin für die Begleitung auf den Berg und entlohnte den Erhard. Dann bat sie, man möge heute mit dem Nachtmahle nicht auf sie warten, sie sei müde. Und ging in ihre Stube.

* * *

Von diesem Tage der Bergbesteigung an war Juliana eine andere. Sie war wortkarg und saß gerne allein oben am Waldrande. Sie schickte einen Boten um Roß und Wagen und fuhr hinaus in das Timerthal, nach Edenstein, wo sie mancherlei Erkundigungen einzog. Nach wenigen Tagen kehrte sie zurück, war wieder aufgeweckter, ja manchmal von einer großen aufgeregten Lustigkeit. Eines Tages theilte sie den Förstersleuten mit, daß nun die Sommerruhe in dem Bergwinkel bald ein Ende nehmen werde. Sie wolle fort.

„Wieder in die Residenzstadt?“ fragte der Peter.

„In die entgegengesetzte Richtung,“ antwortete Juliana. „Und Ihr solltet mich eigentlich begleiten.“

„Ja, wo willst denn hin?“ fragte die Maria.

„Weiter,“ sagte Juliana.

„Haben wir Dir was nit recht gemacht bei uns?“

„Du erinnerst Dich, Maria,“ fuhr Juliana fort, „vom Wolfgangberg aus haben wir ein großes blaues Meer gesehen.“

„Das ist aber kein Meer!“ versicherte die Maria.

„Nein, es ist kein Meer,“ sagte Juliana, „es ist der Schatt. Es ist die große menschenleere Wildniß mit Sümpfen

und Ungründen und mit vielen alten Bäumen. Ich habe mich schon nach Allem erkundigt."

„Es ist eine verrufene Gegend," erzählte der Peter. „Aus den Sümpfen steigen Fieberdünste auf, die vor etlichen Jahren das Nervenfieber sogar bis ins Scharnthal herübergetragen haben. Führen auch keine Wege durch den Schatt, er ist so viel entlegen und bislang den Leuten unbenutzbar gewesen."

„Ich weiß es," sagte Juliana. „In Edenstein ist ein alter Jäger, der hat mir Vieles gesagt. Leute, die manchmal den Schatt durchstreifen, erzählen von der großen Wildheit und von dem merkwürdigen Thier- und Pflanzenleben, das darin waltet."

„Ja," sagte der Peter. „Es soll noch Wölfe und Bären geben im Schatt."

„Die Jäger erzählen so reizend," fuhr Juliana fort, „und die Abneigung der Leute vor dieser Gegend ist so groß, daß ich neugierig geworden bin. Es ist anderswo auch nichts zu machen, ich will einmal etwas Absonderliches sehen und habe den Entschluß gefaßt, den Schatt zu durchwandern."

Die Maria stellte sich mit gefalteten Händen vor die Freundin hin und sagte: „Ich bitt' Dich, thu' das nit!"

„Du wirst freilich nicht mitgehen wollen," versetzte Juliana, „Du hast Mann und Kind."

„Und Du? Wer bist denn Du?"

„Um mich ist keine Sorge. Mir werden die Fieberdünste des Schatt nichts anhaben. Ich komme aus der Stadt und

bin abgehärtet Sei versichert, liebe Maria, mir geschieht nichts. Ich nehme ein paar verläßliche Leute mit, auch ein gutes Roß, auf dem ich reiten will."

„Aber mein Gott, Juliana, was suchst Du denn in der Wildnuß?"

„Ich kann Dir nicht sagen, gutes Weib, wie mir ist!" sprach Juliana. „Mich drängt es fort. Mich zieht es in Himmelsstriche, wo es anders ist, als da ich bisher gewesen bin. Ich weiß auch nicht, wie es sein soll, nur anders, anders! Ich dürste nach wilder Natur."

„Es kann schlechte Leut geben im großen Wald!"

„Naturmenschen, die kein Gesetz übertreten können, weil sie kein's haben. Wenn sie tödten, so tödten sie aus Selbsterhaltungstrieb oder aus Leidenschaft, aber nicht grundsätzlich. Maria, sie tödten nicht grundsätzlich! Sie tödten keinen braven Mann, der sein Leben lang der treue Diener seines Herrn gewesen, sie sprechen keinen armen Kranken schuldig, um ihn umbringen zu können. In die Wildniß will ich!"

Als Juliana diese letzten Worte wie einen wilden Quell hervorgestoßen hatte, trat die Maria ganz nahe an sie, faßte ihre Hand und sagte voller Innigkeit: „Jetzt sehe ich's wohl, liebste, allerliebste Juliana, Du bist krank. Du hast Dir den Irrthum so viel zu Herzen genommen. Hast denn Du Dich geirrt? Das Gericht hat ihn verurtheilt. Das Gericht ist für sich selber, kein Mensch darf ihm dreinreden und was es ausspricht, das müssen alle Anderen halten, so hat's Gott angeordnet. Was willst denn Du fürs Gericht verantwortlich

sein? Mir hat's ja gewiß auch nit gefallen, daß es so hat sein müssen, aber ich hab wohl gesehen, daß Du nit anders hast handeln können. Es ist ein viel größeres Unglück, was Dich selber jetzt peinigt, und Du doch auch unschuldig bist. Und wenn Du schon an den Hago Stolland denkst: für Den ist es ja viel besser, daß er unschuldig ist, als wenn's anders wär. Mußt Dich nit so kränken, meine Juliana!"

So sprach die Maria; da fiel ihr die Freundin um den Hals und schluchzte: „Dich muß Gott sehr lieb haben, daß Du so denken kannst und Anderen so gute Worte sagen. — Nein, meine Theuerste, das, was ich thun will, ist wohl etwas Anderes als ein Schritt der Verzweiflung. Ich weiß Dir aber nicht zu sagen, was es ist, vielleicht ein Trieb nach Leben und Gesundheit. Muß viel zu lange in der großen Stadt gesessen sein, die ich nicht gewohnt war. Sie hat mir schlecht bekommen, ich fühle es an den Nerven. Ich will mich zerstreuen, körperlich anstrengen; das Ungemach fürchte ich nicht, es wird mir wohlbekommen. Ich will den Lebensbaum von einer neuen Seite kennen lernen, nicht immer von der gehobelten, auch einmal von der ungeschlachten, wo noch die rauhen Rinden und grünen Aeste sind. Es bleibt dabei, ich will den Schatt durchwandern."

„Dann nimm ein Gefolge mit," rieth die Maria. „Deine Person gehört nit Dir allein, sie wird gefordert werden, und sie kann von uns gefordert werden, wo Du Dich aufgehalten hast. Du hast ja Leut genug; es werden wohl auch solche sein, die Dir den Weg ausschlagen durch den großen Wald,

die Dich vor wilden Thieren schützen, die Dir die Lebensmittel mitführen und die Dir ein Dach aufrichten, wenn Du rasten willst."

„Das wäre freilich ein bequemes Reisen durch die Wildniß," sagte Juliana. „Aber wo liegt denn der Reiz der Ursprünglichkeit, der wilden und echten Natur; die ich suche? Ich werde mich nicht leichtsinnig in Gefahren begeben, das verspreche ich Dir. Zwei Jäger sollen mich begleiten, ein Knappe soll mir das Pferd führen, der brave Erhard soll mir Lebensmittel nachtragen und zwei andere Männer mögen sein, die mir ein Zelt nachschleppen, damit Du ganz beruhigt bist. Ich fürchte ja doch, daß der große Wald eher ein Ende haben wird, als die Leute meinen und als mir lieb ist. Der Gedanke, daß es noch unermeßliche Wälder giebt, ist zu herrlich!"

„So behalt ihn," rief die Maria, „und geh nit aus, daß Du sein End suchest. Denk Dir ihn so weit Du willst, aber bleib bei uns."

„Laß' das sein, Maria, und gieb mir Deinen Segen."

„Wenn Du also wirklich gehst," sagte die Maria, „so ist es gut. Ich geh mit Dir. Wenn Deine Natur die Wildnuß nicht fürchtet, die meine fürchtet sie auch nit."

„So wandern wir mitsammen," rief Juliana, und da war es abgemacht.

Es stand nun vier Tage an. Da ging vom Forsthause aus ein seltsamer Zug hinein entlang der kleinen Scharn. Juliana von Edenstein ritt auf einem kleinen braunen Pferde,

das ein Knecht des Dorfwirthes von Friedau am Zaume hielt. Ein Jäger mit Gewehr und Hirschfänger, aber ohne Hund, ein Holzhauer mit Beil und Hacken, der schwerhörige Erhard mit einem großen Korbe auf dem Rücken, ein Kohlenbrenner mit einem zweiten Korbe und die Maria mit einem kräftigen Stocke — Alle in kleidsamem Lodengewande, das war der Zug.

Anfangs war es angestellt, daß auch der Förster mitgehen sollte, aber da die Maria von der Freundin nicht weichen und da die Freundin das kluge thatkräftige Weib nicht missen wollte, so mußte der Peter zurückbleiben, um das Haus zu hüten und da zu sein, falls Nachschub benöthigt werden oder anderlei zu besorgen sein sollte. Der Peter war im Schatt ja so fremd wie sein Weib, der Wald gehörte nicht mehr zu seinen Revieren, so mußte er schweren Herzens die Führung solchen Männern überlassen, die mit der unwirthlichen Gegend etwas vertrauter waren.

Bis auf den Spullsattel hatte er sich dem Zuge angeschlossen. Dort blieb er stehen.

„Auf den Franzl gieb Acht daheim," schärfte die Förstersfrau dem Umkehrenden ein. „Um uns sollst Du keine Sorg haben."

„Ich hab auch keine," versetzte der Peter. „Ihr kommt viel eher wieder zurück, als Ihr es vermeint."

Die Maria schaute noch einmal in ihre Gegend um, über welche die kahle Kuppe des Wolfgangberges aufragte. Dann wendeten sie sich auf der anderen Seite thalwärts.

Der Weg war leidlich, allerdings weniger von Wagenrädern, als von Wildwasser ausgehöhlt. Er war so steil, daß Juliana vom Pferde stieg und Hand in Hand mit der Maria vorsichtig hinab schritt. Wer in dieser Gestalt die Fürstin vermuthet hätte! Sie sah in ihrem langen braunen Lodenmantel, der am Halse geschlossen war, und mit dem kecken Filzhütchen, eher aus wie ein zwanzigjähriges Herrensöhnlein, das vorwitzig den Bauer spielt und eine Bergwanderung macht, denn als eine Frau.

Sie kamen in eine Engschlucht, wo im Wege das Wasser rann. Hier setzten sich die beiden Frauen auf ihre Pferde. Es ging wieder aufwärts, es war aber kein rechter Wald, es war dichtes Gestrüpp aller Art, welches manchmal so sehr über den Hohlweg zusammenwucherte, daß es wie ein dunkelnder Stollen war, durch den sie zogen und in welchem die Pferde im Wasser dahinplätscherten. Auf einmal ging dieser Hohlweg schnurgerade einen Berg hinan und machte nunmehr gar kein Hehl daraus, daß er kein Weg, sondern nur ein Wassergraben war. Unsere Wanderer arbeiteten sich aus der Rinnse und zwischen dem kriechenden Geschlinge des Brombeer- und Himbeerlaubes hin, arbeiteten sich zwischen den großen Blättern der Germen, der Ein- und Hundsbeere durch. Hier war es das erstemal, daß der Holzhauer sein Beil ziehen und einen Steig schlagen mußte durch das Strauchwerk. Aus demselben stand hie und da ein verdorrter Fichtenbaum auf, der seine braunen, nadellosen Aeste gegen Himmel streckte, gleichsam um Rache schreiend gegen das üppige Ge-

züchte der Erlen, Weiden, Rüster, Sauerdorne, Kreuzdorne, wilden Holler- und Hagesträucher, die ihm hier die Nahrung unter den Füßen weggesogen, bis er hatte zugrunde gehen müssen.

Nach einiger Zeit kamen sie auf eine hochgelegene Haide, die weitum braun war vor Erikenkraut und nur stellenweise einen graubemoosten Stein hervorschauen ließ aus ihrer sandigen Erde. Hier war es leicht, vorwärts zu kommen und unter den behendigen Füßen wuselten Eidechsen und graue Schlänglein dahin. Weil die Sonne hier so freundlich auf den Grund schien und weil in einer Schründung ein Wässerlein rann, so hielten unsere Reisenden Rast und stärkten sich durch Speise und Trank und durch muntere Rede. Jeder fand in solchen Gegenden etwas für sich, besonders wer ein Freund von Beeren und Pilzen war. Unbefriedigt schien der Jäger, weil das laute Gebaren der Leute keinen „Anblick" möglich machte. Juliana und Maria sammelten Blumen, Farrenkräuter und andere Gewächse, um sie später wieder wegzuwerfen.

Es kamen Höhenrücken und Thalmulden, Wald und Strupp, Stein und Anger, und als sie schon glaubten, recht tief in der Wildniß zu sein, weil die Gräser auf den Wurzeln faulten und die niedergebrochenen Stämme morschend auf dem Boden lagen, waren sie plötzlich vor einer gezimmerten Hütte. Sie stand am Rand einer kleinen Blöße und hatte über sich die knorrigen, halbdürren Aeste einiger alten Tannen. An ihrem Dache fehlten viele Bretter, an ihrem Eingange lag

die Thür auf dem Boden niedergebrochen, in ihrem Inneren wuchs auf lockerer schwarzer Erde ein üppiger Wald von Farren und Brennesseln. Das war ein alter, überflüssig gewordener Unterstandsstall für Rinder, die nun freilich nicht mehr in die Gegend kamen, seit der Waldschatten kein gutes Gras aufkommen ließ. Dieser Bau wurde nun zur anbrechenden Nacht als Schutzdach für die Frauen und Pferde hergerichtet. Die Männer gingen nicht unter das Dach, sondern breiteten ihre Wettermäntel draußen unter den Tannen aus; darauf schmauchten sie ihre Pfeifen und schliefen dann ein.

Mitten in der Nacht war es, daß der Holzhauer sich halb aufrichtete und horchte. Nicht auf die Baumäste horchte er, die zuweilen kraxten, als drehe sie Jemand um; auch nicht auf den Habicht, der in einem der Wipfel horstete und manchmal mit den Flügeln schlug; er horchte auf das Gebell eines Hundes, das er in der stillen Nacht aus der Ferne vernahm. „Es müssen doch Menschen in der Näh sein," sagte er halblaut, „Hunde allein bleiben nit."

„Hunde allein bleiben wohl, wenn es wilde sind," versetzte jetzt der Jäger, der auch nicht schlief. „Was Du hörst, Bruder, das sind Wölfe."

Die Morgenröthe brachte einen Lufthauch mit, der den im Freien Ruhenden durch Mark und Bein ging. Sie standen auf. Auch Juliana schaute schon aus dem Fensterlein, um zu sehen, wie die schwarzen Wipfel des Getannes ins Gold des Morgenrothes hineinstanden. Dort und da piepste ein Singvöglein, war aber unvorsichtig, denn da oben krächzte ein

Häher und dort drüben pfiff ein Geier. Nach dem Frühbrote machten sich unsere Wanderer wieder auf den Weg, die Richtung hin, in welcher die Sonne aufstieg.

Das war die Kloberhütte gewesen; der Holzhauer hatte sie noch zu benennen gewußt. Die Anderen gestanden, so weit wären sie bisher noch nicht in den Wald gekommen. Nun begann ein Dickicht von Nadelholz, zu dessen Fuß es trotz des Sonnentages über den Wipfeln ganz dunkel war. Das Dickicht wurde umgangen; ein weites Zittermoor, theils mit Germen bestanden, mußte ebenfalls umgangen werden, denn als die Voranschreitenden ihren Fuß darauf gesetzt hatten, hub der Grasgrund an zu wogen und zu wallen wie eine Haut, unter welcher Luft oder Wasser eingeschlossen ist. Jetzt war Hochwald. Zwei Männer versuchten es, einen der Stämme zu umfangen, es ging nicht; als noch der Dritte seine Arme daran ausspreitete, langten sie zur Noth zusammen. Hoch in dem massigen Astgeschlinge sprangen Eichhörnchen und traten manch dürres Zweiglein los, daß es herabtänzelte. Der Boden war kahl, nur von dürren Nadeln übersäet; knorriges Wurzelgeflechte überall. Durch das Gestämme her starrte eine tiefe Nacht.

„Dahier hebt der Schatt an," sagte der Holzknecht.

„Er hebt erst an!" seufzte die Maria bei sich.

Juliana machte ein vergnügtes Gesicht und drängte zum Weitermarsch. Es ging leidlich, doch stellte es sich immer mehr heraus, daß das Reitpferd überflüssig und eine Last war. Die Aeste hingen zu tief herab und Juliana war nicht

gesonnen, das Schicksal Absalom's zu theilen. Rasch entschlossen, wie sie stets war, schickte sie den Knappen mit dem Pferde zurück. Der Kohlenbrenner hatte sich schon früher unpaß gemeldet; da die Dinge, die er zu tragen hatte, auf die übrigen Personen vertheilt wurden, so nahm er die Gelegenheit wahr und bat, mit dem Pferdeführer umkehren zu dürfen. Vergnügt eilte er der Gegend des Wolfgangberges zu, da war auch seine Unpäßlichkeit behoben.

Nun waren der Wanderer noch fünf. Von Weg und Steg nirgends eine Spur, nur Pfadstriche von Hirschen und anderem Wilde. Der Jäger hatte einen Compaß bei sich und sie hielten genau die der Nadel entgegengesetzte Richtung ein. Sagte der Erhard einmal: „Diese Nadel ist der Gescheiteste von uns. Wir sind Starrköpfe, und Die dort —" er deutete auf Juliana, „die Kleine ist der Größte!"

„Wohin sie nur will, möcht' ich wissen!" sagte der Holzknecht.

„Das weiß Gott," antwortete der Jäger.

„Ich kann mir's denken, was dahintersteckt," hierauf wieder der Holzhauer. „Es werden Kriegszeiten kommen und da verstecken sich die Herrschaften gern in die Wildnuß. Und wir sollen jetzt einen Winkel suchen, wo der Feind nit hin kann."

„Meinst?" sagte der Jäger.

„Bruder, wenn's uns am End nur nit so geht, wie dem treuen Bartel."

„Wer ist denn der?"

„Ja, der ist dem König Karl sein Knapp gewest,“ erzählte der Holzhauer. „Und wie der Etzel ist ins Land kommen, hat der Bartel den König müssen in die Wildnuß führen, hat den König in eine Höhlen versteckt, wo er sicher sollt sein vor dem Etzel. Jetzt, wie der König Karl sicher ist und kein Mensch auf der Welt die Höhlen weiß, als wie nur der einzige Bartel, da hat der König Karl das Schwert herausgezogen und den Bartel geköpft, daß er nichts sollt verrathen können. Jetzt weißt es.“

„Du, das ist eine saubere Geschicht',“ sagte der Jäger.

„Und uns wird's auch so gehen,“ versicherte der Holzhauer. „Wenn die zwei Thaler Taglohn nit wären, ich wollt' mich bedanken für so ein Umzigeunern in der Wildnuß.“

„Was nutzen Dir denn die zwei Thaler, wenn Du umbracht wirst!“

„Wieso?“

„Hast doch just gesagt, daß es uns so geht wie dem Bartel!“

„Wie dem Bartel?“ fragte der Holzhauer verblüfft, „wie ist's denn dem ergangen?“

„O Kreuz Gottes, Bruder, Dein Gedächtnuß! Der König Karl hat ihn geköpft!“

„Hörst, Bruder,“ sagte der Holzhauer, „Du weißt saubere Geschichten.“

„Du hast das Geköpftwerden nit zu fürchten,“ spottete der Jäger.

„Wie so, Jäger?“

„Du weißt nichts, also kannst auch nichts verrathen.“

Während solch traulichen Gespräches trabten sie wohlgemuth voran.

Auf dem Boden wimmelten braune Ameisen, die nach Käfern jagten; in den Wurzelhöhlen war der Marder, der nach Ameisen lechzte. Weiter hinten lauerte der Fuchs auf den Marder. Nicht minder kriegerisch war das Leben in den Höhen. Hier schoß der Reiher auf ein Finklein nieder, dort hielten Sperber einen Zweikampf, daß die graugestriemten Federn flogen. Einmal beobachtete man, wie mehrere Sperber ein Eichhörnchen anfielen. Das hüpfte von Ast zu Ast, die Raubvögel setzten ihm nach; voller Todesangst schlüpfte es in eine dicht verästelte Baumkrone, die Vögel konnten nicht durch, vertheilten sich aber, um zu allen Seiten Wache zu halten. Das Eichhörnchen kam aus seinem Versteck nicht hervor; da lockten die Reiher: „Kir, kir, kirk, gi, gi, gi!“ Es half nichts, der Flüchtling zog den Schweif ein und hub in Todesangst an zu pfeifen. Plötzlich flogen die Vögel ab. Erst nach längerer Zeit wagte das Eichhörnchen sich aus seinem Verstecke hervor und sprang an den Aesten hin. In demselben Augenblicke schwirrten die Sperber herbei, stürzten sich auf ihr Opfer und zerhackten es.

Derlei Dinge und Vorgänge hatte Juliana unterwegs oft zu beobachten Gelegenheit. Da klang ihr wohl manchmal das alte Lied an, daß der Kampf zwischen lebenden Wesen in der Wildniß noch rücksichtsloser und furchtbarer sei, als der in der gesitteten Welt. Und doch waren ihr diese wilden

Feindseligkeiten, Schlauheiten und blutigen Kämpfe weniger anwidernd, als jene unter den Menschen, welche heuchlerisch sich Kinder Gottes nennen, aber ihre Bildung, Erfahrung, Wissenschaft und Genialität nur als Waffe gebrauchen, um den Mitmenschen zu schädigen. — Vorwärts in die Wildniß!

Weit um war kein Berg mehr. In dem hügeligen, von Schründen und Schluchten durchzogenen Bereiche war das Vorwärtskommen schwierig; ohne Magnetnadel wäre die Richtung nicht einzuhalten gewesen.

Einmal stand der Jäger wie angewurzelt still und behauptete, der Compaß müsse fehlerhaft geworden sein, denn er zeige plötzlich gegen die Mittagsseite. Indeß war es nur in seinem Kopfe fehlerhaft geworden, so daß der Holzhauer boshaft bemerkte: „Mir kommt für, Jäger, auch Dir thät' der König Karl nix thun. —" Die Sonne ließ sich selten sehen; ward durch das Gewipfel einmal eine Lücke frei in den Himmel, so stand sie gerade dort nicht, oder es waren Wolken. Der Boden lag oft mit Gefällholz verrammelt, dazu eine feuchte, nach Moder riechende Luft. Den Männern war unbehaglich.

Um solche Zeit sahen unsere Waldwanderer zwischen dem Gestämme ein zweibeiniges Wesen huschen. Der Holzknecht rieth auf einen großen Affen, der Jäger stellte bald fest, daß es ein halb erwachsener Junge war und machte Jagd auf ihn. Der Knabe lief was er laufen konnte vor den „Räubern", purzelte mehrmals über und über, raffte sich wieder auf und plötzlich, als ihm die Männer schon ganz in der Nähe ge-

wesen, war er verschwunden. Sie hätten eines Wegweisers bedurft. Der Holzknecht bekreuzte sich insgeheim, denn er dachte an ein Gespenst. Da fand man den Knaben versteckt in einem hohlen Ahornbaum. Er sah übrigens ganz aus wie andere Knaben, doch hatte er anstatt der Jacke eine Art von Lodensack an, ferner eine zerschundene Lederhose, die ihm bis zu den Knien ging. Die Unterschenkel waren nackt, die Schuhe waren aus Baumrinden zusammengeheftet, mit dem Glatten nach innen und den Schuppen nach außen. Ueber Kopf, Stirn und Ohren hatte er eine Wollhaube herabgezogen. Die etwas blöden Augen gewannen in der Angst einen zuckenden Glanz. An der rechten Lendenseite hatte er ein fast dolchähnliches rostiges Messer stecken.

Dieser Knabe nun stürzte vor den Männern, die ihn aus dem hohlen Baum gezogen hatten, auf die Knie, faltete die klobigen Hände und flehte in fast unverständlichen Worten um sein Leben. Juliana ließ ihm Brot und Wein geben, darauf wurde er zutraulicher. Der Jäger hub nun mit ihm ein Gespräch an, und das Gespräch entfaltete sich wie folgt:

„Woher kommst Du denn?" fragte der Jäger. Der Knabe schaute drein und antwortete nicht.

„Wie heißest Du?"

„Tackel," war die Antwort.

„Wohin gehst Du denn?"

Der Knabe starrte den Frager an.

„Bei wem bist Du daheim?"

Der Knabe schüttelte das Haupt.

„Hast Du Dich verlaufen?“

„Fort,“ antwortete der Knabe.

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Jäger deutete nach rechts: „Willst Du nach dieser Seite?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

Der Jäger deutete nach links: „Oder nach dieser?“

„Ja,“ sagte der Knabe.

„Oder willst Du geradeaus?“

Der Knabe machte große Augen und sagte: „Ja!“

„Willst Du in das Scharnthal hinüber?“

Der Knabe starrte sprachlos drein.

„Suchst Du ein Haus, wo Leute sind?“

Der Knabe nickte mit dem Haupt.

„Wie heißt das Haus, wohin Du willst?“

„Ich weiß es nicht.“

„Schau, Du bist ein braver Junge. Sage mir einmal, wie Dein Vater heißt.“

„Nein,“ sagte der Knabe.

„Hast Du noch einen Vater?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wozu brauchst Du Dein großes Messer?“

„Ich brauch' es!“ sagte der Knabe und faßte es am Griff, als wollte er sich damit vertheidigen.

„Wozu brauchst Du es?“

„Für den Wolf und für die Räuber!“

„Wo schläfst Du denn, wenn es Nacht wird?"

Der Knabe schaute drein.

„Schläfst Du immer in einem Hause?"

„Ja," sagte der Knabe.

„Sind in demselben Hause auch andere Leute?" fragte der Jäger.

„Ja," sagte der Knabe.

„Ist auch ein Feld dabei?"

„Nein."

„Sind Kühe, Ziegen, Schafe?"

Der Knabe nickte.

„Sind viele Bäume um das Haus?"

„Ja," sagte der Knabe.

„Willst Du uns zum Hause hinführen?" fragte nun die Maria.

Die neue Fragestellerin machte ihn neuerdings verwirrt. —

„Weißt Du das Haus wohl zu finden?" fragte wieder der Jäger.

„Nein," sagte der Knabe.

„Wenn ich Dir —" der Jäger zog eine kleine Münze aus dem Sack — „wenn ich Dir diesen Ducaten schenke, willst Du uns dann zu Deinem Hause hinführen?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Knabe.

„Du kannst mit uns gehen," sprach der Jäger.

Da machte der Junge einen Satz, lief davon und verschwand bald im tiefen Getanne.

Nun trat Juliana von Edenstein vor den Jäger und fragte ihn: „Wer hat Euch befohlen, diesen Knaben zu verhören?"

Jetzt schaute der Jäger so einfältig drein wie vorhin der Knabe.

„Daß er uns etwa hätte weisen können," antwortete er endlich. „Denn wir wissen die Richtung nicht."

„Was kümmern Euch Häuser! Ich will den Schatt durchwandern."

„Gnädigste Frau," sprach der Jäger ehrerbietig, „wenn wir so fortwandern, so gehen wir ins Verderben. Wir gerathen in die Fiebernebel hinein. Leute, die da hineingegangen, sind nicht mehr zurückgekehrt."

„Wenn Ihr für Euer Leben fürchtet, so kehret um."

Die Männer schauten sich gegenseitig an, dann sagte der Jäger: „Und die gnädige Frau geht mit uns zurück."

„Ich gehe weiter," sprach Juliana mit Entschiedenheit.

„Es ist völlig eine Frevelhaftigkeit," redete jetzt der Holzknecht drein. „Vernünftige Leut' gehen da nit."

„Und feige auch nicht!" rief Juliana. „Alsogleich kehret um! Ich will es. Gieb Deine Tasche her, Erhard, ich will sie selbst tragen. Kehret um! Ich befehle es! Du nimm das Beil, Maria! Komm!"

Sie langte nach den Dingen, faßte die Freundin am Arm und zog sie rasch mit sich fort. Sie eilten zwischen den knorrigen Stämmen hin und waren bald verschwunden im Waldesdunkel.

Die Männer schauten sich sprachlos an, nur der schwerhörige Erhard that den Mund auf und fragte: „Was ist denn das?"

„Verabschiedet haben sie uns!" schrie ihm der Holzknecht ins Ohr.

„Bin ich denn taub, daß Du so schreist!" begehrte der Erhard auf, „sag Du mir's, Jäger, was haben denn die Frauen, daß sie so davonrennen?"

„Wir können heimgehen," sagte der Holzknecht.

„Deine ungeschickte Red'!" verwies der Jäger den Holzknecht, „das hast Du jetzt davon."

„Das Beil hat sie mir nur so aus der Hand gerissen," sagte der Holzknecht. „Ungeschickte Red'! — Darfst Du einen Prinzen bei den Haaren anpacken? Gewiß nit. Ich auch nit Thät ungeschickt sein. Fällt der Prinz aber ins Wasser und will ertrinken, da darfst ihn schon bei den Haaren anpacken. Wird nit ungeschickt sein."

„Das gehört nit her da," versetzte der Jäger.

„Das gehört schon her da," sagte der Holzknecht. „Die zwei Frauenspersonen wollen auch untergehen und ich hab' sie halt packen wollen. Nur wortmäßig, daß sie sich hüten; höflicher kann Dich Einer doch nit beim Schopf nehmen. Ich glaub, Bruder, wir müssen sie viel kecker angehen, sonst rennen sie heilig in ihr Verderben. Die wissen noch immer nit, was ein wilder Wald ist."

„Wir müssen ihnen nach!" Dieser Entschluß war bald gefaßt und sie eilten weiter.

Sie stiegen in eine Thalung hinab, sahen aber nicht zwanzig Schritte von sich. Ein junger Lärchenwald kam; von außen zart und grün, im Innern voll spröden, kratzenden Astwerks.

„Hier können sie nit durch sein," sagte der Jäger.

Der Erhard glaubte im Genadel des Bodens Fußspuren zu sehen und meinte, man werde die Flüchtlinge bald einholen, hier seien sie ins Netz gegangen und würden noch recht schön bitten, daß man sie daraus erlöse. Endlich war auch das Dickicht durchbrochen; sie kamen in Moorgründe und zu einem schwarzen Tümpel, der zwischen halb abgestorbenen Sträuchern und Strüppen leblos dalag. An den Ufern standen die Gewächse des Schierlings, der Einbeere; große Lattichblätter hatten sich hingelegt auf die Fläche des Wassers, anderes Geschlinge hatte sich darauf breitgewoben wie ein Teppich, und dazwischen standen auf dem Wasser die kupferbraunen, stellenweise in Perlmutterglanz schimmernden Schichten des Erdöls und phosphorescirender Fäulnißstoffe. Dort und da sprang eine Kröte, oder ein anderes Thierchen in den Tümpel, des Weiteren alles still und öde.

„Das ist schon so ein Fiebersumpf," bemerkte der Holzhauer und hielt sich Mund und Nase zu.

„Daß sie hier nicht sind, wundert mich," meinte der Jäger. „Hier wäre es doch langweilig genug."

„Leuteln, es wird regenfinster!" sagte der Erhard.

Sie kamen nun aber nicht mehr weit. Sie kamen in Sumpf und Sumpf. Ueppiges Germengewächse, mannshohes

Farrenkraut mußten niedergetreten werden und bildeten auf dem Boden liegend Brücken, daß die Männer nicht versanken im Morast. Der Jäger, welcher sich zu weit vorgewagt, sank bis an die Lenden ein und mußte über seine Achseln Kröten hüpfen, um sein Haupt Libellen und Hornisse schwirren lassen. Mit Mühe nur befreiten ihn die Genossen, gleichzeitig gewannen sie die Ueberzeugung, daß die Frauen in dieser Richtung hin nicht durchgedrungen sein konnten.

Auf hohen Baumwipfeln begann es lebendig zu werden, einzelne Windstöße fuhren in die Gründe und peitschten die Farrenkräuter mit ihren eigenen Ruthen. Die drei Männer begannen nun angstvoll hin und her zu fahren. Der Jäger feuerte Schüsse ab und blies dann unaufhörlich in eine Messingpfeife, die er bei sich trug. Der schrille Ton drang durch die Wildniß, rief aber kein Lebenszeichen der Frauen wach.

„Sie haben sich verirrt und wir haben uns verirrt,“ sagte der Holzknecht verzagt, „und wenn sie hin sind, so werden wir alle Drei aufgehenkt.“

„Dein Pfeifel pfeift auch nit mehr gut,“ sagte der Erhard, da er den Jäger hineinblasen sah und doch nicht viel hörte.

„Mach's Maul zu und die Ohren auf!“ rief der Jäger unwirsch und horchte immer wieder auf ein Gegenzeichen. In den Bäumen schwirrte der Wind.

„Das ist jetzt eine verdammte Geschichte.“

„Wir werden gehenkt!“ wiederholte der Holzknecht in singendem Tone.

„Sie hat es selbst gewollt,“ sagte der Jäger, „aber wir hätten klüger sein müssen!“

„Ich wette, sie sind umgekehrt und gehen heim,“ meinte der Erhard.

„Wir müssen jetzt auf uns selber schauen,“ sagte der Jäger, an Nacht und Wettersturm denkend.

„Wenn wir sie nimmer finden,“ versetzte der Holzknecht, „so bin ich nit der Narr und geh ins Scharnthal zurück. Ich verbleib in der Wildnuß und unterhalt' mich mit Wildern und Rauben, wer mir unterkommt. Henken laß ich mich nit, ehvor ich was hab angestellt.“

Vom Himmel sauste Eis, sie liefen unter eine Riesentanne, und weil der Grund derselben bald unter Wasser stand, so kletterten sie den Stamm hinan. Es war da oben aber keine vergnügliche Nacht. In dem dichten Reisiggefilze waren sie zwar vor dem Aergsten zur Noth geschützt. Die Blitze leuchteten so ununterbrochen, daß der Holzknecht meinte, man könne dabei Karten spielen. Zu beneiden war der Erhard, er hörte weder das fast ununterbrochene Donnerbrüllen, noch das Geheul der Wölfe, er kauerte sich zwischen dem Geäste zusammen und schlief. Der Jäger blies immer wieder in seine Pfeife und immer vergebens. Es meldete sich keine Edle von Edenstein und keine Maria. Nach einem solch grellen Pfiffe war es, daß der Erhard schlaftrunken seinen Kopf aufhob und flüsterte: „Habt Ihr nichts gehört? Sie müssen in der Nähe sein. Ich habe ganz deutlich einen Pfiff vernommen.“

„O Bruderherz!“ sagte der Jäger, „Du könntest meinetwegen noch tauber und noch dümmer sein, wenn wir nur die Frauen hätten!“

Das Gewitter war endlich vorüber, von den Bäumen troffen Tropfen um Tropfen die ganze Nacht, und als der Morgen kam, machten sich die Männer auf neue Suche. Als zwischen den Bäumen die Sonne funkelte, schaute der Jäger auf seinen Compaß und dann auf die Sonne, dann wieder auf den Compaß, endlich auf seine Kameraden und sagte: „Ich weiß nicht, bin ich ein Narr oder hat sich die Welt verdreht.“

„Die Welt wird sich nit verdreht haben,“ entgegnete der Holzknecht.

„So hat die Nadel doch Recht!“ rief Jener. „Ich hätte meinen Kopf gewettet, die Sonne müßte da rechterhand aufgehen und jetzt geht sie linkerhand auf. Ich kenne mich nicht mehr aus.“ Doch war er von der Richtigkeit der Nadel und der Sonne noch immer nicht ganz überzeugt. Er stieg auf einen hohen Baum, um Ausblick zu gewinnen. Unterwegs hinauf verirrte er sich. Der Baum zweigte sich auf halber Höhe in zwei Stämme, wovon der eine geknickt war; der Jäger kletterte an dem Stumpf empor und sah nichts, als daß der andere Stamm die Wipfel überragte. Also zurück und auf den anderen. Nun sich über den Wald erhoben, sah er in die Weite. In blauer Ferne stand der Wolfgangberg und auch dessen Richtung stimmte mit der Nadel und der Sonne. Der Jäger war geschlagen von Compaß, Sonne und Wolfgangberg und fügte sich nun der Weltordnung.

Der Erhard wußte nicht recht, warum der Genosse auf den hohen Baum gestiegen war und richtete die Frage hinauf, ob Jener die Frauen irgendwo sehe?

„Ja freilich sieht er sie,“ schrie ihm der boshafte Holzknecht ins Ohr, „sie sitzen auf dem Wipfel eines alten Lärchbaumes und schaukeln sich.“

So ergingen sich die drei Männer in Kümmerniß und Schalkhaftigkeit. Dann aßen sie vom Brote, das sie noch hatten, atzten sich mit der Hoffnung, daß die Vermißten doch ihren Weg nach dem Scharnthal genommen und gefunden haben würden, und traten hernach die Wanderung an, zurück gegen den Wolfgangberg.

* * *

Nun soll beschrieben werden, wie es in der Wildniß den Frauen ergangen ist, nachdem sie sich von ihren Begleitern getrennt hatten.

Die Maria war ihrer Freundin anfangs halb widerstrebend, halb willenlos gefolgt. Als sie nach längerem Hineilen über Stock und Stein an eine Stelle kamen, wo zwischen den Urwaldbäumen ein Stück Himmel hereinschaute, blieb die Maria stehen und sagte: „Jetzt laß' mich einmal ausschnaufen. Es ist wie die wilde Jagd.“

Juliana stand auch still, sie hatte ein sehr geröthetes Gesicht bekommen.

„Das wären saubere Gesellen,“ sagte sie, „wenn wir uns diesen anvertraut hätten!“

„Sie sind doch ganz brav und willig gewesen," entgegnete die Maria.

„Und haben die Richtung verloren. Führer, die der Magnetnadel nicht glauben, kann ich nicht brauchen. Besser gar nichts. Wir werden den Weg allein finden."

„Welchen Weg?" fragte die Maria und setzte ernsthaft bei: „Juliana, Du weißt so wenig wie ich, wohin wir wollen."

„Wir wollen durch den Schatt," sagte Juliana.

„Es ist unbesonnen," entgegnete die Förstersfrau. „Wenn wir auch Wegweiser nit brauchen, die selber keinen Weg wissen, aber Pfadausschlager und Träger brauchen wir. Und ein Schußgewehr brauchen wir. Du hast Dich übereilt, Juliana, und ich denk, wir kehren um."

Juliana schritt langsam vorwärts. „Es mag sein," sagte sie hernach, „daß ich zu heftig war. Im Zorn kann ich mich nicht meistern, das ist mein Fehler. Ich kann keinen Widerspruch ertragen — der Fehler meines Standes. Umkehren wir nicht. Unter Beeren und Pilzen werden wir nicht verhungern und gegen Thiere haben wir Stock und Beil bei uns."

„Und gegen Menschen? Ich fürchte mehr die Menschen als die Thiere."

„Giebt es ihrer hier? In den zwei Tagen ist uns Niemand als ein blöder Junge begegnet. Und kommt ein Pechschaber, ein Kräutersammler, ein Wildschütze — was weiter? Nur Städtern möchte ich im Walde nicht begegnen."

„Sie sind überall gleich," sagte die Maria. „Nur daß sie in der Stadt abgerichtet, im Walde wild sind."

„Ich muß Dir gestehen, Maria," sprach Juliana mit großer Lebhaftigkeit, „daß mir dieser Wald noch viel zu wenig Wildniß ist. Ich will tiefer hinein. Mir ist manchmal zumuthe, als müßte ich von meiner Seele den Weltstaub im Dorngesträuch und wilden Thau abscheuern lassen. Schon wochenlang im Walde und noch nichts abgeschüttelt von dem Unbehagen, das in mir ist. Es hetzt mich etwas, ich weiß nicht, was es ist. Manchmal dürste ich nach Sturm und Blitz, nach Naturwildheit, nach großer Wildheit, und überall ist's so glatt. Laß' mich weiter, Maria, ich will tiefer in die Wildniß. So laß' mich doch und bleibe auch Du zurück, wenn Du willst," rief Juliana.

Sie eilte vorwärts, die Maria folgte ihr mit Beklommenheit, und als sie die Freundin eingeholt, weil diese auf einem gestürzten Baumstrunk rasten mußte, legte sie die Hand auf Julianens Arm und sagte: „Juliana, Du bist krank. In Dein Herz ist ein Unfrieden gekommen und den willst Du betäuben. Du bist wohl groß und stark zum verwundern, aber Du bist doch ein Weib. Es ist hart und ich bin ganz verzagt. Stehst schon wieder auf und willst weiter. — Verlassen werd ich Dich nit," sagte die Maria mit großer Sanftmuth. „Willst mich auch fortjagen, verlassen werd ich Dich nit. Möcht wohl auch daheim sein bei meinen Leuten. Allein geh ich nit. — Und auf Dich, Herzogin, warten auch Leut! Mußt uns wieder gesund sein und helfen und bauen; mußt

stärker sein, als wie andere Leut, aufs Volk mußt denken, nit auf Dich selber."

„Aufs Volk, und immer wieder aufs Volk! Gesagt ist's leicht. Nicht auf sich selber denken, o Gott, wie kann man das?" So Juliana.

„Freilich kann man's nit, und ich weiß nimmer, was ich red. — Hörst Du? Ein Pfiff! Das ist unser Jäger! Komm, wir wollen bald wieder bei ihnen sein."

Sie gingen weiter, manchmal über glatten Boden, manchmal den Pfad mühsam brechend durch Dickicht und Krautwerk. Nun standen sie an Felsen, an welchen braune Nattern hinringelten. Sie schwenkten um, wanderten eine Weile und hatten plötzlich vor sich ein seltsames Bild: das Todtengerippe des Waldes.

Sie standen auf einer felsigen Höhung und hatten Ausblick. Es war Waldland so weit das Auge reichte, und an einer Seite des Gesichtskreises stand in finsterem Grau, mit weißen flockigen Rändern umfranst, ein Gewölke. Im weiten Thalkessel lag ein gebrochener Wald. Ein Sturm mußte in diese Mulde gefahren und das Urgestämme geknickt haben. Nun lagen und hingen und lehnten die Stämme da und waren kahl und fahl. Sie waren mitsammt den Wurzeln aus der Erde gerissen worden, so daß die Wipfel in den Boden hineinmoderten, hingegen die hundert Klauen der verwaschenen Wurzelstöcke in die Höhe ragten. Oder die Bäume waren in halber Höhe abgerissen worden, so daß die Strünke in scharfen Splittern gegen Himmel standen, der gebrochene Stamm auf

der Erde lag oder noch mit einer Sehne am Strunke hing — wie der Todesengel die Fackel knickt. Oder es waren die stürzenden Wipfel hängen geblieben, und auf diese waren wieder andere Wipfel, Stämme, Strünke gefallen und ebenfalls hängen geblieben, so daß stellenweise ein starres Gebrücke hing zwischen Himmel und Erde. Auch die auf dem Boden liegenden und theils schon in das Erdreich hineingewachsenen Stämme reckten ihre Knie empor und ihr ruppiges, nadelloses Geäste. Und dieses gebrochene Holz war weiß wie getrocknete Knochen; die Rinden hatten sich losgelöst und hingen stellenweise in zerrissenen Fetzen nieder. Aus morschenden Stämmen, sie mochten nun auf der Erde liegen oder in den Lüften hängen, sproßten frische Triebe und manchmal sogar junge Bäumchen; aber im alten Splint waren die argen Zeichen des Baumwurms eingegraben und überall rieselten die emsigen Käferchen und ließen kein Leben mehr aufkommen in dem Gerippe des Waldes. Manchmal aber stand doch ein starrer Stamm aufrecht aus dem ungeheuren Wirrsal empor mit halb abgestorbenem, halb buschiggrünendem Gewipfel. Und darüber schwebten mit ruhig ausgebreiteten Flügeln die Habichte, zogen weite Kreise in der Luft und schossen dann plötzlich nieder in das Holz, um ein Finklein oder eine Wildtaube zu ermorden.

Dieses wüste Gefälle zog sich weit nach allen Seiten hin, und davor standen nun die beiden Frauen und spähten und überlegten, wie da durchzukommen sei. Die Maria gab wohl zu bedenken, daß man in diesem Gefälle nicht auf die drei

Männer stoßen würde. Es war auch der Pfiff des Jägers nicht mehr zu hören.

Sie nahmen aus dem kleinen Vorrath, den sie bei sich hatten, einen Imbiß und stiegen dann sachte hinab in den Thalkessel. Juliana begann den Versuch, den todten Wald zu durchbrechen. Sie stiegen über gefallenes Stammwerk hin, sie krochen unter gefallenem Stammwerk durch. Manchmal war es, daß sie solche in Kreuz und Krumm liegende Bäume als Stege nutzen mußten, um über den Wust des Unkrautes, dürren Gezweiges und Wurzelgeflechtes, das überall locker gerissen war, hinwegzukommen. Kleine Strecken lang ging es bequemer, da lagen nur Steine und die braunen Wurzeln der Fichte bloßgelegt; einmal jedoch, als Juliana auf eine solche Wurzel trat, schnellte diese mit einem scharfen Pfiff empor. Die Maria führte mit ihrem Stock einen raschen Schlag nach dem Haupte der Kupfernatter, welche hierauf einige Augenblicke wie leblos auf dem Boden lag, um sich dann unter die Sträucher des Seidelbastes und des Giftlattichs hineinzuschlängeln. Nun getrauten sich unsere Waldreisenden kaum mehr auf eine Baumwurzel zu treten, wie sie in schlangenartigen Windungen überall umherlagen.

Ein anderesmal lag vor ihnen das Gerippe eines vierfüßigen Thieres, von dessen Fleischresten sie Geier und Raben verscheucht hatten. Dann hörten sie in aller Nähe das Bellen von Wölfen und sahen sogar einen solchen zwischen den Stämmen stehen und mit funkelnden Augen auf die zwei Menschen herschauen. Als wieder die Verrammelung des

Gefälles kam, und zwar immer noch wüster und undurchdringlicher, da schlugen sie eine andere Richtung ein. Sie wollten nach ihrer Anhöhe zurück, kamen aber nicht hin, sondern geriethen in hügelige Steinhalden. Dieselben mit zitternden Gliedern überkletternd, ging es sachte durch dunkelnden Hochwald abwärts. Sie kamen zu einem Wasser, welches sich zwischen bemoosten Steinblöcken ein enges, tiefes und sehr wildes Bett gegraben hatte und über welchem manch quer hingeworfener Tannenstamm moderte. An diesem Wasser, welches in vielen kleinen Fällen niedergischtete, stiegen sie aufwärts, Juliana immer voraus, mit Hast oft auf allen Vieren kletternd. Der rufenden Maria gab sie keine Antwort mehr. Die Förstersfrau blieb stehen, sank vor Erschöpfung an einen Stein, faltete die Hände und stammelte das Wort: „O heiliger Gott! In diesem wilden Wald allein mit einer Irrsinnigen!"

— — — — — — — — — — — —

Plötzlich blieb Juliana stehen; sie mußte sich an einen Baumast halten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und in die Schlucht zu stürzen.

„Maria!" sagte sie und schnupperte. „Riechst Du nichts? Ich rieche Brand."

Da sahen sie auch, wie zwischen den Tannenwipfeln Rauch strich. Die Maria that heimlich ein Dankgebet. Dann arbeiteten sie sich über einen Bühel empor, umgingen Steinmassen und Dickicht und standen am Rande des Waldes. Es war eine Lichtung mitten in der Wildniß.

Eine sanft aufsteigende Wiese, mit riesigen Ahornen bestanden, lag da; etwas weiter hin war frisch gerodete Blöße. Dazwischen war die Rinnse des Wassers, das sie vorhin unten in der Schlucht so wild gesehen. Nahe am Wasser in der Mulde stand eine Hütte aus rauhen Stämmen gezimmert und mit Baumrinden gedeckt, umgeben war sie von einem eingeplankten Gemüsegarten. Wildeschen und Ahorne, auch rother Holler und andere Laubhölzer, die dahinter standen, wiesen darauf hin, daß hier eine alte Menschenstätte sei. Etwa hundert Schritt weiter oben, auf ebenem, felsigem Plane, stand ein Blockhaus, welches neu und sehr fest gebaut schien, mit starken Brettern gedeckt war und ein paar helle Fenster hatte. Rings um dieses Haus waren frische Pflöcke in die Erde getrieben, die für eine Umfriedung bestimmt zu sein schienen. Ein stattlicher, neubehauener Brunnentrog, der sein Wasser nicht vom Bächlein her bekam, sondern vom Steinbühel als frische Quelle, that dar, daß es sich hier um eine neue Ansiedelung handle. Auf der Wiese weideten einige Ziegen, drüben auf der Rodung waren vier Menschen beschäftigt, das Feuer zu regeln, welches die Fläche bedeckte und seinen Rauch langsam in die Wipfel des nahen Waldes aufsteigen ließ. Die Frauen blieben unbemerkt am Waldrande stehen und schauten hin. Juliana meinte, da sei ein Waldbrand ausgebrochen; die Maria belehrte sie, daß solche Feuer mit Absicht gelegt zu werden pflegen, um die Ueberreste eines geschlagenen Waldes, als Reisig und Wurzelwerk, zu verbrennen und anwucherndes Unkraut zu vertilgen.

Die körperliche Erschöpfung, die Nähe der Nacht und ein Gewitter, das immer höher in den Himmel heraufzog, waren die Ursachen, daß Juliana zögerte, diese Stelle, welche so unvermuthet die Wildniß unterbrach, zu fliehen. Doch traten sie nicht auf die Wiese und nicht auf die Rodung hinaus, sondern umgingen dieselbe in der dunklen Hut des Waldes kreisartig, um den Arbeitern nahe zu kommen und zu erspähen, mit wem sie es hier zu thun hätten. Sie lugten zwischen Haselnußgesträuche hinaus auf die Lichtung.

Die vier Personen arbeiteten mit Hauen und Krampen, um das brennende Reisig auseinanderzuziehen, daß sich das Feuer verbreite. Es war eine alte Frau, es waren zwei Greise und es war ein junger Mann. Der junge Mann richtete sich bisweilen aus der gebückten Stellung schlank auf und unterwies die Uebrigen. Er schien der Vorarbeiter, wenn nicht gar der Herr dieses Anwesens zu sein. Alle hatten Wollenkleider am Leibe, doch waren die des jungen Mannes von besonderem Schnitt. Er trug eine Blouse, die mit schwarzem Ledergürtel um den Leib zusammengebunden war, er trug ein weites leichtes Beinkleid, welches unter den Kniegelenken eng geschnallt war, und er trug hohe Stiefel mit fast zierlichen Absätzen, als wären sie für Sporen eingerichtet, um den Hals hatte er eine blaue Schleife, welche das weiße Hemd lose zusammenhielt. Das Haupt war unbedeckt. Die Haare waren dunkelbraun und kurz geschnitten, nur über die Stirn schlängelten sich ein paar Locken leicht herab und flatterten jetzt ein wenig im Winde. Nacken und Gesicht

waren von der Sonne gebräunt. Das Gesicht mit der schönen, leicht gebogenen Nase und mit dem ungepflegten Schnurr- und Backenbärtchen hatte nichts Besonderes, doch wenn der Mann sich gegen seine Arbeitsgenossen wendete, war ein herrliches Auge zu sehen.

Als Juliana aus dem Waldverstecke diesem Manne ein Weilchen zugeschaut hatte, wie er die schwere Arbeit mit ebenmäßiger, ja anmuthiger Kraftentfaltung verrichtete, flüsterte sie zu ihrer Freundin: „Das ist ein schöner Mensch!"

Nun wendete auch die Maria ihre Aufmerksamkeit dem schlanken Arbeiter zu; da stand sie plötzlich auf, rüttelte Julianen an der Achsel und sagte: „Gehen wir! Gehen wir!"

Juliana blickte sie mit Befremdung an und fragte, was sie wolle? Ob sie denn auf einmal nicht mehr müde sei? Ob sie an dieser anheimelnden Idylle nicht Gefallen finde? Ob sie sich an der Arbeit dieser Leute denn nicht ergötze? Ob sie nicht meine, daß dem Manne dort mit wahrem Vergnügen zuzusehen sei? Sie habe noch nie eine schwere Arbeit mit solcher Freiheit und Anmuth verrichten sehen, als hier.

„Ich bitte Dich, gehen wir, bevor er uns bemerkt!" drängte die Maria.

„Und wenn er uns bemerkte! Fürchtest Du Dich denn auch vor diesem Menschen?"

„Ja," sagte die Förstersfrau, „zwar nein, fürchten jetzt nicht mehr, aber gesehen werden will ich nicht von ihm. Ich kenne ihn und werde Dir sagen, wer das ist. Komm doch nur!"

Hastig huschten die Frauen waldeinwärts. Als sie sicher wieder in der Oedniß des Urwaldes waren und als die Maria endlich zu Worte kommen konnte, sagte sie: „Juliana! Ich hab Dir erzählt, daß einmal ein Forstjung bei uns gewesen ist —"

„In den Du verliebt wurdest —"

„Den ich verjagt hab. Juliana, der ist es. Der Mensch, der da draußen das Feuer schürt, der ist es!"

„So ist es gleich ein Bekannter, um so besser," lachte Juliana, „wir müssen uns ja doch für die Nacht um ein Obdach umsehen."

„Wenn Du mir das anthust — hier — bei diesem Menschen!"

„Es beginnt ja schon zu dunkeln."

„Laß es dunkeln," sagte die Maria, „es wird wieder licht werden."

„Hast Du den Schein gesehen?"

„Ein Blitz, nichts weiter."

„Hörst Du es?"

„Donnern. Das hört man freilich."

„Das Gewitter ist nicht mehr weit."

„Juliana!" sagte die Maria mit stockender und doch hastiger Stimme, „daß Du jetzt auf einmal alle Gefahren wahrnimmst! Wir haben größere überstanden. Ich fürcht mich jetzt nit vor der Wildnuß."

Juliana blickte der Freundin ins Gesicht und sagte: „Maria, was soll ich mir denken? Du hast ihn noch nicht überwunden?"

„Wenn Du das glaubst," antwortete die Förstersfrau, „nachher ist es freilich schlimm. Wenn es so wär, vor Dir hätt ich kein Geheimniß."

„Dann verstehe ich Dich nicht."

„Was er sich denken müßt," fuhr die Maria fort, „was er sich denken müßt, daß dieselbige, die ihn wegen nichts — er weiß ja von nichts — aus dem Haus geschafft hat, bei ihm jetzt um Obdach wollt betteln! Er giebt's, das weiß ich, und laßt nichts merken. Aber ich müßt in den Boden versinken."

„Ich will Dir über diese Bedenken hinweghelfen," sagte Juliana. „Denn ich bin eine abgefeimte Person, Du sollst es noch erfahren. Mache Dich unkenntlich."

„Das ginge just noch ab!" entgegnete die Maria.

„Abenteurerinnen, wie wir nun einmal sind," sagte Juliana jetzt mit einer seltsamen Aufgeräumtheit, „dürfen vor nichts zurückschrecken. Ich glaube ja überhaupt kaum, daß er Dich in Deinem gegenwärtigen Aufzuge wieder erkennen würde. Du siehst mir eher schon wie ein trotziger Hirtenknabe aus, denn die ehr- und tugendsame Förstersfrau aus dem Scharnthal."

„Du hast gut spotten," sagte diese, „Dir wird es jetzt freilich Niemand ansehen, wer Du bist, muß ich mich ja selber mit Gewalt daran erinnern. Du hast es leicht, Dir kann dieser Mensch nit unangenehm sein. Und Du ihm nit."

„Um was handelt es sich denn?" sagte Juliana. „Um was denn, als um ein Obdach! Ich werde es mir auf redlichem

Wege verschaffen, und meine liebe Alte wird sich's ergaunern. Ein seltener Spaß! Für das Erste lege Dir eine Binde um eines Deiner Augen, mit dem anderen wirst Du sehen, daß er Dich nicht erkennt."

„Ich weiß nit, wie Du mir vorkommst!" versetzte die Maria, die im Grunde selber froh war, daß ihre Freundin anderer Stimmung geworden. Dann besann sie sich. Eigentlich war der Vorschlag so übel nicht. Und was blieb ihr Anderes übrig, als darauf einzugehen! Es war ja doch ein Glück, diese Zufluchtsstätte gefunden zu haben, wo sie rasten und die Nachkunft ihrer Begleiter abwarten konnten. — Die Maria nahm ein Tuch und verband sich das rechte Auge.

„Das wird wohl nit alles sein," sagte sie während dieser Arbeit, „wenn es ordentliche Leute sind, so werden sie uns fragen, wer wir sind und was wir suchen. Was wirst Du darauf sagen?"

„Eine Unwahrheit werde ich nicht sagen," versetzte Juliana. „Aber etwas Falschheit wird dabei sein. Ich werde sagen, daß wir aus dem Timerthale sind. Ich werde sagen, daß wir die Absicht hätten, den Schatt zu durchwandern und die Schönheit der Wildniß zu sehen, daß wir uns zu diesem Zwecke mehreren Holzleuten angeschlossen hätten, mit denen wir zufällig wieder auseinandergekommen wären, die aber wohl noch nachkommen dürften; daß wir heute um Nachtherberge bäten und morgen Früh nach gütiger Weisung weiter gehen wollen."

Während solchen Gespräches waren sie wieder gegen die Lichtung gegangen. Als sie zwischen dem Gestämme das Grün

der Wiese und das Bretterdach des Blockhauses schimmern sahen, stand Juliana still.

„Also voran!“ sagte die Maria.

Juliana stand wie in den Boden gewachsen fest und ihr Gesicht war blaß.

„Was ist Dir?“ fragte die Maria.

„Es ist kindisch,“ antwortete Juliana ein wenig unsicher, „jetzt habe ich den Muth verloren.“

„Wovor fürchtest Du Dich?“ fragte nun die Maria. „So viel ich mich auskenne, schlechte Leute sind es nicht.“

„Wir wollen doch lieber ein anderes Obdach suchen,“ meinte Juliana, damit wendete sie sich rasch um und eilte waldeinwärts. Sie begannen wie närrisch zu laufen, die Maria, um Julianen einzuholen, diese, um sich von Jener nicht erwischen zu lassen. Beide kamen sich wie verrückt vor. In den Bäumen rüttelte jetzt der Wind. Sie kamen über eine Sandhalde, an deren Rand ein alter Ahornbaum stand. Diesem eilte Juliana zu, unter ihm sollten sie übernachten. Ein dumpfes Gedröhn in den niedersinkenden Wolken wurde durch das Rauschen des Windes überboten; über den Wald sausten Nebelfetzen hin und blieben in Fransen hängen an den Wipfeln. Einzelne Tropfen schlugen schwer in den Boden und auf die Kleider unserer Wanderer. Ein Habicht, wie vom Sturme aus den Höhen gestoßen, war zwischen den Bäumen niedergeflattert und kreiste nun in der kleinen Lichtung über der Sandhalde. Er schwirrte an den Köpfen der Frauen vorüber, daß der Wind seiner schmutzig-grauen Flügel an ihre Wangen

schlug; er schwang seine Kreise wieder höher in die Luft, stieg über die Wipfel empor, aber der Sturm stieß ihn immer wieder herab, bis er zwischen dem Gestämme hindurch gegen die Schlucht fuhr. Von einer starren Tanne, die hoch über andere Bäume hinaus stand, flog krachend ein Ast nieder und schlug so gewaltig in den Sand, daß dieser seine Körner weithin spritzte. Die Maria kauerte auf dem Erdboden, klammerte sich mit Händen und Füßen an ein Wurzelgeflecht, daß der Sturm sie nicht davonfegen konnte. Juliana stand ihm, rang mit ihm, ließ ihre Kleider, ihre Haare zerzausen; die Füße kräftig anstemmend, die Arme in scharfen Ellbogen an sich gezogen, den Kopf starr nach vorn gehalten, als wollte sie mit ihm durch eine Wand, so drang sie an, kam aber nicht weiter. In den tiefen Schatten, die über Allem lagen, zuckten seltsam die phosphorisirenden Lichter, wenn sich bei den Tannen die nach unten silberweißen Zweige aufbogen, oder wenn die schimmernden Ahornblätter zitterten. Plötzlich schlug eine Lohe herein und ein Knall, daß den Frauen Hören und Sehen verging. Dann legte sich der Orkan und ein feiner Regen rieselte vom Himmel.

Nun konnte Juliana die Augen wieder aufmachen und den Ahornbaum suchen, der ihr in dem wilden Aufruhr abhanden gekommen war. Die Maria erhob sich, aber nicht, ohne einen Augenblick auf den Knien zu verweilen und dem Schöpfer zu danken, daß sie noch lebe. Ihr Kleid war schwer vor Sand. Sie ging jetzt langsam der Freundin nach und gewahrte es, daß sie das Tuch nicht mehr über dem Auge hatte, das

Bündel mit den Nahrungsresten nicht mehr an den Arm gebunden und das eiserne Beil nicht mehr in der Hand trug. Während sie nach diesen Dingen ausblickte, hörte sie von der Freundin halblaut ihren Namen aussprechen. Juliana stand etliche Schritte vor dem Ahorn, und als auch die Maria ankam, standen sie Beide dort und gingen nicht zu dem Baume.

Denn unter dem Ahornbaume, hart am Stamme, saß auf den Hinterfüßen und mit strammgestemmten Vorderfüßen ein unheimlicher Geselle. Es war einer der größten seiner Art. Anfangs hatte Juliana nur die zwei grünen Lichter gesehen, bald auch den Kopf, in dem sie staken und in dessen Schnauze lange scharfe Zähne blinkten. Erst allmählich tauchte aus der Dunkelheit die ganze Gestalt auf, und nun sahen sie, daß von dem alten Baume, den sie zu ihrer Nachtherberge wählen wollten, bereits der Wolf Besitz ergriffen hatte. Der saß ganz ruhig da, fünf oder sechs Schritte vor den Ankömmlingen, und wollte einmal abwarten, was diese beginnen würden. Mit hochgehobenem Kopfe funkelte er sie an; die Schnauze leicht geöffnet, mit der schmalen Zunge ein wenig lechzend. Einmal, als Juliana sich bewegte, stieß er ein kurzes Knurren aus und richtete seine Aufmerksamkeit scharf auf die Frauen; er schien gewillt, sie weder an den Baum kommen, noch sie von demselben wieder entfernen zu lassen.

„Maria,“ sagte Juliana leise, „jetzt haben wir ihn.“

Ebenso leise und ruhig versetzte die Maria: „Er hat uns.“

So standen sie da.

„Ich bitte Dich," flüsterte die Maria zur Genossin, „rühr Dich nit. Sei ganz ruhig. Drohe nit mit dem Stock und schrei nit. Ich thu's auch nit. Sobald wir uns bewegen, fährt er los."

„Aber er rührt sich auch nicht," entgegnete Juliana.

„Das ist ja recht, so können wir noch eine Weile athmen."

„Und wie lange sollen wir uns so gegenüberstehen?"

„So lang Gott will," antwortete die Maria.

Sie schwiegen und schauten auf das Thier.

„Das ist langweilig," sagte hernach Juliana.

„Wir können auch miteinander plaudern, daß die Zeit vergeht," schlug die Maria vor. „Aber alleweil hübsch ruhig und nit schreien. Sobald er eine Erregung merkt, wird er hungerig. Die Jäger haben es oft erzählt."

„Das wird eine reizende Nacht werden," sagte Juliana.

„Bist Du müde?"

„Nicht im geringsten."

„Mir ist die Müdigkeit auch vergangen," versetzte die Maria.

Sie schwiegen wieder und der Wolf funkelte auf sie her. In dem schrecklichen Leuchten der Augen konnten sie seine Blutgier leicht erkennen. Auch die dämonische Lust sprühte aus ihnen hervor, welche die Bestie empfinden mochte, da sie nun zwei niedliche Menschenmäuslein ohne Wehr und Waffen vor sich sah und an deren Todesangst sich weiden konnte.

„Wir wollen keine Angst haben," sagte Juliana.

„Nein, wir wollen gar keine Angst haben,“ stimmte die Maria bei.

„Es ist ein schönes Thier,“ sagte Juliana.

„Ich habe draußen in Friedau einmal einen ausgestopften Wolf gesehen, der war noch schöner.“ So versetzte darauf die Maria.

Sie schwiegen. Das Thier schaute unverwandt auf sie und lechzte. Vom abendlichen Himmel rieselte zart und fein der Regen.

„Ich glaube,“ sagte Juliana und ihre Stimme zitterte ein wenig, „wir werden dem Zustande doch ein Ende machen müssen.“

„Um Gotteswillen, bleib' ruhig!“ flehte die Maria in einem erheuchelten Tone der Gleichgiltigkeit, „Du laufst nit drei Schritt, so bist unter seinen Pfoten.“

„Das Laufen fällt mir auch gar nicht ein,“ versetzte Juliana. „Ich will ihn nur reizen und während er auf mich losfährt, schlägst Du ihm das Beil in den Leib.“

„Das Beil hab ich nit mehr,“ antwortete Maria, „bei dem Laufen hab ich's verloren.“

„Macht nichts. So renne ich ihm den Stock in den Rachen,“ sagte Juliana.

„Ich bitte Dich bei der heiligen Jungfrau Maria, sei still!“ flehte die Förstersfrau. Ihr war, als müsse das Thier jedes Wort verstehen. Aufmerksam genug hörte es zu und zuckte manchmal mit den spitzen Ohren.

„Genachtmahlt scheint er noch nicht zu haben,“ sagte Juliana.

„Es ist ihm an uns gelegen,“ versetzte die Maria, „sonst wäre er schon fort. Unser Plaudern wird ihn nicht unterhalten, denk ich. Wenn sich so Einer einmal so lang bei Menschen aufhält, wird's ihm Ernst sein.“

Dann wieder ein Weilchen Stille, daß man das Tropfen von den Bäumen hören konnte.

„Mit diesem Fürstengeschlecht —“ murmelte endlich Juliana. — Da sie nicht weiter redete, so fragte die Maria, was sie meine?

„Mit diesem Fürstengeschlecht nimmt es ein merkwürdiges Ende,“ sagte Juliana wie im Traume vor sich hin.

Die Maria schwieg.

„Mein Hochmuth war grenzenlos,“ sprach Juliana stets mit leiser Stimme.

„Ich vertraue auf die Mutter Gottes,“ sagte die Maria.

„Eine große Herrscherin wollte ich sein,“ fuhr Juliana fort. „Mein Volk wollte ich erheben. Und bin ihm vorangegangen mit dem Beispiele, Unschuldige zu tödten.“

„Aber es muß ein Mirakel geschehen,“ sagte die Maria für sich, denn Beider Gedanken gingen nun gesonderte Wege.

„Und als es mich verdroß, bin ich wie fahnenflüchtig davongelaufen.“

Die Maria that einen tiefen Athemzug.

Der Wolf schien sich höher emporrichten zu wollen und schlug nun ein paarmal seinen buschigen Schweif an den Baumstamm.

„Wie haltlos und schutzlos ist das Weib, wenn es allein steht auf der Welt!“ sprach Juliana.

„Nit so laut!“ flüsterte die Maria, denn sie vermeinte immer, durch schallende Ausrufe das Thier zu reizen.

„Haltlos und schutzlos! Und auf dem Fürstenthron — wie wüsteneinsam! In Uebermuth oder Verzweiflung — ich weiß es nicht — in diese Wildniß gerast, in diese furchtbare Wildniß!“

Der Wolf knurrte. Die Frauen schwiegen, standen bewegungslos da und zitterten. Es wurde immer dunkler.

Nach einer Weile sagte Juliana, ihre Hand auf die Brust gepreßt: „Noch kein Glück gesehen und schon sterben müssen!“

„Ist der Mensch glücklich, so stirbt er auch nit gern,“ sagte die Förstersfrau.

„Maria!“ stieß Juliana hervor mit einem schreienden Hauch.

Das Best knurrte.

„Er wird ungeduldig,“ sagte die Maria.

„Mir war nichts genug,“ sprach Juliana, „und jetzt — jetzt wollte ich alles lassen für mein armes, junges Leben.“

„Kannst Du gut laufen, Juliana?“ fragte sie die Maria.

„Was willst Du sagen?“

„Nach den Hütten kann es kaum eine halbe Stunde sein,“ sagte die Maria.

„Großen unbehendigen Bären könnte man vielleicht entkommen, mein Kind, aber Wölfen nicht,“ versetzte Juliana.

„Er wäre aufzuhalten," sagte die Förstersfrau, „Du mußt aber laufen oder auf einen Baum klettern."

„Was soll das, Maria?"

„Eine Weile getraue ich mich, ihn zu beschäftigen."

„Was sind das für Gedanken!"

„Du dürftest aber nicht kindisch sein und Dich dreinmischen wollen," sagte die Maria. „Besser Eins, als Beide."

„Niemals! Niemals!" rief Juliana. „Ich verstehe Dich. Du willst mit dem wilden Thiere ringen und Dich als Beute geben, daß ich entkommen könnte."

„Was wäre das auch," sagte die Maria ruhig.

„Niemals! Niemals!" knirschte Juliana in leidenschaftlicher Erregung und ihre Finger krampften sich zur Faust, als müsse sie die Freundin züchtigen dafür, daß diese sie so tief beschämen wollte.

„Es hat schon Mancher für den Fürsten sein Leben gelassen," fuhr die Förstersfrau fort. „Ich gebe etwas, das ohnehin schon verspielt ist. — Ich beschwöre Dich, Juliana, sei ruhig, Du siehst, wie er sich bäumt. Und wir haben noch was miteinander zu reden. — Meine arme Seel befehl ich Jesum. Meinen Mann und mein Kind . .." Sie sprach nicht weiter.

Als Juliana also die ganze Größe dieses Weibes sah, regte sich in ihr der Stolz des fürstliches Blutes, und zwar so heftig, daß sie darüber fast der Gefahr vergaß. Aber schon die nächste Empfindung war die der Demuth.

„Es geschieht nicht,“ sagte sie weich und innig und konnte ihre Gefühle nicht erschöpfen, „es geschieht nicht, Maria. Wie ich Dich jetzt sehe, das ist mehr, als ein Königreich. Mein Fürstenthum mitsammt seiner Fürstin ist geringer als Du. O, wie schön wäre es auf der Welt, in welcher solche Menschen leben! — Anstatt mir zu zürnen, daß ich Dich von Deinen Angehörigen fortgelockt habe und in dieses Verderben geführt, anstatt mich zu verfluchen, weil ich Dein Unglück geworden, anstatt dessen willst Du Dich opfern, um mich zu retten. — Nein, nie, nie!“

„Fürstin,“ sagte die Maria, als ob sie die leidenschaftlichen Worte gar nicht gehört hätte, „meines Mannes und meines Kindes wirst Du gedenk sein.“

„Hüte Dich!“ rief Juliana, die Freundin am Arm fassend, zurückhaltend und sich selbst auf den Sprung stellend. „Was Du mir gerathen hast, thue es selbst. Rette Dich, Du eines Mannes Weib, Du eines Kindes Mutter. — Mich laß machen, ich bin überflüssig auf der Welt!“

Und so wunderbar spielt manchmal der Menschen Geschick: In demselben Augenblicke, als die beiden Frauen miteinander rangen um das Vorrecht, sich auf den lauernden Wolf zu stürzen in der Absicht, die Freundin zu retten — knallte ein Schuß. Im nächsten Dickicht war er abgefeuert worden; das Thier machte einen wüthenden Sprung nach vorwärts, stieß ein durchdringendes Geheul aus und stürzte zur Erde.

Während der Wolf sich noch röchelnd in seinem Blute wälzte, während das Funkeln seiner Augen verdämmerte,

starrten die beiden Frauen sich an, keine war mächtig, auch nur ein Wort zu sprechen. Endlich sank Juliana zu Boden. Die Maria that einen Hilferuf, denn sie glaubte, auch die Freundin sei vom Schusse getroffen worden. Sie labte mit nassem Gras ihre Stirn, sie rief sie mit den zärtlichsten Namen, allein Juliana gab keine Antwort und kein Lebenszeichen. Die Nacht war eingebrochen; die Maria konnte das Gesicht, das Auge der Freundin nicht mehr sehen. Wohl betastete sie ihr Haupt, ihre Brust, doch entdeckte sie keine Wunde, kein rieselndes Blut.

Nun stand sie auf und rief in den Wald hinaus: „Wer hat geschossen? Wer hat sie erschossen?!"

Da trat ein Mann hervor — die Maria erkannte ihn alsbald wieder, es war der Forstjung. Das Gewehr in der Hand schritt er heran und sagte: „Ich habe nach den funkelnden Augen eines Wolfes geschossen. Wer ist denn da?"

„Wir!" sagte die Maria. „Zwei Frauen sind durch den Wald gegangen und jetzt habt Ihr eine erschossen."

„Wo ist sie?"

„Das Unglück ist über alle Massen groß!" jammerte die Förstersfrau, in ihrem Schoß das Haupt der Fürstin haltend.

Der Mann neigte sich zu dieser und sagte dann: „Todt ist sie nicht. Sie athmet."

Er richtete sie auf, kniend auf dem Boden hielt er ihren Oberkörper im Arm. Die Maria wollte allerhand beginnen, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. „Lasset sie,"

sagte der Mann, „das kommt von selbst. Jetzt wirkt noch der Schreck.“

Endlich bewegte Juliana ihre Hand, an welcher die Maria sie hielt, bewegte ihren Mund und fragte mit unsicherer Stimme, wo sie sei? Die Maria wollte ihr alles auf einmal mittheilen, daß sie im Walde sei, daß sie Beide lebten, daß aber der Wolf erschossen sei, daß sie in den Armen ihres Retters ruhe, daß alles sich zum Guten gewendet habe — allein der Mann gebot ihr Schweigen, bis die Ohnmächtige vollends zu sich gekommen wäre.

„So will ich zu Euch sprechen,“ sagte die Maria, „will Euch bitten um Obdach für die nächste Nacht. Wir sind vom Timerthal herüber, haben uns verirrt und wollen morgen den Rückweg suchen.“

Der Mann antwortete auf all das nicht. Als Juliana wieder auf ihren Füßen stehen konnte, ließ er sie los. Sie schmiegte sich an die Freundin: „Oh, Du bist es! Du noch bei mir. Ich wußte es wohl. — Kalt ist es. Komm, Maria, wir wollen nach Hause . . . .“

Sie will nach Hause . . . .

So war es, daß nun der schöne ernsthafte Mann und Maria die Förstersfrau in der Dunkelheit durch den Wald schritten, und zwischen sich führten sie ein junges, zartes und vor Erregung und Frost zitterndes Weib. Keines sagte ein Wort. Langsam und vorsichtig leitete sie der Mann über Schutt und Sand. Vom Himmel rieselte still und beständig der Regen. Der Mann führte sie zwischen dem Gestämme hindurch; von den

Aesten fielen weniger, aber größere Tropfen, als vom Himmel. Wo Steinklötze waren, da wich der Mann aus, wo Schründe und Gräben und Sümpfe waren, da wich er ihnen aus und geleitete die Frauen sicher bis an den Waldrand, wo die Rodung und die Wiese und die Hütten waren. Wo früher im Gestrüpp das Feuer gewesen, da strich jetzt nur nebelweißer Rauch am Boden hin, weil er in der feuchten Luft nicht emporsteigen konnte.

Sie kamen zur unteren Hütte, die den Gemüsegarten und den Stall hatte. Sie hörten, wie in der Hütte, aus deren Fenster Lichtschein drang, von mehreren Stimmen ein Gebet gesprochen wurde, und sie hörten, wie im Stalle die Ziegen meckerten. An dieser Behausung gingen sie vorüber und stiegen langsam hinan gegen das Blockhaus. Von dem Dache desselben tropfte gleichmäßig der Regen und daneben rieselte der Brunnen. Aus den Fenstern schimmerte kein Lichtschein und tönte kein Gebet. Der Mann führte die Frauen zur Wandbank, die unter dem Dache stand, daß sie sich darauf niederließen. Die Maria hatte auch ihren eigenen Mantel über die Freundin gehüllt und konnte, während der Mann die Thür aufgeschlossen hatte und ins Haus getreten war, nicht satt werden zu fragen, wie sie sich befinde. Julianen war traumhaft zumuthe und sie versicherte, daß ihr wohl sei.

Nach einem Weilchen kam der Mann wieder heraus und führte die Frauen zur Thür hinein. Sie traten durch ein Gelaß mit Feuerherd, auf welchem jetzt eine Flamme

knisterte. Sie kamen in eine größere, wohnlich eingerichtete Stube und durch diese in ein kleines Zimmer mit Bett, Ofen und anderem Zugehör eines Schlafgemaches. Der Mann zündete hier eine Ampel an, wendete sich an die Frauen und sagte: ein besseres Obdach könne er nicht bieten, sie möchten mit diesem Hause fürlieb nehmen. Es würde ein Abendbrot gekocht werden, so einfach und so nahrhaft, wie es eben der große Wald hervorbringe, dann würde in der größeren Stube ein zweites Lager bereitet werden. Sei dieses geschehen, dann würde er ihnen das Haus, welches sonst von Niemandem bewohnt sei, übergeben, daß sie hinter ihm die Thür abschließen und in Frieden ruhen möchten. Sollten sie in der Nacht um das Haus herum etwa Thiere heulen hören, oder einen anderen Lärm der Wildniß vernehmen, so möchten sie darum außer Sorge sein, es sei eine Wacht vorhanden. Am nächsten Tage sollten sie rasten, so lange es in ihrem Belieben stehe, und sich nicht von dem hellen Tage beunruhigen lassen, der in solcher Jahreszeit zu früher Stunde durch die Fugen der Fensterbalken eindringe. Und wären sie frisch und munter und öffneten Fenster und Thür, dann würde er erscheinen und etwaige Wünsche zu erfüllen trachten, so gut es eben sein könne, ob sie nun weiterwandern oder länger in seinem Hause verweilen wollten.

So geschah es denn auch.

Er brachte eine warme Brühe mit Brot und Butter, er bereitete in der Vorstube aus lockerem Dürrgrase und weißer Leinwand die Bettstätte mit Ruhe und Geschicklichkeit,

er gab in wenigen Worten noch über mancherlei Bescheid und entfernte sich dann mit einem kurzen „Gute Nacht". Die Maria verschloß hinter ihm die Thür.

Die Frauen sahen sich allein und kamen erst jetzt dazu, sich zu verwundern über das fast abenteuerliche Glück, welches ihnen geworden war. Sie sprachen über mancherlei, was sie hier umgab und in ihnen das Gefühl der Sicherheit wachrief. An der Wand hingen Werkzeuge, wie man sie zum Holzschlagen, zum Roden, zum Bauen bedarf. Unter Anderem war eine Waffe da, welche für einen Hirschfänger zu lang und für einen Degen zu wuchtig war. Ueber all das sprachen sie, doch über den Mann, der sie im Walde gerettet, aufgelesen und in dieses Haus geführt hatte, sprachen sie kein Wort. Die Maria war nach seinem Benehmen der Zuversicht, daß er sie nicht erkannt habe und nicht erkennen werde, und trotzdem hätte sie tüchtig zu thun, die große Unruhe zu verbergen, welche in ihrer Seele beklemmend und fieberhaft wogte.

„Zu welcher Stunde willst Du morgen davongehen?" fragte sie die Freundin.

„Ich werde morgen gar nicht davongehen," antwortete Juliana. „Ich werde eine Weile hier bleiben und mich ausruhen. Es ist ja sehr schön in diesem Walde."

Die Maria schwieg. In ihrem Haupte jagten sich hastige Gedanken.

Juliana hatte von dem Abendbrote nur wenig genossen, sie wählte sich die kleinere Stube und ging bald zu Bette.

Früher noch reichte sie der treuen Freundin die Hand zu einer ruhsamen Nacht, aber sie vertraute ihr nicht, wie ihr ums Herz war. Ein seltsames Schauern ging durch ihren Leib und ein seltsames Glühen war in ihrem Blute. Es war eine Ahnung in ihr, als beginne in dem märchenhaften Laufe ihres Lebens ein neues Geschick.

Draußen in der finsteren Waldnacht rieselte der Regen.

Am nächsten Morgen schimmerte der helle Tag durch die Spalten des Fensterbalkens herein, und wie mächtig ist ein einziger Lichtstrahl! Die Gegenstände hoben sich deutlich hervor aus der Dämmerung des Gemaches und Juliana kam nach den grausen, friedlosen Traumbildern allmählich zum Bewußtsein, wo sie sich befand. Die Maria mußte wohl noch schlafen und das war an der sonst stets wachsamen Frühaufsteherin fast zu verwundern. Sie mußte ermüdeter gewesen sein, als sie gestern verrathen wollte. Juliana erhob sich und merkte jetzt erst, wie müde und zerschlagen ihre Glieder waren. Sie fühlte sich fast noch erschöpfter, als am Abende zuvor und dachte, daß unter solchen Umständen ein Weiterwandern bedenklich sei, falls sie sich doch entschließen müsse, schon an diesem Tage fortzuziehen. Einstweilen rief sie durch die Thür ihrer Freundin einen guten Morgen zu. Die Maria antwortete nicht. Juliana trat in die Stube hinaus und sah, daß die Genossin nicht mehr in ihrem Bette lag, sondern schon ins Freie gegangen war. Bei einem Fenster stand der Glasflügel und der äußere Balken halb offen, so daß die kühle Luft hereinströmte und das frische sonnige

Grün des Waldes hereinschimmerte in die Stube. Nun bemerkte Juliana, daß auf dem Fensterbrette ein graues Papierstreifchen lag und auf demselben — damit es der Wind nicht wegblase — ein Schlüssel. Das kam ihr schon ein wenig sonderbar vor. Den Schlüssel erkannte sie als zur Hausthür gehörig, die damit von außen abgeschlossen worden war. Auf dem Papier standen von Mariens Hand folgende Worte geschrieben:

„Meine liebe Juliana!

Ich muß eilends fort von diesem Haus, Du kannst Dir denken, warum. Es ist am besten für mich und für Dich. Ich such die Leut und sollt ich sie nit finden, so bin ich morgen mit Gottes Hilf daheim, daß ich Dir wen schicken kann. So kannst nimmer weiter und ich bin auch zu wenig. Wie ich fort bin, hast gut geschlafen und hab Dir ein Kreuz gemacht über's Gesicht. Ich laß Dich mit gutem Gewissen zurück in diesem Haus und so viel Vertrau hab ich zu dem Menschen, daß ich weiß, es kann Dir nix Böses überfahren. Halt mir's um Gotteswillen nit für Uebel, daß ich fortgeh, es kann nit anders sein.

Maria."

Juliana wußte nicht, wie ihr geschah. War sie verrathen?

Mußte es sein, daß die Maria fortging, um Leute zu holen? — Wie wogten Julianens Gedanken! Von Allem

bin ich losgetrennt, wasmich bisher umgeben hat, in einem wilden Walde bin ich, in der Macht eines fremden Mannes bin ich. — Das alles wollte ich nicht fürchten. Was ich aber fürchte — — mein rasend gewordenes Herz.

Drittes Buch.

Martin.





Am rieselnden Brunnen vor dem Blockhause, mitten in den Wildnissen des Schatt, saß Juliana von Edenstein.

Ueber den ruppigen Fichtenwipfeln stieg die Morgensonne auf, sie flimmerte in dem Wasser, das in der Runse rann, sie funkelte in den Thautropfen, die auf den Gräsern zitterten, sie lag in grünen, blauen und rubinenrothen Sternlein auf allen Blättern, an denen Wassertropfen standen. Von den Bäumen tropfte es sachte nieder und die Luft war kühl und klar.

Juliana saß eng in ihren Mantel gehüllt da und wußte nicht, was jetzt werden sollte. Sie konnte keinen rechten Gedanken fassen, noch weniger zu einem Entschlusse kommen. Noch nie in ihrem Leben war sie sich so unschlüssig und ungeschickt vorgekommen, und gleichzeitig so hilflos und so ergeben, so bangend und so glückselig, als zu dieser Morgenstunde im Walde. Das Eine wußte sie, daß sie nicht sagen durfte, wer sie war. Hätte sie nur auch verhehlen können, daß sie ein Weib ist ....

Als sie denn so traumhaft hinausblickte über die Wiese, wo das Arbeiterweib von gestern mit hochaufgeschürztem Rocke nasses Gras schnitt, sah sie von der Rodung her, wo gestern das Feuer gebrannt hatte, einen stattlichen Mann schreiten. Der war schon am Morgen in Hemdärmeln, hatte das Wams nur lose um die Achseln gehangen; sein weites Beinkleid stak von den Knien abwärts in den hohen Stiefeln. Hinter sich schleifte er ein todtes Thier her. Als er auf der Höhung der Matte mit seiner ganzen strammen Schlankheit in den Himmel hineinstand, erschrak Juliana vor der Hünengestalt, die sich aber wieder dem gewöhnlichen Maße nahte, je näher er dem Blockhause kam. Sie erkannte ihren Gastherrn und das todte Thier war ein Wolf, den er hinabzog gegen die untere Hütte.

Bald darauf stieg er zum Blockhause heran, lüftete flüchtig den braunen Lodenhut und fragte leichthin, wie die Frauen geruht hätten?

Jetzt erst konnte sie sein Angesicht recht betrachten. Es war ein frisches, gebräuntes Bauerngesicht mit kastanienbraunem Haar, das gerade mitten über die Stirn herabringelte. Die Gesichtsknochen waren kräftig herausgebildet und unter der ziemlich starken Nase kräuselte sich geschmeidig ein zarter Schnurrbart. Die Stirn war weiß und glatt und schier viereckig, unter derselben ziemlich tief lagen ein paar blaugraue, ernstruhige Augen, in welchen Juliana lautere Treuherzigkeit las. Die Bangniß, welche in dem Weibe gewesen, als er so herangeschritten, war plötzlich ganz vergangen, sie antwortete daher auf seine Frage unbefangen, daß die Rast eine gute

gewesen sei, daß sie bitten müsse um ferneres Obdach, weil sie noch erschöpft wäre von der Wanderung und dem gestrigen Schreck. — Bei sich war sie noch nicht klar gewesen darüber, ob sie bleiben wollte oder nicht, aber die Zunge hatte es kurz gemacht. Dann setzte sie hinzu, daß ihre Freundin schon am frühen Morgen aufgebrochen sei, um aus dem Timerthale Leute zu holen.

„Wozu Leute aus dem Timerthale?" fragte er mit seiner ziemlich tiefen, weichtönenden Stimme. „Ich habe deren auch im Schatt, die Euch begleiten können, wenn Ihr weiter wollet."

„Ich bin aber noch müde," sagte Juliana.

„So ruht und erholt Euch, bis die Försterin zurückkommt."

Juliana stutzte. „Ihr kennt sie?" war ihre Frage.

„Sie ist die Frau des Försters Baumgartner aus dem Scharnthale," antwortete der Mann.

Der Fürstin stieg das Blut in die Wangen. Wenn er die Förstersfrau kennt, warum sollte er nicht auch sie durchschauen? Konnte er nicht gehört haben, daß die Fürstin eine Weile im Forsthause gewohnt? Konnte er nicht den naheliegenden Schluß ziehen? Von den Dummen ist er keiner und in diesem Walde scheint er nicht geboren worden zu sein. — Wenn sie jedoch die Unbefangenheit beobachtete, in der er zu ihr sprach, und in welcher thatsächlich ein bißchen bäuerliche Einfalt zu liegen schien, so glaubte sie sicher sein zu dürfen, daß er keine Ahnung hatte davon, wer sein Gast war.

Nun ging der Mann in das Haus, schritt dann bedächtig hinab zur Hütte und kam mit einem Brette zurück, auf welchem ein Töpfchen Milch, ein Lattichblatt mit Butter, ein Stück Brot und ein Rindenkörbchen mit frischen Erdbeeren war. Und blankes Eßzeug dabei.

„Weil keine Hausfrau da ist," sagte er, „so müsset Ihr mit meiner Aufwartung zufrieden sein."

Was Juliana sonst nicht gewohnt war, sie wog seine Worte, als suche sie in denselben mehr, denn was sie scheinbar sagten. Die Betonung war ihr merkwürdig. Hatte er nicht das Wort „meiner" weniger und das Wort „Ihr" mehr betont, als es im Sinne der Sache gewesen wäre? Dieser Mensch spricht doch so wenig und giebt ihr so viel zu denken.

Nun bereitete er ihr auf dem Holzblock einen Tisch und ermunterte sie mit einer Geste, zuzugreifen.

Ob er nicht auch theilnehme?

Er habe sein Morgenbrot schon verzehrt.

Da sie Milch getrunken und Brot gegessen hatte, er bei ihr saß, ihr schweigend zuschaute, als freue er sich an ihrem Behagen, stellte sie an ihn die Frage, wieso es denn komme, daß hier mitten in dem großen Walde die Ansiedlung sei?

„Weil ich hier rode," antwortete er, „und weil ich hier ein Haus gründen will."

„Seid Ihr vom Walde?" fragte sie.

„Nein," antwortete er.

„Und wieso wollet Ihr Euch nicht in einer fruchtbaren Gegend das Haus gründen?"

„Weil die fruchtbaren Gegenden schon besetzt sind.“

„Und warum habt Ihr Euch gerade diese Wildniß gewählt?“

„Ich liebe die Wildniß.“

„In so jungen Jahren sich vergraben unter Wald?“

„Ich werde mich nicht vergraben,“ sagte er, „ich werde den Wald ausrotten.“

Sie schwieg und aß Erdbeeren. Bald legte sie aber den Löffel weg und fuhr fort zu sprechen: „Ich verstehe Euch. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich es auch so machen. Es steht dem Manne besser an, die Welt urbar zu machen, als sie zu verwüsten.“

Der Gastherr warf einen kurzen, scharfen Blick auf sie. Da sie nichts mehr genoß, hob er das Brett und trug es in das Haus. Sie blickte ihm nach, sein ganzes Wesen war schlicht und natürlich, und doch war es nicht die plumpe Natürlichkeit des Waldmenschen, sondern fast die des gesellschaftlich Gebildeten. Das weckte immer lebhafter ihre Neugierde und als er wieder zur Thür heraustrat, fragte sie ohne Umschweife, ob er von Haus aus ein Bauer sei?

— Sie ist gekommen, um mich auszuforschen, dachte er. Sie soll nichts erfahren, und doch werde ich Wahrheit sagen.

„Mein Großvater war Bauer gewesen,“ sagte er, „mein Vater war es nicht.“

„Und Ihr?“

„Ich habe mancherlei erfahren und gelernt, was nicht des Bauers ist.“

„Vielleicht waret Ihr bei den Soldaten?“ fragte Juliana.

„Förster wollte ich werden,“ lenkte er ab. „Hat mich aber nicht befriedigt; der Stand ist nicht so schön, als er im Buche steht. So erwarb ich mir mit einem kleinen Vermögen ein Stück in diesem Walde, welcher bisher fast herrenlos gewesen ist. Dem Lande gehört er; man baut Städte, wer kümmert sich um entlegene Wälder. Die alte Hütte dort unten fand ich vor, die mag einmal ein Einsiedler oder dergleichen gebaut haben, sie war unbewohnt.“

„Und was wollt Ihr denn weiter, wenn Ihr gerodet habt?“

„Schaffen.“

„Ich möchte auch wissen, wie mein Gastherr mit Namen heißt.“

„Martin,“ antwortete er. „Und was da steht und was ich noch bauen werde, das wird Martinshaus heißen.“

„Darf ich Euch bei Eurem Namen nennen?“ fragte sie.

„Thut es nur, er ist dafür da.“

„Martin, ich danke Euch,“ sagte Juliana aufstehend und ihm die Hand reichend.

Seine schwielige Hand hatte kaum einen Gegendruck, und doch wurde ihr ganz warm bei der Berührung. Blöde war sie nicht und so bemerkte sie nun: „Ich müßte mich eigentlich vor Euch fürchten.“

„Es steht Euch frei,“ antwortete er.

„Aber ich fürchte mich nicht,“ sagte sie.

Seine Miene wurde plötzlich ernst und so blickte er sie an, daß sie ihr Auge niederschlagen mußte.

„Ich vertraue Euch," fuhr sie leise, fast demüthig fort. „Ich bleibe in Eurem Schutz, so lange, bis ich weiter kann."

„Ihr seht, wie wenig ich zu bieten vermag," sagte er. „Wenn es Euch genügt! Nur die Langweile ist zu fürchten."

„Ich bin ja bei Euch," entgegnete sie und erschrak über ihr eigenes Wort.

„Bei mir!" sagte er und hob die Augenbrauen. „Frauen zu ergötzen habe ich nicht gelernt. Und mir bei der Arbeit zuzuschauen, das wird Euch wohl verdrießen."

Jetzt zitterten Julianens Mundwinkel. Es war, als hätte sie etwas sagen wollen und das Wort gewaltsam zurückgedrängt. Sie war zufrieden, daß er sie nicht fragte, wer sie sei, und es war ihr doch nicht recht, daß er es unterließ. Sie hat ihn gefragt. Ist es ihm denn so ganz gleichgiltig, wen er beherbergt und was es mit der jungen Frau für ein Bewandtniß habe, die so abenteuerlich in sein Haus gekommen ist und so vertrauend auf seine Ritterlichkeit baut? — Aber er fragte nicht.

An demselben Vormittage ging Martin über die Rodung in den Wald hinauf. Er hatte die Axt und ein Schußgewehr bei sich. Juliana begleitete ihn. Da war ihr sonderbar zumuthe, als sollte es nicht sein, was sie that, und sie ging doch mit ihm. Sie kamen am Wasserfall vorüber, wo das Bächlein über einen Felsen sprang; Juliana hörte das Rauschen

nicht. Sie gingen einem Steinwall entlang, sie kamen an einen Holzschlag, wo die zwei alten Männer arbeiteten, die gestern unten auf der Rodung gewesen waren. Juliana wollte mit ihrem Begleiter plaudern, theils um aus ihm klug zu werden, theils um ihre Beklemmung zu bannen; aber er war wortkarg. Sie ging hinter ihm her; es kam ihr ungeschickt, lächerlich vor, aber sie ging hinter ihm her. Als sie an die Stelle gekommen waren, wo Martin das Gewehr an den Stamm lehnte und mit der Axt die gefällten Bäume zu entästen begann, setzte sie sich auf einen Baumstock und schaute ihm zu. Eine Stunde oder länger schaute sie ihm unverwandt zu, als ob sie das merkwürdige Kunststück, wie ein Mensch Holz spalte, in ihrem Leben noch nie gesehen hätte. Da trat er einmal an sie heran und sagte: „Anders kann ich Euch die Zeit nun nicht vertreiben. Es ist Werktag."

„Ich bin schon zufrieden," entgegnete Juliana.

„Solltet Ihr zum Hause hinabgehen wollen, so könnt Ihr das Gewehr mit Euch nehmen. Versteht Ihr damit umzugehen?"

„Ist die Gegend unsicher?"

„Ich glaube zwar gestern das letzte Raubthier erlegt zu haben," sagte er, „allein die Waffe ist im Schatt unter allen Umständen ein guter Kamerad."

Sie blieb auf dem Baumstock sitzen und schaute ihm bei seiner Arbeit zu. Sie sah in der regelmäßigen Bewegung die Kraft und Schönheit seiner Glieder. Manchmal leuchtete es warm in ihrem Auge, manchmal rötheten sich ihre Wangen,

denn die Feuersbrunst ihres Herzens wußte sie nicht mehr zu dämpfen.

Um die Mittagszeit führte Martin seinen weiblichen Gast zum Blockhause und bereitete ein Mahl aus Wildpret, Sauerkresse, Brot und Erdbeeren. Das setzte er der fremden Frau vor und machte eine stumme Verbeugung. Er aß dasselbe, aber nicht mit ihr, sondern abseits; sein Blick war wachsam, ob sie etwas wünsche. Dann sprach er manchmal ein heiteres Wort, das ihr wie Sonnenstrahl ins Gemüth ging.

„Martin,“ sagte sie plötzlich, „wenn Ihr in den Wald geht, so werde ich Euch wieder begleiten.“

„Ihr werdet im Hause bleiben und ruhen, damit Eure Leute, wenn sie kommen, Euch finden.“ Also antwortete er und das war so gemessen gesprochen, daß Juliana keine Einwendung wagte.

Martin rief in die Hütte den Namen „Angla“ hinab, worauf das alte Weib erschien. Diesem gab er Aufträge, dann ging er davon, ohne Julianen zu grüßen. Sie blieb in ihrer Stube, warf sich aufs Bett und begann heftig und leidenschaftlich zu schluchzen. „Verworfen! Verworfen!“ stöhnte sie, „verworfen von einem Bauern!“

Später, als sie ruhiger geworden und an die Stelle des Fühlens einigermaßen wieder das Denken getreten war, besann sie sich auf ihre Lage und auf sich selbst. Da kam es plötzlich über sie, als müsse sie davon, als dürfe sie keinen Augenblick länger weilen in der Nähe dieses Menschen. Ein unheimlicher Mann! Die Maria war rechtzeitig geflohen, so wollte auch

sie fort aus der Wildniß, in welche sie sich so muthwillig gestürzt hatte, wollte durch alle Gefahren laufen, um nur dieser einen, der größten zu entfliehen. — Aber als sie aufstand, zitterten ihr die Füße so sehr, daß sie wie ohnmächtig auf das Lager zurücksank.

Als es Abend ward, kam er nicht, wohl aber das Weib, welches am Morgen Gras geschnitten hatte, und brachte Milch und Brot. Mit Befremden sah diese die junge, schöne, abgehärmte Frau, schüttelte den Kopf, und in demselben allerlei Muthmaßungen kraus umher, und ging in ihre Hütte zurück, wo die Greise waren. Dort muthmaßten sie zu Dreien von großen Veränderungen, die bevorstünden im Martinshaus.

Juliana kam sich vor wie eine Gefangene und wieder wie eine Verbannte. In derselben Nacht hielt sie Gericht über ihr Leben. — War sie als Weib nicht makellos? Wer durfte sie verstoßen? Hatte sie das Anrecht auf Liebe nicht? Sollte sie warten, daß sie gewählt werde wie eine Sklavin auf dem Markte? War sie nicht gewohnt und berechtigt, selbst zu wählen und zu herrschen? Steht sie darum mächtig an der Spitze eines Volkes, daß sie eine Knechtin von dessen Vorurtheilen sei? Hat er ihr nicht das Leben gerettet? Wozu? Sie kann Tausenden gebieten: gehorche mir! gieb für mich Dein Gut und Blut! Sollte sie nicht einem Einzigen befehlen dürfen: Liebe mich!

Sie fieberte in einer Leidenschaft, die ihr bisher fremd gewesen, und der sie nun fassungslos hingegeben war. Sie war ganz in dem Banne des Ungeheuers: Liebe, die nur dem Mo-

mente lebt. Mit dem Würmchen an der Angel fängt die Liebe den jungen ahnungslosen Menschen, bohrt den Widerhaken in sein Herz und kümmert sich nicht weiter um sein Verbluten. — Was ist es denn, das mich vor ihn niederwirft? fragte sie sich und wußte keine Antwort. Wie viele schöne, liebenswürdige, geistvolle Männer hat sie gesehen, sie vergehen wie Schatten vor dieser Gestalt, vor dieser Bauernnatur. Nie hatte sie an Liebeszauber glauben wollen, nun mußte sie es wohl.

Als im aufgehenden Morgen die Wände der Stube dämmerten, war ihr Entschluß gefaßt. Sie wird werben. — Sie wird werben. —

Als Juliana in das Freie trat, war ihr leicht und frisch zumuthe. Sie wollte zur Hütte hinabgehen, da begegnete ihr das betagte Weib, Angla geheißen, mit dem Morgenbrot. Juliana fragte, wo Martin sei?

Der sei schon in den Wald gegangen.

„Jetzt merke einmal, meine Liebe, was ich Dir sagen werde," sprach Juliana zum Weibe. „Es kann sein, daß heute Leute kommen und einer fremden Frau nachfragen werden. Sage ihnen, dieselbe habe einen Tag und zwei Nächte lang in diesem Hause gewohnt und sei dann davongegangen. Wohin, das wüßtest Du nicht."

Hierauf reichte sie dem Weibe ein Silberstück und ging hastig anwärts über die Matte.

Dort oben, wo die Rodung zu Rande ist und wo man auf die Hütte und das Blockhaus sehen kann, ohne von unten bemerkt zu werden, ließ sie sich nieder auf das Moos

und lauerte. Sie wußte nun, daß Martin ihr auswich und sie wollte von hier aus erspähen, wann er nach Hause kehre. Sie lag den ganzen Vormittag im Moose, so lange, bis zwischen den Wipfeln die heiße Sonne niederstach; den Mann aber sah sie nicht kommen. Hierauf sättigte sie sich an Waldbeeren und hub an, planlos hin und her zu gehen. „Was kann ich dafür, daß ich den Verstand verloren habe!" sagte sie laut zu sich selbst, „Verliebt! verliebt! O heiliger Gott, wie ist das grauenhaft! Eine verliebte Fürstin! Nicht gewohnt zu dulden, zu warten — und es dennoch müssen! Und den Launen eines fremden Menschen unterworfen sein! Wenn ich mich nenne, wird er vor mir auf den Knien sein, aber statt das Weib zu lieben, wird er der Fürstin huldigen. Es ist ein Wirrsal. — Wenn ich nur erst diese Fürstin aus dem Kopfe hätte, diese thörichte Fürstin mit ihren Ansprüchen. Sie erschwert die Sache. Eine demüthige Magd sein, das führt rascher zu ihm. Ich will ihn unablässig suchen, ich will ihn bitten . . . ."

So strich sie um den ganzen Tag und suchte ihn. Er war nicht in der Rodung und nicht auf der Sandhalde und nicht am Wasserfall und nicht bei den Holzschlägern. Sie ging am langen Wall hin, einer Art natürlicher Mauer, die einst das Eis zusammengeschoben haben soll. Sie kam gegen das Wirrsal des gebrochenen Waldes hin und wendete sich. Sie ging in den todten Grund, wo auf sumpfigem Boden keine Bäume wuchsen, sondern Binsen, Germen, Farren, Lattich und Schilf. Die Gräser waren höher als das Weib, aber

dieses glaubte zwischen dem wilden Gekräute Martin's Spur zu erkennen und wankte weiter, ein armseliges schwankes Gestaltlein, schier verdeckt von Unkraut und Struppwerk. Sie kam zum stillen Wasser, das in einem üppig bewucherten Bachbette dastand, schwarz, tief, unbeweglich, ein schmaler, endlos langer Tümpel. Das todte Wasser war aber voller Leben. Kleine Aale, die vom Wasser aufs Land sprangen, Frösche und Kröten, die vom Gebüsche in den Tümpel hüpften, Schwimmkäfer aller Art zu Tausenden, darüber die sausende Libelle, der schimmernde Falter, in der Sonne radförmig kreisende Mückenschwärme. Manch ein Nagelfischlein schießt aus dem Wasser in die Luft, um die summende Fliege zu erhaschen, und der schwarze Spiegel wirft seine Ringe, wo der Jäger mit der erjagten Beute wieder untergetaucht ist.

Juliana konnte hier nicht weiter, sie kehrte um. Weil aber schon die Sonne untergegangen war, so fand sie die Richtung nicht mehr, von welcher sie gekommen. Sie schritt quer hin durch das hohe Wildgras. Sie erreichte eine Höhung, sah von dieser aus aber nichts als die verschwommenen Strüppe des todten Grundes und die Dunkelheit, die darüber lag. Sie wendete sich nach verschiedenen Seiten und kehrte wieder um, hier, weil ihr die Richtung verfehlt schien, dort, weil sie das wuchernde Schlinggewächse nicht zu überwinden vermochte. Endlich sah sie durch die Büsche ein Licht schimmern. Sie schürzte ihre Kleider noch höher und strebte dem Lichte zu. Sie kam ins Gesumpfe und sank bis über die

Knöchel ein. Und das Licht war verschwunden. Juliana hatte sich auf einen morschenden Holzklotz gestellt und sah von dieser Stelle aus, wie sich aus dem Moorgrunde bläuliche Lichtsäulen erhoben. Anfangs waren deren nur zwei, aber weiterhin standen ihrer auch auf und zuckten in zartem Phosphorschein himmelan. Dazwischen tanzten und hüpften kleine Flämmlein hin und her, flogen zusammen, sprangen wieder auseinander, verloschen plötzlich und tauchten wieder auf. Die Gruppen der Büsche waren ganz schwarz, hatten aber bläulichschimmernde Ränder, wie Heiligenschein. Dort aus finsterem Grund schwebte langsam ein Ring in die Höhe, er war so groß wie eine Baumkrone, war wie aus zartem Nebelstoff, in den das Mondlicht fällt. In der Höhe verschwand er. Da unten standen Germen, deren Blätter grünlichgelb wie Katzenaugen leuchteten. Juliana wollte solchen Erscheinungen nahekommen, aber dann war nichts. Wieder stand sie still und betrachtete mit Grauen das nächtliche Spiel der Sumpfdünste. In der Luft war ein wunderliches Sausen und Sieden, als ob ungeheuere Mückenschwärme zögen, dann wieder ein feines Pfeifen und Winseln, ähnlich, wie es zu hören ist, wenn nasse Holzscheiter im Herdfeuer brennen.

Juliana empfand ein tiefes Schauern. Sie wußte nicht Ruh und Rath, sie dachte daran, daß das Leben des Weibes ohne leitenden Mann eine Wahnfahrt ist, zwischen Irrlichtern hin und von einem zum anderen. Sie wandte ihr Auge zum Himmel, daß sie sich etwa durch bekannte Sternbilder zurecht-

finde. Aber auch der Himmel war aus Rand und Band. Die Sterne standen nicht in ihrer mildleuchtenden, würdevollen Ruhe wie sonst, sie flogen theils in geraden Strichen, theils in weiten Bogen über das Himmelszelt. In Kreuz und Quer streiften sie hin, die einen nach rechts, die anderen nach links, jeder fuhr der Erde zu, und als er ihr nahe zu kommen schien, verlosch er. Anfangs glaubte Juliana, daß das Spiel der Sumpflichter sich am Himmel fortsetze; allmählich erinnerte sie sich, daß zeitweilig, besonders im Spätsommer, große Sternschnuppenfälle vorkämen; sie beruhigte sich umsomehr, als sie sah, daß die eigentlichen Sterne doch noch auf ihrem Platze standen und stehen blieben. Mancher derselben leuchtete so hell, daß man seine Zacken zu sehen vermeinte und zuckte wie ein Licht, in das der Wind bläst. Nach solchen Sternen berechnete sie nun ihre Richtung und kam endlich zurück an den langen Wall, von welchem aus die Sumpfgegend bis zum Urwalde hin zu übersehen war. Sie schaute hinab in die todten Gründe und erstaunte sehr, als sie da unten einen wie im Mondenschein glänzenden See liegen sah. Stellenweise strebte es aus demselben wie blauschimmernder Rauch oder wie ätherische Wasserhosen auf, stellenweise war es, als schwämmen grünlich leuchtende Schifflein hin. Dann tauchten schwefelgelb schimmernde Sterne und Kugeln auf und sanken wieder in den See. Dann lohte dort eine blaue Flamme, lohte hier eine solche, lohten ihrer an allen Enden, und auf einmal war es, als sei der todte Grund ein ungeheuerer Pfuhl, in welchem eitel Spiritus brenne. — Allmählich ging das

phosphorescirende Leuchten in eine graue Dunstschichte über, im Thalkessel lag der Nebel. Am Himmel flogen noch immer die herrlichen Bogen; mancher hinfahrende Stern strahlte so stark, daß um unsere Waldwandlerin die Baumschatten tanzten, im Vereine mit ihrem eigenen.

Als Juliana endlich hinauskam gegen die Rodung, zirpten zu ihren Füßen Grillen. Jetzt athmete sie auf. In den Fenstern des Blockhauses schimmerte Licht.

Sie wollte das Haus in weitem Bogen umgehen und zur Hütte hinabeilen; wie erschrak sie, als sie doch nahe am Fenster stand, das halb geöffnet war und im lauen Nachthauche sachte auf und zu fächelte. Fast schwelgte sie in der Empfindung, daß sie hier im Walde ganz das schlaue, neugierige, lüsterne, vor Allem zitternde und alles wagende natürliche Weib sein konnte. Vorsichtig hatte sie sich ans Fenster gestellt und lugte nun, mit dem Ellbogen an die Wand gestützt, in die Kammer, in welcher sie die vorhergehenden Nächte geruht hatte. Die Thür in die größere Stube hinaus stand offen und durch dieselbe fiel der Lichtschein der draußen stehenden Ampel herein in das dunkle Gemach. Nun trat der Mann durch die Thür; er mußte sich in der Vorstube gewaschen haben, denn eben noch rieb er sich mit einem Linnen Nacken und Brust. Das Beinkleid war durch einen Gürtel über den Lenden lose gebunden. Juliana hielt die Hand vor die Augen und guckte zwischen den Fingern durch auf die schöne Wölbung der Brust, auf die muskelkräftigen Arme, auf die ebenmäßigen Schultern, an deren rechter etwas wie

ein dunkles Mal lag. Jetzt warf er ein schneeweißes Hemd über das Haupt und schmiegte es zurecht an seinem Leibe. So in leichtem Hauskleide begann er mit verschränkten Armen durch die zwei Stuben auf- und abzuschreiten. Juliana konnte ihn nur sehen, wenn er in die dunkle Kammer trat und von dem Lichtstreifen, der durch die Thür fiel, beleuchtet wurde. Und wenn dann die schlanke, lichtbegossene Gestalt im dunklen Raume so dastand, als breche Licht und Glut aus ihr selber hervor, da ging durch das Wesen des Weibes ein heißes Schauern. Jetzt stützte er sich mit einem Arm an die Stufen des Bettes, war lange unbeweglich und sann vor sich hin. — Woran mag er denken? Kann ihm denn etwas Anderes, als seine Holzblöcke im Sinne sein? Hat er einen Kummer? Hat er Langeweile? Fühlt er sein Herz? — Solche Fragen stellte sich Juliana. Die Antwort blieb begraben hinter dem weißen Busen der männlichen Gestalt in der Kammer.

Nun ging er hinaus und kam, in der Hand die Ampel tragend, wieder zurück ins Schlafgemach, wo er die Decke seines Bettes zurückschlug. Er war so schön, daß Juliana halb bewußtlos gegen die Hausthür taumelte. Doch klopfte sie nicht an, sondern wankte vorüber, besann sich und floh hinab zur Hütte.

Dort waren die zwei alten Männer und das Weib Angla. Letzteres band in der Eile die grauen lose gewordenen Haare über den Scheitel hinauf und war hell aufgebracht, als die Fremde erschien. Allsogleich erzählte sie den Aerger, den sie dieser Person wegen auszustehen gehabt habe. Da sei am späten

Mittag der Martin heimgekommen und habe der Frau nachgefragt. Die Frau wäre fortgezogen, habe sie, die Angla, berichtet worauf der Martin fast zornig geworden wäre und ihr Vorwürfe gemacht hätte, daß sie die fremde Frau nicht zurückgehalten. Er wäre dann in den Wald gegangen sie zu suchen, aber unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt, hernach bei übler Laune gewesen, was sonst noch gar nie vorgekommen, seit sie ihm in der Nähe wohne. Das sei aber erst Eins gewesen. Am Nachmittag sei ihr Sohn, der Jakel, von einem Botengang heimgekommen und habe zwei Jägersleute, oder was sie sonst gewesen, mitgebracht, und diese hätten der Frau nachgefragt. Denen habe die Angla auch erzählt, daß sie fortgewandert, wie sie es ja selber anbefohlen. Die Männer wären ganz rathlos gewesen und hätten ihr auch Vorwürfe gemacht. Als die Angla ihnen die Richtung angegeben, welche die Frau muthmaßlich eingeschlagen, seien sie derselben nach eilends davongezogen. Und jetzt sei die Person auf einmal wieder da! Hundsmüde werde sie sein! Einen Wolfshunger werde sie haben! Ein Elend sei es mit so Leuten! Sie solle doch im Gottesnamen niedersitzen und einen Löffel Suppe essen.

Nun war zum Niedersitzen aber weder Stuhl noch Bank da, nur ein großes Moosbündel, hinter welchem auf getrocknetem Haidekraut und Riedgras die zwei alten Männer lagen und schnarchten. Juliana setzte sich auf das Moosbündel und trocknete mit den Aermeln ihres Rockes die Tropfen an der Stirn. Das war heute wieder ein Tag! — Die Angla

schürte glosende Herdkohlen, um die Brühe aufzuwärmen, welche vom Abendbrote übrig geblieben war. Damit sie bei dieser Arbeit Licht hatte, hielt sie zwischen den Zähnen einen Span und brummte dabei unverständliche Worte.

Juliana trank die Brühe aus dem rußigen Topf, dann bat sie um einen Platz zum Ausruhen.

„Laßt Euch der Martin nit ein?“ fragte die Alte schelmisch.

„Ich habe bei ihm keinen Einlaß begehrt,“ antwortete Juliana mit so ernstem Tone, daß die Angla stutzte und hernach begütigend beigab: „Glaub's ja, glaub's ja. Was soll Eins bei den Männern betteln! Wenn man jung ist, kommen sie schon selber.“

„Ich frage nochmals, ob ich hier eine Nachtherberge haben kann?“

„Ueber dem Ziegenstall ist frisches Heu,“ sagte die Alte. „Aber ja. Das soll ich nit vergessen. Es ist erst gut, daß die Frau noch einmal zugesprochen. Da — da hab ich was.“ Sie that mit unbehilflicher Hand ihr Busentuch auseinander und brachte ein stark zerknittertes Papier zum Vorschein. „Mein Jakel hat es mitgebracht. Eine Frau, sagt er, hätt ihm's gegeben und der anderen Frau beim Martinshaus sollt er's zustellen. Das wird schon Euch angehen, da ist es. Weiß nit, was drin steht, weil ich nit lesen kann.“

Sie stellte sich neugierig hin, erwartend, daß ihr die Frau den Brief vorlesen werde. Diese nahm das Papier, löste seine Harzverklebung und sah in Bleistiftschrift die Züge

ihrer Freundin Maria. Die Angla hielt ihr den Leuchtspan, aber die Frau las still.

„Giebt's was Neues?“ fragte die Alte.

Juliana las für sich, die Angla schaute ihr ins Gesicht, als wollte sie aus den Zügen der Lesenden den Inhalt des Briefes ergattern. — Was nur drin stehen muß, dachte die Alte, sie wird ja krebsroth! Nau, man kann sich's denken, was dahinter steckt. Du heiliges Kreuz, sind das Geschichten bei diesem jungen Volk!

Auf dem Papiere stand Folgendes:

„Meine liebe Juliana!

Jetzt hab ich die Männer gefunden und schicke sie sogleich. Zum Glück ist ein Knabe von den Hütten zu Weg, daß sie hinfinden. Kann Dir nit sagen, was ich ausgestanden hab unterwegs, Deinetwegen. Ich hab's zu leicht genommen, daß ich Dich allein gelassen. Hüte Dich vor diesem Menschen, ich sag Dir's! Daß er nit Dein Unglück wird! Ich bin einestheils ja auch deswegen fort. Das ist einer, dem man todtfeind sein muß, oder ihn zum Fressen liebhaben, anders kann man nit. Jesus Maria, es geht mir nix Gutes zu Sinn, wenn Du mir nur wieder im Forsthaus wärest! Diese Tage werd ich mein Lebtag nit vergessen, und die Verantwortung! Wenn ich Dir nur nit gefolgt hätt! So tief in den Schatt hinein! Auf den Knien bitt ich Dich, hüte Dich vor diesem Menschen! Nimm nit Abschied von ihm, geh heimlich fort. Ich verhoff

noch heute mit der Hilf Gottes heimzukommen und schick den Peter entgegen.

Maria Baumgartner."

Juliana verlangte nach dem Heu über dem Ziegenstall. Dort legte sie ihre erschöpften Glieder hin. Sie war müde, aber es kam kein Schlaf. Sie sann und träumte. Unterhalb der Scheune scharrten die wiederkäuenden Ziegen. Stallduft und Heuduft betäubten sie und der Schlaf kam doch nicht. Mehrmals hörte sie das Hin- und Herbewegen der Sprosselleiter, die zu ihr hinaufführte. So rief sie laut, was es gebe?

„Seid Ihr noch wach?" fragte unten die Stimme der Angla. „Ich kann auch nit schlafen, sitz die längste Zeit am Leitersprossel und bin allverzagt."

„Was fehlt Euch?" fragte Juliana hinab.

„Soll ich es sagen?" rief die Alte hinauf. „Gut, weil Ihr mich fragt, so sag ich's. Ihr thut mir so viel derbarmen. Ich kenn mich nit aus mit Euch. Ihr seid kein Bauersmensch und ich laß mir nichts weiß machen. Ihr seid was Besseres. Und es muß ein großes Unglück sein, das Euch in den Schatt gejagt hat. Wetten will ich, es geht Euch so, wie es uns gangen ist. Wenn ich vorhin hart bin gewesen, so thut mir's verzeihen."

Juliana wollte ärgerlich sein über diese Störung, im Grunde aber that ihr das gute Wort wohl. Zudem war es ihr eingefallen, daß das Weib ihretwegen vielleicht keine Schlafstatt habe.

„Wozu sitzet Ihr auf der Leiter?“ rief sie hinab. „Kommt doch herauf, hier ist noch Platz.“

„Vergelt's Gott,“ antwortete das Weib. „Platz ist auch drin bei meinem Alten. Aber ich komm' gern hinauf.“

Sie kletterte die Sprosseln empor und kauerte sich zu den Füßen Julianens ins Heu.

Juliana nahm die Gelegenheit wahr, um etwas über die Geschichte der Ansiedlung und also vielleicht auch über Martin's Persönlichkeit zu erfahren.

„Saget mir einmal,“ fragte sie, „wer sind die Männer, die in der Hütte schlafen?“

„Gehören mein,“ antwortete die Angla.

„Beide?“

„Beide. Der Eine ist mein Bruder, der Andere mein Mann.“

„Wieso seid Ihr in diesem Walde?“

„Wir sind hergekommen.“

„Was kann Euch nur hergeführt haben in die Einöde?“

Die Alte antwortete nicht sogleich. Endlich flüsterte sie: „Man sollte so was nit weiter sagen. Wenn es die Herren erfahren, dann ist es aus mit uns. Die Fürstin ist schlimm in solchen Sachen. Erst kürzlich soll sie Einen haben henken lassen, und er ist unschuldig gewesen, heißt es. Was möcht' erst den Anderen geschehen!“

Das Weib schwieg. Juliana vermuthete hier wichtigen Dingen auf der Spur zu sein und ermunterte die Alte, weiter zu sprechen.

Zögernd antwortete die Angla: „Es wird doch gescheiter sein, wir schlafen.“

„Ich will nicht in Euch dringen,“ sagte Juliana, „jeder Mensch hat sein Geheimniß. Nur wenn Euch etwas drücken sollte — ich bin nicht Euer Feind.“

„So ist es auch nit gemeint gewesen,“ fuhr die alte Angla fort, denn ihrer einmal angelassenen Zunge Einhalt zu thun war ihr doch nicht möglich. „Aber das weiß ich, wenn sie ihn dazumal erwischt hätten, meinen Mann, des Seilers Halstüchel hätten sie ihm heilig umgebunden. 's ist ja ledig nur im Weinrausch gewesen, was bekümmert sich sonst ein Arbeitsmensch um solche Sachen! Mein Mann ist bei der Zielwanger Bretterſäg' in Arbeit gestanden. Bricht am selbigen Tag ein Kamprad, mein Mann muß zum Schmied und tragt ihn der Teufel ins Wirthshaus. Und wie der Bot bei der Thür hereingeht und sagt: Wißt's was Neues, Leut? Den Fürsten haben sie derschossen! haut mein Mann die Faust auf den Tisch und sagt: Guet ischt's! — Sonst nichts und kein Wort nit. Guet ischt's! hat er gesagt. Die Leut haben nit einmal gehört drauf und er selber hat nimmer dran denkt. Zwei Tag drauf suchen ihn die Fanger, wollen ihn packen, weil's heißt, er wär mit dem Mord einverstanden gewesen. So was! Auf die Säg' sind sie kommen und wenn mein Mann nit hinten durch die Radstuben ins Wasser springt, so haben sie ihn. Eilends kommt er heim und hat just noch so viel Athem, zu sagen: Weib, flüchten! flüchten! Ich, zu todt erschrocken, raff ein paar Gewandsachen zusamm und fort. Da ist's uns ein bissel

schlecht gangen, Du Herrgott im Himmel! Im Wald und immer im Wald, wie die Rauber! Einen ganzen Winter lang. Und hören, daß sie uns alleweil noch suchen. Schon ganz in Verzweiflung, und mein Mann sagt: Wie ein solches Leben, lieber henken! Und will sich selber stellen. Sauschwanm! schrei ich, und bin aufgebracht gewesen, daß er mich und sein Kind so wollt in Unehr bringen. Guet ischt's! sagt er und macht eine Faust, da bin ich still gewesen. Ist ein harber Mensch, setzt er sich was in den Kopf, und selbst wenn es das Gehenktwerden ist, er bleibt dabei. Begegnet uns — in der Steinschlucht hinter dem Wolfgangberg drüben ist's — ein Mensch, ein junger, stockfremder Mensch, den reden wir an um ein Stück Brot, wenn er eins hätt, denn ich bin vor Mattigkeit schon zum Versterben. Und erzählen ihm unser Unglück. Da schaut er uns an und fragt, ob wir mit ihm gehen wollten, er ginge in den Schatt. Eine Rauberbande! ruft mein Mann unbesinnt aus, mir auch recht, 's geht auf Ein Henken. Das nit, sagt der Fremde. Im Schatt hab ich mir ein Stück Grund erworben, das will ich roden und dazu brauch ich Leut. Guet ischt's! sagt mein Mann, sind nachher mit dem Fremden. Der ist seitdem unser Herr, der Martin. In späterer Weil bin ich auch unsern Buben holen gegangen, der bei einem Bauern ist gewesen, und mein Bruder ist auch mit mir kommen. Dem ist's noch nirgends gut ergangen, und schlechter als schlecht, sagt er, kann's im Wald auch nit sein. — So, geschwatzt hab ich."

Damit schloß die Alte ihre Erzählung und wischte sich säuberlich den Mund wie nach einem Leckerbissen. Jetzt wollten aber auch die Ohren etwas haben: „Sollte bei Euch auch etwas sein," flüsterte sie Julianen zu, „weil Ihr in den Schatt gekommen seid? mögt es wohl sagen, bei uns geschieht Euch nichts."

Juliana schwieg.

„Wenn ich rathen müßt, wer Ihr seid" — bemerkte die Angla.

„Nun?" fragte Juliana.

„Dem Gewand nach für eine Wildkräutlerin, dem Gesicht nach für ein Stadtfräulein und der Sprach nach für eine Zigeunerin. Zu verwundern ist's nur, daß ich mich vor Euch nit fürchten thu', weil ich sonst doch so fürchtig bin vor fremden Leuten."

„Wie lange ist der Martin schon im Schatt?" fragte Juliana.

„Das ist gewiß ein Jahr oder länger, wir haben einen schlechten Kalender." So antwortete die Alte.

„Ist er seither nie fortgewesen?"

„Er geht nit fort."

„Und ist nie Jemand da gewesen, der ihn besucht hätte?"

„Mein Gott, wer denn! Er hat Niemanden, so viel ich weiß. Seine Eltern sind nit mehr. Einen Bruder soll er gehabt haben, der ist als Soldat gestorben."

„Und Weib und Kind?" fragte Juliana mit Beklommenheit.

Die Alte stutzte. „So viel fragen!“ murmelte sie. „Jesus Maria, wenn ich zu viel schwatze! Er ist unser Wohlthäter. „Beten,“ sagte sie schläferig, — „für ihn beten. Jeden Abend vor — dem Einschlafen. Vater unser der Du bist — im Himmel —“ Das Gebet ging in ein unverständliches Lallen über — die Alte schlief.

— Und Weib und Kind? Die Frage blieb eine schwebende. Auch Juliana schlief ein, aber aus der bangenden Seele stiegen grausige Traumbilder.

— Auf Schloß Johanneslust im nächtlichen Schlafgemach klirrten die Fenster. Die ganze Residenz war ein Glutmeer, über welchem der wirbelnde Rauch sich massig wölbte zu einem ungeheuren Ofen. Ein wahnsinnig wildes Wehegeschrei und dazwischen das wiehernde Johlen frecher Banden. Noch hatten die Glocken Sturm geläutet, nun waren sie stumm, die Thürme stürzten und aus ihren Trümmern stoben die Funken zum Himmel wie feurige Ruthen. Ein glühender Qualm schlug zu den Fenstern herein und in dem Augenblicke, als auch das stolze Johanneslust zusammenbrach, rief Juliana stöhnend: „Martin! Hilfe!“ Von diesem Schrei erwachte sie. Auf ihrer Stirn stand der kalte Angstschweiß.

— Was sind das für Erscheinungen? fragte sie sich heftig klopfenden Herzens. Und da fiel ihr das Wort des alten Nikolaus Abraham ein: An dem Körper der Menschheit wuchern manchmal Auswüchse und Geschwüre, welche nicht anders zu heilen sind, als durch Schneiden und Brennen! — Sollte es auch mit uns so weit sein? — Noch gruben

im Haupte der jungen Fürstin solche Gedanken, und draußen zirpten die Heimchen. Da war es mählich wie ein fernes Klingen: Friede! — Das Rieseln des Baches draußen flüsterte: Friede! — Der Athemhauch selbst wurde wie ein zarter Gesang: Friede Dem, der guten Willens ist! —

Juliana war in einen süßen Schlaf gesunken. —

Ueber den Wäldern des Schatt lag eine friedensvolle Sternennacht. Im Blockhause war die Ampel längst verloschen. Martin aber schlief nicht, sondern stand am Fenster und schaute hinaus in den Himmel, wo Schnuppe mit Schnuppe kreuzten. Leuchtend wie Raketenkugeln flogen sie hin, aber jede verlosch, bevor sie zur Erde kam. Es ist ein anderes Feuer, das in den Himmeln glänzt und es ist ein anderes Feuer, das auf Erden im Menschenherzen brennt ....

* * *

Juliana erwachte und mußte sich erst besinnen, wo sie war. Sie konnte einige Stunden, sie konnte hundert Jahre geschlafen haben. Ihr war anders, ihr war leicht und stark zumuthe, lebensfrisch, thatenfroh — fast männlich, wenn sie ein Wort dafür hätte haben müssen. Ueber ihrem Haupte hingen die Dachbretter und zu allen Fugen quoll Tag herein. Die alte Angla war nicht mehr da, aber die Grube im Heu war da, in der sie geschlafen hatte.

Juliana strich die Splitter von ihrem Gewande, von ihrem Haar, und kletterte die Leiter hinab. Als sie im Freien stand, mußte sie die Hand vor ihre Augen halten vor lauter Licht. Und doch schien die Sonne nicht. Der Himmel hatte

eine weißgraue Wolkenschichte und die Baumwipfel der Runde standen in einem ernsten Dunkel da. Juliana hörte einen Gesang, und als sie um die Hütte bog, sah sie, daß dort oben vor dem Blockhause die fünf Menschen — auch der Knabe Jakel dabei — auf großen Steinblöcken saßen und ein Lied sangen. Sie hatten keine hellklingenden Stimmen, sie sangen nicht laut, aber in ruhigem Gleichmaß — es klang beinahe wie ein Orgelchoral.

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom heiligen Gotteslichte,
Zeig zur jungen Tageszeit
Uns Dein strahlend Angesichte
Und vertreib' durch Deine Macht
Uns're Nacht.

Deiner Güte Morgenthau
Fall' auf unser matt Gewissen,
Laß die dürre Lebensau
Himmelssüßen Trost genießen,
Und erquick' uns, Deine Schaar
Immerdar.

Gieb, daß Deiner Liebe Glut
Uns're kalten Werke tödte,
Weck' uns Glaube, Herz und Muth
Hier in Deiner Morgenröthe,
Daß wir, eh' wir gar vergeh'n,
Recht aufsteh'n.

Leucht' uns auch in jener Welt,
Gottes heit're Gnadensonne;
Führ' uns durch dies Zährenfeld
In das Land der seligen Wonne,
Wo die Lust, die uns erhöht,
Nie vergeht."

Juliana war bewegungslos dagestanden, um dem Liede zu lauschen. Nun erinnerte sie sich, daß Sonntag wäre. In diesem Frieden der Natur und im Hochgefühle ihres jungen Lebens, wie sie es ähnlich noch nie gehabt, begann ihr Herz bei dem feierlichen Gesange mitzuklingen.

Die Gruppe der Sänger ward überragt vom Haupte Martin's. Sie horchte auf seiner Stimme reinen Ton und preßte ihre Hand an den stürmischen Busen. Daran knitterte der Brief. Arme, gute Maria!

Als das Lied gesungen war, bedeckten die Männer ihre Häupter und einer der beiden Alten sagte: „Guet ischt's!" Martin winkte dem Knaben Jakel. Das war derselbe, welcher vor mehreren Tagen auf einer Botenwanderung durch den Wald unserer Gesellschaft begegnet war und nichts gewußt hatte.

„Knabe," sagte der Martin zu ihm, „Du sollst auch am Sonntag Deine Ruhe nicht haben, aber Du wirst dafür an einem anderen Tage auf dem Gras liegen, oder auf dem Kopf stehen, oder Himbeeren pflücken, oder den Eichkatzen nachklettern, wie Du willst. Heute lege Brot und Käse in Deinen Ranzen und gehe wieder durch den Wald. Bleibe manchmal stehen, um zu horchen, ob Du Menschen hörst, und rufe manchmal laut nach ihnen. Und wenn Du Jene gefunden hast, die gestern mit Dir hierhergekommen sind, so sage ihnen, sie sollten wieder umkehren gegen das Martinshaus, dort wäre die Frau, die sie suchen. Und dann führe sie."

Der Knabe preßte sein sommersprossiges Gesicht in den Ellbogen und klagte sein Leid in das rauhe Hemd, das er an hatte. Er fürchte sich so sehr vor den fremden Leuten, sie thäten immer fragen und immer fragen und er verstehe die Sprache nicht und wisse nicht zu antworten, und dann schäme er sich.

Martin legte einen ernsten Blick auf den Knaben; da sagte dieser nichts mehr, sondern rüstete sich zu seiner neuen Waldwanderung.

Juliana hatte es gehört. Als sie sah, daß Martin sie bemerkt hatte und auf sie zuschritt, ging sie ihm entgegen. Heute, in seinem Sonntagsgewande, sah er noch schlanker und strammer aus als sonst. Dieses Sonntagsgewand unterschied sich nicht weiter von dem, in welchem ihn Juliana das erstemal gesehen hatte, als daß es von frischerer Farbe war und sich etwas enger an den Leib schmiegte. Um den breitkrempigen Hut war eine grüne Schnur zweimal gewunden, in derselben stak eine braune Hahnenfeder. Als sie sich nahe kamen, lüftete er leicht den Hut und sagte: „Ihr seid wieder da?"

„Ja," antwortete Juliana. Fast wie Trotz lag's in dem Wörtchen.

„Ihr bedenket nicht die Verantwortung, welcher Ihr uns aussetzt," sagte er und sein Auge zuckte ein wenig. „Ihr seid in den Schatt gereist und ich habe Euch Obdach geboten, ohne nach Euren Absichten zu fragen. Ihr seid davongegangen, ohne mich dessen zu verständigen und Ihr seid wieder

gekommen, nachdem man Euch hier vergeblich gesucht hat. Saget doch, was Ihr hier wünschet, daß wir Euch dienen können."

Wie eine steinerne Bildsäule, so stand Juliana nun da, und fast so blaß war ihr Angesicht.

Martin hatte sich gewendet und schritt dem Blockhause zu. Als sie der Starrniß sich entwunden hatte, eilte sie ihm nach. In der Stube seines Hauses holte sie ihn ein. Er saß an der Tischecke; ihren Körper zog es so hin, als müsse er vor dem Mann auf die Knie sinken, doch etwas, wie eine unsichtbare Hand riß sie empor, und sie stand aufrecht. Aufrecht, blaß, äußerlich ruhig stand Juliana vor Martin und sprach nun mit umflorter Stimme folgendes:

„Martin! Ihr wollet wissen, was ich hier wünsche. Ich erinnere Euch, daß Ihr selbst vorgeschlagen und gestattet habt, mich in Eurem Hause auszuruhen, bis ich mich zu weiterer Wanderung erholt hätte. Wer bin ich denn, daß Ihr mich plötzlich von Euch stoßen wollet? Was habe ich gethan? Ich bin ein Weib, das hier schutzlos steht."

„Ihr seid von Eueren Führern und Beschützern gewichen," unterbrach sie Martin.

„Ich bin ihnen ausgewichen," antwortete Juliana, „weil ich noch hier bleiben will, weil ich den Wald und seine Einsamkeit gesucht habe, weil ich krank bin und nur hier gesund werden kann, weil ich einen Menschen hier gefunden habe, von dem ich nimmer gehe."

Martin war aufgestanden.

Blaß bis in den Mund hinein und leise in allen Muskeln bebend, fuhr Juliana fort: „Denket von mir was Ihr wollt, Martin, ich weiß selbst nicht mehr, wie ich bin. Ich weiß nicht, wer es mir angethan hat, daß ich mich so demüthigen muß. Es ist aber nicht Demuth, es ist Stolz. Ich bin ein Weib, welches seinen Werth schätzt und nicht warten will, was Andere über selbes beschließen. Ich habe Werber gesehen, aber keinen Mann. Ich will lieben, wie ein freier Mensch, und auch so geliebt sein. Es ist Stolz, es ist Selbstbestimmung. Dich liebe ich, Martin, und Keinen sonst, so lange ich lebe, und jetzt frage ich Dich, ob Du mein Gefährte sein kannst?"

Mit flammendem Auge blickte sie auf ihn. Er rührte sich nicht. Sie standen sich gegenüber fast trotzig wie zwei Gegner. Endlich schlug der Mann sein Auge auf, es hatte einen feuchten Glanz. Von der Tischplatte hob er langsam seinen Arm und ließ ihn wieder darauf niedersinken.

Sie faltete vor ihm die Hände und fuhr fort: „Martin! Ich mache Dich reich! Ich mache Dich mächtig! Ich gebe Dir alle Ehren der Welt. Das ist nichts, ich weiß es, das wiegt Deinen Werth nicht. So schenke Dich mir! Schenke Dich dem Weibe, das Dich liebt, wie Keine mehr auf Erden Dich so kann lieben. Martin, nimm mich! Nimm mich an!"

Jetzt schwieg sie und schaute ihn an — fast majestätisch in ihrer Demuth.

Martin hob sein Haupt und sprach: „Weib, in diesem Augenblicke hast Du viele Hüllen von Dir geworfen. In

Deiner Natur stehst Du vor mir. Du bist schön. Du bist begehrenswerth. Ich habe kein Weib gesehen, das Dir gleichzustellen wäre."

„Martin!" rief sie fast jauchzend und wollte ihm um den Hals fallen. Er wehrte ab. Rasch wandte er sich und wollte fort, sie erhaschte seinen Arm.

„Laßt mich!" sprach er fast barsch, „es ist schon viel zu viel gesagt worden zwischen uns. Es ist nichts. Ein Mann nimmt Euch nicht."

Juliana trat einen Schritt zurück und fragte mit ganz heiserer Stimme: „Warum?"

„Euer Gemahl kann kein Mann sein," sagte Martin. „Der Mann wird nicht blos der Gatte seines Weibes, er wird auch dessen Oberhaupt sein. Der Gemahl einer regierenden Fürstin kann das nie und nimmer sein."

„Erkannt? Erkannt bin ich?" rief Juliana.

„Fürstin, ich sah Euch zweimal," sprach Martin. „Das erstemal, als Ihr von Eurem Landsitze in die Residenz eingezogen seid, das zweitemal bei der Krönung."

„Ihr kanntet mich und habt Euch verstellt!" rief sie zornig.

„Ich kannte Euch, das war nicht zu ändern. Ihr wolltet nicht erkannt sein, ich achtete Euren Willen."

„So stehe ich als Abenteurerin vor Euch! Nun begreife ich."

Drei Schritte voneinander standen sie, Jedes wie festgebannt auf seinem Fleck. Nach einem Weilchen sagte Martin: „Ist es mir erlaubt, noch ein Wort zu sprechen?"

„Redet, redet!" stieß sie leidenschaftlich erregt heraus.

Martin drückte die Thür, die bisher nur halb angelehnt gewesen war, ins Schloß, dann ging er einmal die Stube auf und ab, fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirne und sprach: „Ich habe von unserer jungen Fürstin manches Gute gehört. Aber wie ich sie heute sehe, das macht sie mir erst werth und groß. Es ist der Mensch. Die Unnatur des Hofes hat sie nicht entmarken können. Das Weib auf dem Throne pflegt sich zu entweiben und weil sie kein Mann sein kann, wird sie ein Tyrann. Entweibte Weiber wie entmannte Männer sind entmenschte Menschen. Bei Euch gelang es bisher nicht. Fürstin! Ihr verdientet ein besseres Los, als Fürstin zu sein!"

„Wenn —" Sie sprach das eine Wort und blieb stecken. Er blickte sie fragend an.

„Wenn ich Dich zum Fürsten mache!" stieß Juliana heraus.

„Das könnt Ihr?" versetzte er. „Und wenn Ihr es könntet! Wer nähme es an?"

„— ablehnen?" hauchte sie.

„Sollte ich einen Stand verlassen, der mir lieb geworden ist, in dem ich etwas leisten kann, und einen annehmen, den ich nicht will, den ich hasse?"

„Hassen?"

„Kein Mensch kann das Herrscherthum ganz erfüllen," fuhr Martin fort, um durch kluge Worte seine wilden Gefühle zu verdecken. „Im Gegentheile, Jeder, der zu Glanz und Macht erhöht ist, läuft Gefahr, als Mensch kleiner zu

werden. Der muß ein starkes Herz haben, der mitten in Kriecherei und Wohldienerei, die ihn überall umgiebt und verfolgt, die Menschen nicht verachten lernt."

„Wie sehr hast Du recht," sagte Juliana. „Doch, der Fürst ist selbst daran schuld, wenn er die Schmeichler an sich zieht und die treuen Männer meidet. Er kann's besser haben. Alles, was im Reiche edel, groß und schön ist, kann er versammeln um sich und sein Leben herrlich schmücken. Martin, verachte die Krone nicht."

„Ein Mann darf selbst einer Krone willen nicht abweichen von seinem Wege," sagte Martin gemessen.

„Der Mann auf dem Throne," versetzte sie, „ist der elendeste Sklave, wenn er thöricht, der freieste Mensch, wenn er klug und der größte Held, wenn er sittlich ist."

„Die gewöhnlichen Sittlichkeitsbegriffe nützen Euch auf dem Throne nichts," sagte Martin. „Fürstentugenden sind nicht mit dem Gewissen des Volkes zu messen. Es giebt Sünden, die bei den Fürsten als Tugend gelten, und Tugenden, die bei ihnen zum Laster werden. Also ist ein unüberbrückbarer Abgrund ...."

Juliana erstaunte ob der Sprache, die dieser Mann führte.

„Deine Worte zeigen mir nur," sagte sie, „daß Deine Seele groß genug ist für den Thron."

Martin zuckte die Achseln und sagte: „Ein Thron hat nicht Raum für Zwei. Er ist eng wie ein Sarg."

Nach einer Weile entgegnete Juliana: „Wirst Du nicht einmal müde werden der körperlichen Arbeit?"

„Niemals. Arbeit ist die beste Erholung von der Last des Lebens.“

„Welch eine gesunde Natur!“ sagte Juliana wie für sich, „und vergißt die Liebe.“

„Die Liebe läßt sich nicht vergessen,“ sagte Martin, „und ihre Wege sind die kürzesten. — Wir sind Mann und Weib,“ setzte er leise bei.

„Und wollte mit Dir im Himmel und auf Erden nichts Anderes sein!“ sprach sie ebenso leise,, und über ihr Antlitz ging ein Gluthauch.

Er trat ihr einen Schritt näher, sie wich einen Schritt zurück und hauchte in fieberhafter Hast die folgenden Worte: „Nicht um eine Stunde flehe ich, sondern um ein Leben. Martin, geh' mit mir. Auch ich hatte mich einst gesträubt, als die Gesandten auf meinen Landsitz kamen, um mich abzuholen. Erst später habe ich gesehen, wie viel der redliche Mensch bedeutet an mächtiger Stelle, die sonst leicht der Gewissenlose einnehmen könnte. Die Krone ist ein Zauberring. Wirft ihn der Gute von sich, so kann ihn der Böse ergreifen. Das bedenke. Lasse nach der Satzung mich Fürstin sein, die Du regierest, Martin!“

„Ihr sinnet ein Märchen,“ sagte Martin.

„Ja, Freund, es ist ein Märchen, daß Du den Wald verlassen wirst und zu mir auf den Fürstenthron steigst. Aber sage, was wäre nicht ein Märchen auf dieser Welt! Ist es der König nicht? Der Bettelmann nicht? In einem Lande, an einem Tage so viel Pracht und Elend, ist das kein

Märchen? Ist's der grüne Wald nicht? Ist's die Liebe nicht? Zum Unding wird das Märchen erst, wenn die Fürstin einsam verschmachtet im Palaste. — Martin, laß' mich nicht vergehen, komm mit mir . . . ."

Sie sank vor ihm aufs Knie, er hob sie rasch auf und sprach: „Fürstin, Euch bethört die Liebe. Es ist ja unmöglich ganz und gar, was Ihr sinnet. Ich bin nichts als Bürger und habe mich dem Bauernstand ergeben. Nach fünfhundert Jahren fragt wieder an, ob regierende Fürstinnen solche Männer freien dürfen."

„Ich frage nicht nach fünfhundert Jahren und nicht heute," sagte sie mit fester Entschiedenheit. „Ich übe mein menschliches Recht. Ich will nur wissen, ob Du mich liebst."

„Und wenn das wäre?" entgegnete Martin.

„So folge mir!"

„Folgen würde ich Euch nicht. Der Mann geht voraus, wohin Natur, Neigung und Grundsätze ihn rufen; das Weib hat ihm zu folgen."

In Julianens Augen standen Thränen. „Du bist hart, Martin," sagte sie, und das Wort krampfte sich nur schwer hervor.

Martin trat ihr wieder einen Schritt näher und in einem veränderten Tone sprach er zu ihr: „Ich will offenherzig sein, wie Du es bist. Juliana, Du bist mein Schicksal. Du bist mein inneres Schicksal, so lasse mich Dein äußeres sein. Ich folge Deinem Herzen, folge Du meinem Haupte. Ich erwäge Deine Rechte, ich messe Dich nicht nach meiner,

sondern nach Deiner Natur. Und die Deine ist, des Mannes Weib zu sein. Das Weib, es sei eine Magd oder eine Königin, opfert der Liebe Alles."

„Auch Macht und Krone ....?" fragte Juliana mit einem Hauche.

„Auch Macht und Krone," sagte Martin.

Nach einem Augenblicke des Schweigens flüsterte Juliana: „Martin, Du verlangst viel. Bedenke, daß ich nicht allein Weib bin, sondern auch Mensch. Ist Einer von Euch, Ihr starken Männer, stark genug, um dem Glanze, den Ehren und Würden, der Macht, der höchsten Stellung, die der Sterbliche einnehmen kann und für welche Mancher Alles, Alles hingeben möchte, auf einmal zu entsagen? Ist Einer der Starken so stark? Und ein schwaches Weib, ein eitles Weib soll es können?"

Martin schwieg. Sein Schweigen sagte nichts Anderes als: Ein ganzer Mann steht hoch im Preise. Für Alles — billiger ist er nicht zu haben.

Juliana fuhr sich mit den Fingerspitzen der beiden Hände über die Stirn. Sie war verwirrt.

„So sage mir doch, was ich anfangen soll!" rief sie endlich.

„Ich habe es gesagt."

„Alles, was Du willst, ich folge Dir!" mit diesem Rufe brach sie vor ihm zusammen.

Martin sah das Beben ihres Körpers, das sich allmählich löste in ein schweres Schluchzen. Er ließ sich vor ihr nieder

auf ein Knie, legte die rechte Hand auf ihre Achsel und strich mit der linken die Haarsträhne zurück, die ihr wirr über das Gesicht gefallen waren.

„Du armes, liebes Mädchen!“ sagte er und seine Stimme hatte einen weichen, überaus innigen Klang. „Laß das Weinen, es brennt mir ins Herz. Schau mich an mit Deinen süßen Augen. Komm! Hier an meiner Brust, hier ist ein guter Ort für Dich. Komm!“

Plötzlich besann sie sich. Mit Hast stand sie auf und eilte in eine andere Ecke der Stube. Er ging ihr nach. Da faltete sie vor ihm die Hände: „Schütze mich! Ich bin ein Weib, schütze mich vor mir selbst.“

„Ihr habt recht,“ antwortete er, „es gilt nicht die Stunde, es gilt ein Leben.“

„Dieser Wahnsinn! Dieser Wahnsinn!“ hauchte Juliana und hielt mit ihren Händen die Augen zu. „Wenn das Liebe ist! Dann kennen Andere die Liebe nicht, denn sie werden doch nicht wahnsinnig. — Diese Unrast schon seit lange! In den Wald gehetzt, in die Wildniß gehetzt! Und hier habe ich ihn gefunden.“ — Allmählich ließ der Krampf ihrer Empfindung nach. Sie trat an Martin heran, faßte ihn bei der Hand und sagte ganz ruhig: Hier habe ich Dich gefunden. — Du sollst aber nicht ungleich von mir denken, daß ich Dir so muß nachgehen. Schau, dem Einzigen auf der Welt muß man nachgehen. Du bist so, wie ich mir den Mann gedacht habe; nein, Du bist nicht so, Du bist noch herrlicher. Ohne Dich zu finden, hätte ich verkommen müssen. So viele Männer

und kein Mann. Da bin ich irre geworden, ganz irre und habe nimmer gewußt, was ich will und soll. — Kein Fürst wärest Du? Ein Mann der Arbeit im Walde? Und will mir von seiner Liebe nur einen Heller schenken und mich wieder fortschicken? — Martin, so bin ich nicht. Ich will Dich ganz haben, nicht für heute und nicht für morgen — zum Altar mußt Du mit mir!"

„Juliana!"

„Du hast die Thür verschlossen. Oeffne sie!" Diese Worte waren mit Hoheit gesprochen.

„Die Thür habe ich nicht verschlossen," sagte Martin. „Wem frei stand, in mein Haus zu treten, dem steht auch frei, es zu verlassen. Ich habe an Euch die Demuth der Fürstin und den Stolz des Weibes gesehen. Ich achte Euch sehr. Und Ihr werdet mit Achtung vor dem Mann aus dem Volke scheiden."

„Nein," sagte Juliana unter Thränen lächelnd, „scheiden werden wir nicht. Auch Du hast Niemanden außer mich, ich weiß es. Du hast mich lieb, es kann gar nicht anders sein."

In seinem Blicke war die Bestätigung dessen wohl zu sehen. Mit Mühe gelang es ihm, fest und aufrecht zu bleiben. In seinem Herzen stritten wild wie auf einem Schlachtfelde leidenschaftliche Empfindungen, von welchen Juliana keine Ahnung hatte. Liebe und Zorn — und noch andere Dämonen.

„Ich werde jetzt auf kurze Zeit von Dir gehen," sagte Juliana. „Nur will ich Dich etwas fragen."

Er blickte sie an und war der Frage gewärtig.

„Martin," sprach sie, „wenn ich es hingebe ...." Da versagte ihr die Stimme. Nach Athem rang sie und fuhr fort: „Wenn ich es hingebe, was nicht mein ist, und wiederkomme .... Nimmst Du mich dann?"

Er drückte ihre rechte Hand, schaute ihr ernst und gut ins weinende Auge — und schwieg.

„Wir sehen uns bald!" rief sie und verließ rasch das Haus.

— — — — — — — — — — — —

Solches ist vorgefallen an jenem Sonntage im Waldhause des Schatt.

Eine Stunde später sah man die seltsame junge Frau zur Wanderschaft wohlgerüstet die Matte hinangehen. Die Angla saß vor der Hütte neben ihrem Manne und neben ihrem Bruder und sprach unumwunden ihre Ueberzeugung aus, daß es mit dieser Person nicht richtig sei. Dem Strafhause oder dem Irrenhause entsprungen!

„Niemandem entsprungen," sagte der Bruder. „Verliebt. Männern nachlaufen. Er ihr einmal die Seel verschrieben. Mit Blut verschrieben. Nimmer los können. Sein Lebtag nimmer."

„Guet ischt's," bestätigte der Andere.

Bald darauf kam der Jakel heim. Er berichtete, die Männer, nach denen er ausgeschickt worden, drüben in den Unsümpfen gefunden zu haben. Er hätte sie herführen wollen, da sei ihnen hier oben bei den Tannen die junge Frau

begegnet und mit der wollten sie umkehren. Noch säßen sie oben und hätten Wein. Und er, der Jakel, müsse auch wieder mit ihnen, sie hätten ihm einen rothen Ducaten versprochen, und auch daß er heiraten dürfe, wenn er groß sei.

„Den rothen Ducaten nimmst," rieth der Oheim. „Das Andere überlegst Dir noch."

Der Vater Sauschwamm griff an seinen Rücken, nestelte dort die leere Tabaksblase vom Gürtel und hielt sie dem Knaben hin, daß der sie drüben im Scharnthal füllen lassen solle.

„Das braucht's nit!" fuhr die Angla dazwischen und riß ihm die Blase aus der Hand. „Soll Buchenlaub rauchen, wenn's schon genebelt sein muß. Sauschwamm!"

„Guet ischt's!" sagte der Alte.

Vom Blockhause herab kam Martin. Er trug dem Bruder der Angla auf, Nahrungsmittel in einen Sack zu thun, denselben sich auf den Rücken zu binden, zu den Leuten unter den Tannen hinaufzugehen und ihnen ein Wegweiser zu sein bis ins Scharnthal.

„Der Beutel gehört nit Dein!" sagte dieser Bruder, riß der Schwester die Tabaksblase aus der Hand, um sie drüben für den Schwager füllen zu lassen. Der Franziskus Sauschwamm gewahrte diesen Vorgang mit Befriedigung und dachte ganz still bei sich: Guet ischt's! —

Als die Menschen, unter ihnen Juliana, von den Tannen fortzogen, blickte ihnen Martin aus der Ferne nach. — Sie kommt nicht wieder, so sann er. Falsch ist nicht in ihr, allein, tritt sie nur erst wieder in ihren Bannkreis, so wird die

Fürstin das Weib tödten. Sie wird vernünftig sein. Sie kommt nicht wieder. —

Er nahm die Axt, ging hinein in die hintere Rodung und begann einen Baum zu fällen. Besser die Sonntagsruhe zu brechen, als in Thatlosigkeit dem wilden Pochen eines blutenden Herzens zu lauschen.

* * *

Der diesen Begebenheiten folgende Winter verging ereignißlos. Zwei Briefe liegen dem Erzähler vor, die im Laufe desselben geschrieben worden sind und welche auf die Entwickelung der Dinge ein leichtes Streiflicht werfen. Der erste dieser Briefe lautet:

Forsthaus.

Mein liebe Fürstin!

Es ist nit anders und es ist nit anders, ich hab Dich beleidigt. Wie ich dazumal bin heimkommen aus dem Schatt, hab ich Tag und Nacht gewartet auf Dich. Wer nit kommt und nit schreibt, das ist meine Juliana. Jetzt sind zwölf Wochen vorbei und ich hab nimmer schreiben wollen und mir gedacht: Ist auch das vorbei. Ist ein glückseliger Traum gewest. Aber es laßt mir keine Ruh, ich kunnt nit leben und nit sterben, wann ich's nit auf gleich machen wollt. Solche Sachen soll man nie still einschlafen lassen, oft ist nur ein Mißverständniß, das man leicht aufdecken kann. Ich sehe es freilich wohl ein, daß es nit geht bei so einer Frau, mit gemeinen Leuten so sein,

und wann sie's auch zehnmal wollt, denn das weiß ich ja ganz gewiß, daß Du mir gut bleibst. Muß Dir nur noch tausendmal Dank sagen für die Lieb und Ehr zu mir, meinem Mann und Kind. Und Dich kniefällig um Verzeihung bitten. Gefehlt hab ich wohl schwer, daß ich Dich verlassen hab dazumal in der Wildniß. Aber weiß halt nit, was das ist, vor diesem Menschen muß ich schaudern. So habe ich den Kopf verloren.

Alsdann wirst einen Brief bekommen haben, für den ich auch um Verzeihung bitten muß. Was geht's mich an, Du bist ja frei und gescheit und hat Dir Niemand vorzuschreiben, vor wem Du Dich hüten sollst. Ist wohl ein besonderer Mensch und halt ich ihn nit für schlecht. Wirst schon selber gewußt haben, wie Du dran bist. Weil ich gar nichts von Dir gehört, so hab ich heilig gemeint, Du wärst noch im Schatt und wolltest dort allein sein und ist mir zum Weinen gewest — vor Schmerz oder Freud, ich weiß es nit. Und hab's gar nit glauben können, wie ich auf einmal hör, daß Du wieder in Deinem G'schloß bist und regierst. Jetzt hab ich erst gewußt, wie es steht, daß Du auf der Rückreise an unserem Haus vorbeigangen bist und daß es aus ist. So natürlich ist das und kann es gar nit glauben, daß es einmal anders war. Traurig bin ich wohl, aber das Gedenken an die vergangene Zeit geb ich nit her und nit um alles Gut auf der Welt. Ich bleib Dir's und schau aus der Fern in Lieb und Ehrfurcht auf Dich hin und will beten für Dich alle

Morgen und Abend, daß Du glücklich wirst. Mein Mann und mein Franz lassen Dir ehrerbietig die Hand küssen und ich verbleibe, geliebte Fürstin, bis in mein Grab Deine getreue

Maria Baumgartner.

Eine Antwort erwartete die Förstersfrau nicht. Es vergingen Wochen und Wochen. Da kam plötzlich ein Schreiben aus der Residenz, von Edenstein durch einen eigenen Boten ins Forsthaus geschickt. Dieses Schreiben lautete also:

Schloß am Hof.

Es geschieht mir ganz recht, liebste Maria. Dein harter Brief hat mir weh gethan, aber ich verdiene nichts Anderes. Entschuldigen kann ich mich heute nicht, nur davon bitte ich Dich überzeugt zu sein, daß mich Deine schnelle Abreise im Schatt wohl überrascht, aber nicht beleidigt hat. Und der Brief war mir ein neuer Beweis Deines Freundesherzens, dessen es freilich nicht mehr bedarf. Warum ich mich auf der Rückreise nicht bei Dir angemeldet habe, das wirst Du vielleicht später einmal erfahren, einstweilen muß ich es leiden, wenn Du Dir Deinen Theil über mich denkst. Denke, was Du willst, denke das Unmöglichste, nur das nicht, daß ich Deiner vergessen könnte. Du wirst noch alles begreifen.

Mein Aufenthalt in Euren Wäldern ist ein bißchen übel vermerkt worden. Ich glaube es gerne. Dem Hof war's zu viel, mir noch zu wenig. Und Manche wieder — so

dünkt mich fast — hätten nichts dagegen gehabt, wenn ich in den Wäldern verblieben wäre. Es ist eine erregte Zeit und wird immer unheimlicher. Die Menge wünscht Volksherrschaft, für welche sie den Führer von Zeit zu Zeit selber wählen kann. Und ich sehe nicht ein, warum man sich aufdrängen soll. Ich habe gewiß niemals gezittert vor dem Schicksale meines Oheims; von Solchen, die man einschüchtert, bin ich Keine. Wenn ich nur Kraft hätte! Dem ist aber anders, liebe Freundin. Wie Vieles, was ich zum Guten führen wollte, ist zum Schlimmen ausgefallen. Zum Regieren gehört ein Mann, da nützt alles nichts.

Ich sage Dir nur, Maria, es bereiten sich wichtige Dinge vor. Vielleicht kann ich auch einmal so glücklich und im Frieden leben, wie Du. Bleibe mir nur gut. Kinder und Fürstinnen sind manchmal launenhaft und störrisch, man muß Nachsicht mit ihnen haben. Schreibe mir, wie bei Euch der Winter ist, ob im bösen Schatt viel Schnee liegt und sonst was es Neues giebt in Eurer Gegend.

Verlachet mich nicht ob der beiliegenden Kleinigkeit und gedenket manchesmal

Eurer

Juliana.

* * *

Als im nächsten Jahre der Frühsommer kam, ging es lebhaft her bei dem Martinshaus im Schatt.

Wo im vorigen Sommer frische Rodung gewesen war, da grünte jetzt ein Kornfeld; nebenhin, von schmalen Gräben

durchzogen, prangte eine Wiese im üppigsten Blumenflor. Der Waldstreifen weiterhin bis zum Wasserfall war gefällt und an dem verknorrten Tannenforst gegen die Moore hinaus hieben und sägten Holzschläger. Wege wurden angelegt, theils durch Aufschütten von zerschlagenen Steinen, theils durch Bebrückung mit Holz. In die Gegend des Wolfgangberges hin war solchergestalt ein Fußsteig gezogen worden. An der unteren Hütte wurde aus Urwaldstämmen ein Stall mit Scheune und Tenne gebaut. Am Bache unterhalb des Felswändchens, über das er sprang, huben zwei Männer Lehmgrund aus zu einer Mühle. Das Blockhaus erhielt einen Zubau, der viel größer ausfiel als das ursprüngliche Gebäude. Martin leitete alle Arbeiten und legte selbst Hand mit an. Zu den Feierabenden, wenn die Leute in ihrer Hütte kochten oder scherzten, oder im Freien umherlagen und ihre Pfeifen rauchten, saß er in seiner Stube, zeichnete oder schrieb.

Die Stube war noch unvollständig eingerichtet. Ein neuer, festgefügter, aber nach guter alter Zeichnung gebauter Schrank stand da; die übrigen Geräthe waren roh und nur wie für kurze Weile aufgestellt. Mehrere Kisten standen umher, welche Lastthiere durch den Wald geschleppt hatten, aber noch nicht ausgepackt waren. Bücher und Briefschaften lagen da; an der Wand über dem Arbeitstisch hingen in Handzeichnung die Bildnisse von zwei alten, gütig dreinblickenden Menschen.

Manchmal blätterte Martin in alten Notizbüchern aus froher Studentenzeit, als wollte er darin Ersatz suchen für die Einsamkeit, in der er lebte. Welch ein frischer, heißer

Puls war durch dieses Studentenleben gegangen! Welche Ideale! Welch begeisterte Vaterlandsliebe! Welch sonnige Lebenslust und welch glühender Freiheitsdrang! Manche Seite dieser Blätter röthete in Kampflust seine Wangen, manche überschlug er mit Grauen. — Unter denen, an welchen sein Auge einmal mit Wohlgefallen haften blieb, war das Blatt mit der Idylle vom See ... Was nur aus ihr geworden sein mag, daß alle Spur vergangen — alle Spur....

Vorbei. Ein ernstes Schicksal war über ihn gekommen, ein Leben voller Arbeit und Gefahr. Die Ideale waren blaß geworden, bis auf eines — das war roth wie Blut. Es war Vieles anders geworden, als er sich's gedacht. — Endlich ist ihm nichts mehr geblieben, als die stille Freude am ländlichen Schaffen.

In neuesten Tagen hatte er versucht, Fühlung zu gewinnen mit der Welt. Er las manchmal in Büchern und Flugschriften, die der Jakel alle Wochen einmal vom Scharnthal herüberbrachte. Draußen im Lande gingen Dinge vor, die seine volle Theilnahme hatten. Auch war es gelungen, von dem aus politischen Gründen in Beschlag gelegten Vermögen seines Vaters Theile frei zu machen, vermittelst welcher er nun seine Ansiedelung im Schatt so wesentlich zu heben vermochte. Viel näher gingen ihm aber andere Ereignisse, die das Vaterland betrafen und die er aus ganzem Herzen segnete.

Eines Tages, gerade am Pfingstfeste war's, als Martin mit seinen Leuten auf der blühenden Matte versammelt war,

um der Andacht zu pflegen — eine geplante Capelle konnte erst im nächsten Jahre gebaut werden. — Hörte man das Traben von Pferden. Aus dem Dickicht hervor den Waldsteig kamen zwei Reiter und eine Reiterin.

„Lasset es gut sein und begehet das Fest in Fröhlichkeit,“ sagte Martin zu seinen Genossen, dann ging er den Ankömmlingen entgegen, entblößte sein Haupt und reichte der Reiterin die Hand, daß sie vom Rosse steige. Er that das mit großer Gelassenheit, aber seine Augen leuchteten in hellen Freuden. Sie stieg vom Pferde auf den grünen Rasen. Und als sie auf demselben stand, legte sie die beiden Hände in die seinen und sagte: „Nun, Martin, jetzt bin ich da!“

Er beugte sich und küßte ihr die Hand.

Sie schauten sich an und endlich sagte er mit leiser Stimme: „Ich hätte es nicht gedacht.“

Sie blickte ihn fragend an.

„Ich hätte es nicht gedacht, daß Du so groß bist,“ sagte er.

Dann ließ er sie ein wenig allein stehen und gab Anordnung, daß die Reisebegleiter und die Pferde in Hut und Pflege kamen. Und als das geschehen war, nahm er die junge schöne Frau ganz sachte an der Hand und führte sie in sein Haus. Kaum er die Thür hinter sich angelehnt hatte, fiel sie ihm um den Hals und küßte und herzte ihn unter Schluchzen und Jubeln. — „Wie glücklich! Wie glücklich!“ Ein anderes Wort brachte sie kaum hervor.

Martin stand und ließ den Freudenstrom über sich ergehen. Als sie endlich ein wenig ruhiger geworden war, nahm

er das Wort und sagte: „Glücklich bin ich. Du opfertest mir eine Krone.“

„Du weißt es?“ fragte sie.

„Ich sah es. Du hast Kämpfe durchgerungen, bevor es Dir gelang, der goldenen Kette zu entkommen, die weder Dir noch dem Volke zum Heile sein konnte. Du hast tapfer gestritten mit Dir selbst.“

„Gott weiß, es war ein thörichter Kampf,“ sagte Juliana, „wie ich mich nur so lange besinnen konnte, eine solche Last für ein solches Glück hinzugeben!“

„Ehrenvoll hast Du Dich aus dem Handel gezogen,“ sprach Martin, ihre Hand fest in der seinen haltend, „Dein Manifest zu Gunsten der Volksherrschaft ist ein Geschenk an Dein Vaterland, um das Dich noch die Zukunft preisen wird. Ich habe kein Wort, um Dir zu danken.“

„Dank in Worten erwarte ich nicht von Dir,“ versetzte sie.

„Du hast eine beschwerliche Reise gehabt?“

„Wir sind von Edenstein her seit gestern auf dem Wege,“ antwortete sie, „die Nacht haben wir in der Kloberschachhütte zugebracht; heute sind wir seit Früheſtem zu Pferde und nun — nun frage ich den Herrn des Martinshauses, ob ich hier daheim bin?“

„Sei mir willkommen!“ sprach Martin. „Ich wollte, daß ich Dir zuvorgekommen wäre, um in Edenstein Dich zu werben.“

„Mit diesen Worten hast Du geworben.“ Sagte sie. „Freund, wie ich es Dir leicht mache! Und mir ist es recht,

aller Welt zeigen zu können, daß ich für den geliebten Mann ein Fürstenthum hingegeben habe."

„Sie wird es unerhört finden."

„Aber die Klugen werden mir recht geben. — Nur Eins, Martin, wir wollen nicht viele Förmlichkeiten haben — deren bin ich satt — ich habe Dich erwählt zu meinem Manne, und es ist Dein Wille, daß wir beisammen bleiben?"

Sie reichten sich die Hand und das war die Verlobung.

„Doch nur die Verlobung!" sagte sie. „Aber wenn Du willst, kannst Du mir einen Kuß geben." Martin ließ sich dazu nicht lange bitten. Sie beugte ihr Haupt nach rückwärts, er hielt es in seinem Arme, neigte sich und drückte seinen Mund auf den ihren so fest und glühend, daß ihr Hören und Sehen verging.

Als das wiederholt geschehen war und sie sich sachte auseinander gelöst hatten, sagte er zu Juliana: „Wir sind aber noch nicht so weit. — Du bist ein leichtsinniges Weib. Du nimmst einen Bräutigam, ohne, wie mich dünkt, mehr von ihm zu wissen, als daß er eines Doctor der Rechten Sohn ist, selbst ein solcher werden wollte und plötzlich in den Wald ging, um ein Landgut urbar zu machen. Wenn Du nun die Braut eines Räuberhauptmanns wärest!"

Sie schaute ihm einen Augenblick verblüfft ins Gesicht und antwortete: „Das würde an der Sache nichts ändern. Wer Du auch sein magst, Du bist der Mann, den ich liebe."

„Bevor wir am Altare stehen, wird der Priester fragen, ob ich nicht etwa gegen andere Personen Verbindlichkeiten habe?"

„Martin!“ rief Juliana und haſtete mit beiden Händen nach ihm, als ob ſie ihn feſthalten wollte, daß er nicht verſinke in einen Abgrund.

„Der Amtmann wird fragen, ob mein Leben bisher ein unbeſcholtenes geweſen, ob ich nicht etwa brandgeſtiftet oder gemordet habe?“

„Du böſer Mann!“ lachte nun Juliana auf, „in ſo wichtiger Stunde Scherz zu treiben! Du biſt ja mein Vertrauen.“

Er aber war ſehr ernſt und nach einer Weile ſprach er: „Wenn Du alſo mit mir zufrieden biſt, ſo ſagen wir: Gott und Amen. — Und nun wollen wir ſehen, daß wir ein leidliches Eſſen bekommen. Die Sorge um derlei wird mir hoffentlich bald meine Hausfrau abnehmen. Dein Gemach kennſt Du, es ſoll Dir wohlbekommen.“

So iſt zur ſelben Stunde in heiterem Ernſte das Band geflochten worden zwiſchen dieſen zwei Menſchen. Wie die nächſte Zeit verging und das endliche Geſchick ſich vollzog, das ſoll in den folgenden Blättern einfach und treu erzählt werden.

* * *

Das Gemach, welches Juliana im Martinshauſe bewohnte, war genau noch ſo beſtellt, als im Jahre zuvor; nur lag vor dem Bette auf dem Fußboden ein Wolfsfell, deſſen Schnauze ſehr drohend gegen das Kiſſen hin grinſte, auf deſſen wolligen Flaum aber die zarten Füßchen der jungen Frau jeden Morgen

ruhig niederstiegen. In der Vorstube waren der Tisch und die Schränke und andere Einrichtungen, wie sie zur Bequemlichkeit und Schönheit einer Wohnung dienen. An der Ecke stand nun ein großer, braunglasirter Kachelofen, in welchem einmal — da über Nacht Frühlingsreif gefallen war — ein Feuer knisterte.

Martin wohnte in seinem neuen Gelasse. Juliana bekam ihn oft lange nicht zu sehen, da er bei den zahlreichen Arbeitern war und auch mit ihnen speiste, während ihr stets ein besonderes Mahl in ihrer Stube aufgetischt wurde. Fast jeden Tag stand in der Ansiedlung etwas Neues da, war's eine Bretterhütte, war's eine Zimmerung, ein Dachstuhl, eine Brücke, eine Planke oder auch nur eine Bank, auf der man sitzen und dem wachsenden Gehöfte zusehen konnte.

Juliana trug nicht mehr das theils waldbäuerliche, theils phantastische Kleid, wie im Vorjahre, sondern den bequemen und geschmackvollen Anzug einer Städterin, wenn sie auf dem Lande ist. Sie ritt manchmal mit den Männern aus, die sie von Edenstein her mitgenommen hatte, oder sie machte allein kleine Spaziergänge. Einmal des Tages, gewöhnlich gegen Abend, kam Martin zu seiner Braut, um sie zu einem Waldgange einzuladen.

Wie sanft und freundlich floß da ihr Gespräch!

Von der Vergangenheit der Fürstin war selten die Rede, er fragte sie nicht darnach, und ihr schien das recht zu sein. Einmal nur hatte sie vor sich hingeseufzt: „Vergangen ist's, wäre es nur auch vergessen!" — Uebrigens schien sie ganz fertig

zu sein mit der Welt, sie hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen. Das Fürstenthum wurde einstweilen verwaltet durch einen gewählten Rath. Juliana hatte sich vorgenommen, alle Erinnerung so viel als möglich zu ersticken, auf Edenstein so schlicht hinzuleben wie eine Bürgersfrau, im Walde so unwissend zu sein wie eine Hirtin. Die Liebe stand ihr hierin bei. Hätte sie nur immer bei ihm sein können, es wäre vergangen auch vergessen gewesen.

Eines Tages beklagte sie sich auf einer Waldwanderung mit ihm, daß er sie so viel allein lasse.

„Ja, so seid Ihr Frauen," lachte er. „Ihr habt nichts als die Liebe zu thun, wir Männer müssen nebenbei auch einiges Andere besorgen. Jetzt, zum Beispiele, muß ich ein Haus bauen für mein Weib. Ich kann es nicht ertragen, Juliana, daß Du länger dieses Unfertige und Unbehagliche sehen sollst. Wenn das Nest hergestellt ist, mögen wir es uns wohl sein lassen. Vorher heißt es schaffen und wachen, daß alles in voller Richtigkeit gedeihe."

„Gedenkest Du denn immer hier zu bleiben?" fragte Juliana.

Martin antwortete: „Als ich vor zwei Jahren diesen weltentlegenen und doch fruchtfähigen Boden auffand und erwarb, war ich fest entschlossen, dieses Feld für das Wirken meines Lebens zu wählen. Seither hat sich freilich Manches so geändert, daß ich mir in einer milderen und geselligeren Gegend ein Haus gründen könnte; nun aber bin ich mit dieser Scholle bereits verwachsen. Und wir werden hier ja nicht allein bleiben."

Juliana mußte bei diesen letzten Worten ein wenig erröthen.

„Es werden neue Ansiedler kommen," fuhr er fort, „die im Schatt roden, Häuser bauen und die Erde fruchtbar machen. Denn die Welt wird ja doch zu enge und es ist gut, Wildnisse zu reuten und ihren Grund der Menschheit dienstbar zu machen. Wo Menschenhände schaffen, da thut auch die Natur gern das ihre. Ist erst der Urwald geschlagen, so werden manche Sümpfe sich wohl selber trocken legen, und Striche, die dem Feldbau etwa nicht gedeihlich sind, werden ergiebige Wiesenwirthschaft zulassen. Man glaubt es nicht, wie viel Kraft in einem Boden ist, der seit alten Zeiten von moderndem Walde, von verwesenden Pflanzen und Thieren aller Art gedüngt worden. Du hast vor einem Jahre die Früchte meines Gartens doch gesehen. In diesem Sommer werden sie noch üppiger sein."

Sie standen nun auf der Höhung unweit des oberen Wasserfalles und überblickten den ganzen Plan, auf welchem sich der Hof erheben sollte, der freilich für ein nicht sachverständiges Auge jetzt noch zerfahren und regellos schien. Ueberall pochte und hämmerte es, das Scharren der Säge war zu hören, die Leute waren emsig. Zugthiere schleiften klotzige Baumstämme herbei, die behauen oder gespalten wurden, und die Zimmerbäume klangen wie dumpfe Glocken, wenn sie aneinanderprallten. Dort im Oedgart wurde ein neuer doppelschariger Pflug versucht, der erst angekommen war und an welchem ein Knecht sich in den Vortheilen übte, die ihm Martin tagsüber gezeigt hatte.

„Und dort unten also,“ unterwies Martin hier seine Braut, „dort, wo die Hütte steht, wird das Wohnhaus für die Leute werden; es soll an vierundzwanzig Personen fassen. Die Stallungen und Scheunen, die bereits stehen, werden vergrößert. Die Getreidemühle mit dem Backofen und der Badestube soll noch in diesem Herbste fertig sein. Das Blockhaus lasse ich stehen wie es steht, es ist mir ein Heiligthum. Daran schließt sich das Familienhaus, in welches wir hoffentlich noch vor dem Winter einziehen werden. Zwischen dem Familienhause und den Wirthschaftsgebäuden wird ein freier Platz sein; zur Rechten desselben der große Gemüsegarten, an den sich ein Ziergarten schließt, zur Linken eine Baumschule, in welcher ich alle Arten von Gewächsen, die hier fortkommen können, zu versammeln gedenke. Auf diese Baumschule freue ich mich ganz besonders.“

„Wenn Du Dich im Großen mit der Waldpflege abgeben willst, so weiß ich Dir einen tüchtigen Förster,“ so unterbrach ihn Juliana, sie erschrack selbst vor der Bemerkung, da sie sich jetzt erst wieder an das Verhältniß erinnerte, in welchem die Baumgartnerleute zu Martin standen. Zum Glück überhörte er den Einwand und fuhr in der Erklärung seines Planes ruhig fort: „Dort unten hinaus, wo jetzt noch Strupp und Wald ist, werden die Wiesen sein, und die Felder lege ich an jene sonnseitigen Lehnen, die zum Theile schon gerodet sind. Ich will trachten, noch weitere Theile des Waldes zu erwerben. Wenn durch den Schatt erst fahrbare Wege angelegt sind, wird auch die Holzwirthschaft sich lohnen.

Das freut mich alles heute schon. — Ich bin zudem ein bißchen ehrgeizig," schloß er, „und wenn diese Gegend, die bis jetzt mit der verrufenen Wildniß bedeckt gewesen ist, ein blühendes Thal sein und etwa Martinsheim geheißen wird, so werde ich darüber selbst im Grabe noch vergnügt sein."

„Und mein schönes Edenstein wird ganz vergessen?" rief Juliana aus. „Ein prächtiger Wintersitz, Martin, Du solltest ihn nicht verschmähen."

„Zum Schloßherrn werde ich nicht taugen," entgegnete er lächelnd, „zudem wird das Martinsheim auch im Schnee des Hausvaters nicht entbehren können."

„Es giebt auch auf dem Hofe Edenstein viel zu schaffen für den Landwirth," bemerkte sie.

„Es soll nicht verwaisen," sagte Martin. „Stets am nächsten aber wird mir das sein, was ich selbst gegründet und gestaltet habe, und wäre es auch recht bescheiden."

Juliana zerpflückte einen Grashalm und dachte dabei: Nachgeben wird der nicht. Es ist entzückend, wie er eigensinnig ist. Dann sagte sie: „Wie Du willst, Martin, ich werde gerne auch im Winter hier sein."

„Und ich werde gerne manchmal nach Edenstein gehen, wenn es Dir lieb ist," versetzte er, „ich denke, es wird sich etwas aus ihm machen lassen."

Während Martin seiner Braut so die neue Ansiedlung erklärte und deren Zukunft andeutete, hielt er ein Blatt Papier mit dem Plane dieser Ansiedlung in der Hand. Nun war ihm das Blatt zufällig zu Boden gefallen. Es lag auf dem grünen

Moose, und als er darnach langen wollte, flog es wie flüchtend von seiner Hand davon und in die Luft empor, wo es ein paarmal um sich tanzte und dann zu Boden sank.

„Siehst Du das?" fragte Martin. „Es ist lebendig geworden."

Juliana war vor dieser Erscheinung fast erschrocken. Wie kann in der schweren, todtenruhigen Luft ein Blatt Papier aufspringen und in die Höhe fahren gleich einem gescheuchten Vogel!

„Wenn man bedenkt," versetzte Martin sinnend, „daß Alles und Jedes für sich eine Seele hat, durch die es manchmal eigenmächtig lebt und webt, so ist es zu verwundern, daß trotzdem alles im Ganzen dem Willen des Menschen dient. Manchmal widerstrebend zwar und boshaft ihn neckend, wie eben dieses Blatt, aber schließlich doch ein unterthäniger Diener bleibt. Ja, mein lieber Plan, ich habe dich schon wieder!"

Juliana wunderte sich nicht über die Unterthänigkeit eines armseligen Blattes; sie fühlte recht deutlich, wie selbstverständlich und süß es war, dem Herrn der Schöpfung ergeben zu sein. Sie schmiegte sich an seinen Arm und so schritten sie waldeinwärts.

Die Luft war schwül, das Licht düster und Juliana hoffte, sie würden schon ein lauschiges Plätzchen finden, wo sie sich niederlassen und einmal von Wirthschaftsangelegenheiten unbehelligt so recht traulich miteinander plaudern könnten. Es war ihr unfaßlich, daß ein Brautpaar etwas

Anderes sinnen und sagen konnte, als Liebe. Sie sah gar munter und rosig aus, noch weit schöner als im vorigen Sommer, wo sie gehetzt gewesen war von der Unruh des Herzens. Ihr großes Auge war durchdämmert von einem sanften Feuer, das zeitweilig, wenn Martin gerade und fest in dasselbe blickte, fast grell aufloderte wie Herdglut, in die man Oel gießt. Dann zuckte auch leise ihre volle Oberlippe, Gedanken verrathend, die nicht ausgesprochen wurden. Ihr langes Haar hing in zwei gülbenen Flechten über den Nacken hinab; weil aber jeder Reisigzweig, an den sie strich, sich nach diesem Golde ausstreckte und die Maid festhalten wollte, so hob Martin die Flechten und wand sie um das liebe Haupt zu einer Art von Krone.

„Drückt sie?" fragte er.

„Nein, diese nicht," war ihre Antwort.

Der Himmel hatte sich ganz umdunkelt, über allen Wipfeln schwere Stille; es wetterleuchtete. Unsere Wanderer erstiegen eine Anhöhe, von welcher aus weite Waldstrecken zu übersehen waren. Sie begehre weiter nichts zu sehen, versicherte Juliana und suchte in seiner Miene zu lesen, ob er keine Besorgniß eines Gewitters wegen habe. Da er vollkommen ruhig war, suchte auch sie sich zu beruhigen. Sie, die sonst gleichgiltig gewesen gegen derlei, bangte jetzt vor jeder Gefahr. War doch ihr Leben so unermeßlich an Werth gestiegen!

Auf der Höhe lag ein breiter, graubemooster Stein, über welchen zahllose Ameisen aufgeregt hin und her liefen. Martin

brach vom Haselnußstrauch einen Zweig und fächelte die Thierchen zum Erdreich hinab, dann setzten sie sich auf den Stein. Sie legte ihre Hände in den Schoß und er legte in die ihren seine Rechte hinein, daß sie wie in einer weichen Wiege lag.

Juliana hatte sich vorgenommen, heute einmal über die Vergangenheit ihres Bräutigams zu sprechen, es gelüstete ihr doch, von seiner früheren Jugend zu hören und wie er sich bisher gegenüber dem weiblichen Geschlecht verhalten habe. Vor nichts bangt eine Frau mehr als davor, daß sie ihrem Geliebten nicht die Erste sei, und nichts macht ihn in ihren Augen liebenswürdiger und unwiderstehlicher, als die Vorstellung, daß er in der Liebe schon Sieger gewesen.

Es kam aber zu keinem derartigen Gespräche. Sie saßen nebeneinander da und schauten schweigend in das grauenhaft wilde Firmament hinein.

Einen solchen Himmel hatte Juliana noch nicht gesehen. Er war nach allen Seiten hin — so weit das Auge ihn erreichte — vollgedrängt von Wolkenballen, die grau und schwer wie ungeheure Bleiwuchten aneinandergepreßt die Erdscheibe einwölbten. Daß über diesem Gewölbe noch die Sonne stand, wer konnte es glauben! Im Schatt war es so finster, daß Juliana auf dem Antlitze Martin's den Ausdruck der Behaglichkeit, und Martin auf dem ihren den der Angst nicht sehen konnte. Einzelne Wolkenpartien waren im tiefsten Blau, wie klarer Nachthimmel ohne Sterne, andere fast ganz schwarz wie Eisenschlacken. Wenn man mit einem Hammer nach ihnen

hätte schlagen können, sie müßten einen metallenen Schall gegeben haben, so hart und ehern sahen sie sich an. Dabei wogten und wirbelten sie unaufhörlich, und obzwar man das Verwandeln nicht eigentlich vor sich gehen sah, die Verwandlung sah man doch in jedem Augenblicke. Ueber dem fernen Wolfgangberge stand das finsterste Ungeheuer; es war eine gleichmäßig blauschwarze Wucht, die breit und massenhaft gegen den Zenith aufstand, sie hatte blasse, hochgerundete Ränder und in ihrem Spiegel zuckte zuweilen ein mattrother Schein.

„Laß' uns eilen," sagte Juliana endlich, „es naht ein schweres Gewitter!"

„Ist ihm nicht so ernst, als es sich stellt," beruhigte Martin, „es sind alle Bergspitzen frei und die Spechte fliegen hoch über den Wipfeln."

Jetzt war es aber unten in der Thalung zu sehen, als ob aus einzelnen Baumwipfeln mondscheinblaue Lichtsäulen aufstiegen. Sie stiegen sachte empor und verschwanden und schimmerten aufs neue. Weiter hin in der dämmernden Ebene lag ein phosphorglanzblauer Aether. Juliana hatte die Erscheinung ja schon im vorigen Jahre gesehen.

„Alles ist voller Elektricität," bemerkte Martin. „Wir werden am Ende doch ein Schauspiel erleben. Aber Angst wäre thöricht, weil wir hier so sicher sind als anderswo und weil wir nichts dafür und nichts dagegen thun können."

Julianen muthete es fast wunderlich an, daß einmal auch dieser Mann nichts sollte entgegen thun können. Es war ihr

nicht klar, daß in unabänderlichen Gefahren der Mannesmuth „Ergebung" heißt.

Martin's Auge haftete an einer finsteren Wolkenschichte. Dieselbe sandte dort einen lichtweißen Nebelzipf senkrecht nieder, der sich immer mehr schlauchartig verlängerte, bis er auf die waldblaue Ebene stieß. Wie ein ungeheurer Trichter stand die weiße, seltsame Gestalt, die nun auf dem Boden auseinanderfloß, kegelförmig wie niederrieselndes Mehl. In der Luft war ein feines Knattern, wie von einer fernen Feuersbrunst und im Nebeltrichter flog ein Wust von dunklen Körpern auf und nieder und tanzte in demselben.

„Was ist das um Gotteswillen!" rief Juliana.

Martin antwortete nicht sogleich, sondern war versunken im Anschauen des Naturspieles.

„Das ist," sagte er endlich, ohne ein Auge davon abzuwenden, „das ist dieselbe Geschichte, wie vorher mit dem Papierblatt: Wirbelwind. Aus den Wolken ist eine Windhose niedergesprungen, und wie früher das Blatt geflogen ist, so fliegen jetzt dort die Fetzen der zerrissenen Bäume und der aufgewirbelte Sand.

„Das wird größer," sagte Juliana.

„Es saugt die Splitter und die Baumwipfel auf," sprach Martin, „ganze Rasenscherben gräbt es los und schleudert sie empor, Vögel, Hasen und Rehe mit ihnen. Siehst Du, jetzt geht es weiter nach rechts, hintenher bezeichnen die weißen Strünke und entschälten Stämme seinen Weg."

„Es kommt näher!" rief Juliana und barg ihr Haupt an Martin's Brust.

Thatsächlich zog die Windhose sich gegen die Ansiedlung, die so still und scheinbar wohlgeborgen in der Niederung lag. Im Wirbel flogen schraubenförmig allerhand dunkle und weiße Körperchen und plötzlich war es, als springe in demselben ein blinkender Strahl auf. Der Schlauch war an die Tümpel gekommen und sog dort Wasser in seinen luftleeren Raum. Das Knattern währte fort und manchmal war es wie das schmetternde Schnalzen eines Baumstammes, der mitten auseinander gerissen wird.

Die Windhose war licht und wuchtig wie eine Marmorsäule, welche das Gewölbe des Himmels zu tragen hat; man hätte sie für einen festen Körper halten müssen, wenn nicht immer wieder in ihr die fliegenden und tanzenden Punkte der Splitter, Baumwipfel und Erdfetzen zum Vorschein getreten wären.

„Es kommt näher!“ schrie Juliana.

Martin schwieg. Die drückende Luft war noch todtenstill gewesen, allmählich erhob sich ein eigenthümliches Sausen, das immer heftiger ward, während der Nebeltrichter von Secunde zu Secunde sich merklich vergrößerte. — Martin sah im Geiste sein Haus zerrissen in tausend Splittern gegen Himmel fliegen, mitten in einem wirbelnden Staubmeere tanzen und dann in alle Winde sich verstreuen . . .

„Wir werden auch fliegen!“ sagte Juliana und ihr Auge klammerte sich an seinen Mund, als wollte sie ihm ein Nein entreißen.

Aber Martin schwieg.

Jetzt war es, wie das dumpfe Knallen eines Schusses, ein Windstoß hatte ans Ohr geschlagen. In demselben Augenblicke riß der Nebelschlauch in der Mitte, dort wo er am dünnsten war, entzwei. Nun waren zwei Trichter, der eine in den Wolken mit seiner Röhre nach unten, der andere auf der Erde mit seiner Röhre nach oben. Sie gingen auseinander; der auf der Erde wirbelte rasch gegen die Richtung des Wolfgangberges hin, ans Gebirge stoßend löste er sich auf in eine formlose Dunstschichte. Der am Himmel blieb eine Weile unverrückt hängen, dann zersetzte er sich in weiße Fransen und Schaumflocken.

„Es ist vorüber,“ sagte Martin.

Juliana athmete auf, fuhr sich dann mit beiden Händen über das Gesicht und sprach leise: „Die Wildniß ist furchtbar.“

„Ich habe diese Erscheinung heute das erstemal in solcher Größe gesehen,“ bemerkte Martin. „Der Himmel hat starke Arme, mit denen er niedergreifen kann auf die Werke der Menschen. Ich will mich freuen an meiner Schöpfung, wenn es mir gegönnt sein sollte, sie zu vollenden, aber — nie sei der Mensch in Hochmuth stolz auf seine Werke.“

Von der Luft begannen nun Tropfen, Fichtenadeln, Zapfenschuppen, Splitter und Zweige niederzuregnen, und allerlei Staub, selbst Kieselsteinchen fielen. Es fielen Baumrinden, es fiel die Klaue eines Raubvogels, es fielen zerzauste Federn. Das dauerte eine Weile so. Die ganze Luftweite war erfüllt mit einem wogenden Kehricht. Ein bunter Häher flatterte

daher, er flog nicht, sondern flatterte von Wipfel zu Wipfel, von Ast zu Ast, endlich nur mehr auf dem Erdboden heran. Ein Theil seines rechten Flügels war weg; den Menschen waberte es zu, das sonst so scheue, tückische Thier, als könne es nur bei diesen Mitleid finden in solcher wilden, wüthenden Welt.

Als Martin den Vogel fangen wollte, schoß dieser doch ins Gebüsche.

Nun war's, als fahre irgendwo eine Geröllschicht zur Tiefe. Der Hall wiederholte sich in allen Wolken. Das junge Weib begann neuerdings zu zittern. „Es ist vorüber," sagte Martin. Laue Regentropfen fielen zur Erde, die Wolkenmassen schienen sich ineinander zu verschmelzen und die harten Farben lösten sich in ein zarteres Grau. Der Donner rollte ohne zu krachen, von den Blitzen sah man nur den rothen Schein. Das Menschenpaar machte sich auf den Heimweg.

Endlich wurde es Nacht. Kein Lüftchen ging. Der Regenschauer hatte aufgehört, nun hub die Herrlichkeit des Feuers an. Plötzlich schoß ein blendender Blitz auf; es war als ob er aus einem Tannenwipfel gegen Himmel gezuckt hätte. Juliana fuhr mit beiden Händen gegen das Auge, da prasselte schon der Donnerschlag an ihr Ohr. Quer über den Himmel fuhr eine weißlodernde Schlange; erst nach zwei Secunden folgte ihr der Knall. Weiterhin fuhren scharfe Strahlen auf und nieder, so ununterbrochen, daß das Licht nicht auslosch über dem Walde. Jählings ein heißer lodernder Qualm, daß es unserem Menschenpaare den Athem in die Brust zurückstieß und ein Schlag, daß der Boden bebte.

Juliana barg sich immer wieder an der Brust des Mannes und dieser legte seinen Arm um ihren Nacken.

„Gottlob, daß Du bei mir bist," hauchte sie, „allein müßte ich vergehen." Sie fühlte, als ob unter seinem Schutze ihr nichts geschehen könne, sie glaubte an ihn.

Und die Blitze gingen immer auf und nieder über den nächtigen Wald, in Kreuz und Krumm, in Zacken und Speeren. Die Gegend war wie ein grün-blau-rothes Lichtmeer, in welchem die feurigen Schlangen schwammen. Manchmal flammte im Gewölke ein Punkt auf, sternartig, um sofort wieder in sich zu verlöschen. Manchmal zertheilte sich eine Blitzlinie in mehrere Arme und diese zerfaserten sich wieder in zahllose Strählchen, daß es schien, als sause vom Himmel eine riesige vielzweigige Flammenruthe nieder. Andere Blitze fuhren von einer Wolke heraus in die nächste hinein, und ihr rother Wiederschein brannte nach in den Wolkenrändern. Dann wieder flammte das Leuchten fächerartig auf, wie Nordlichtschein über die halbe Himmelsrunde, und es flackerten verlorene Scheine in Wolkenhaufen, langsam auffachend und langsam verlöschend. Die heftigen Donnerschläge waren seltener geworden, hingegen rollte und murrte es am Himmel unaufhörlich, zu hören, wie vom Strande aus der Meeressturm, oder als wären die Wolken ungeheuere Granitmassen, die sich aneinander rieben.

Allmählich verstummte auch dieses hohle Donnern, es war ganz still, nur die Blitze flammten noch und flammten unaufhörlich.

„Nun haben wir's gesehen," sagte Martin, „nun wollen wir vollends nach Hause gehen, bevor die Lichter verlöschen."

Daß auch aus den Haaren ihres Hauptes blaue Flämmchen zuckten — sie wußten es nicht.

*
* *

Nach diesem gewitterschwülen Abende kamen wieder Tage des hellen Sonnenscheins.

Juliana vergaß ihr Fürnehmen, bald nach Edenstein zurückzukehren, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, so sehr sie diese auch herbeisehnte. Sie war fast gelähmt vor Glück, trotzdem es erst sachte herankam. Ja manchmal war es fast, als bange sie vor der Wucht dieser nahenden Glückseligkeit und als habe sie nicht den Muth, sie zu erfassen. Sie saß gern auf der neuen Lärchenbank vor dem Blockhause und sah den Arbeitern zu, unter denen Martin war. Er war stets der Erste und Anschicksamste, mochte er nun bei den Erdarbeiten sein, oder bei den Zimmerungen, oder mochte er im neu aufgerichteten Dachstuhl umherklettern und mit den Schindeldeckern zu schaffen haben: überall wußte er Bescheid, alles war ihm handlich und seine ruhig und bestimmt ertheilten Anordnungen wurden ebenso ruhig und bestimmt ausgeführt.

„Mit Dem ist's gut arbeiten," sagte einmal einer der Zimmerleute zum anderen, „bin immer ein Taugenichts gewest und überall haben sie mich verjagt, und bei Dem da sehe ich, daß ich Häuser zimmern kann."

„Ich weiß selber nit, wie das zugeht,“ versetzte der Andere, „giebt's so Leut, die sind herrisch und schreien herum mit Einem, daß die Ohren gellen, und man mag's doch nit thun, wie sie's haben wollen. Der ist freundlich und ernsthaft und man folgt ihm wie das Hündel dem Herrn.“

Auch die beiden Begleiter oder Diener Julianens mischten sich, wenn sie nicht bei ihren Pferden zu thun hatten, unter die Arbeiter und ordentlich wohl that ihnen eine Beschäftigung, bei der etwas ward und von der etwas stehen blieb.

Die beiden Alten von der unteren Hütte, die Schwäger, begegneten dem Martin mit wahrer Ehrfurcht. Einmal nächtig, als die Angla schon draußen in ihrem Heunest verkrochen lag, die beiden Alten aber noch wach in der Hütte auf dem Moos-haufen nebeneinander kauerten, sagte der Eine, Angla's Bruder: „Nur Eins versteh' ich nit von unserem Herrn, der doch sonst so gescheit ist.“

„O — oh!“ knurrte der Andere, Angla's Gatte.

„Wie kann sich der Mensch eine solche Elendbutten auf-laden!“

„O — oh!“ sagte der Andere.

„Geht ihm viel zu gut, hat er sich um ein Weibsbild geschaut. Ein junger, gesunder Mensch, wie der Martin, braucht Keine. — Was sagst, Schwager?“

„O — oh!“ sagte der Schwager, „Medart! verliebt wird er sein.“

Der Medart rückte sich, pfusterte und sprach: „Schwager, Verliebtsein ist Aberglauben. Wenn man sich's einbildet, wird

man's, sonst ist's auch so gut. Bin mein Lebtag nit verliebt gewest."

„Und hast doch Eine genommen," sagte der Andere.

„Sauschwamm, weißt nichts," antwortete der Medart. „Genommen hat sie mich. Weißt eh, daß ich so kränklich worden bin. Eine Wärterin für die alten Tag, na ja, und daß mir wer die Suppen kocht. Richtig, alsdann kommt sie und sagt, ein Mensch, der wenig Blut hat, müßt angewärmt werden, und hat mich zum Pfarrer geschleppt. Der Pfarrer hat ja gesagt, sie hat ja gesagt — ich hab wahrscheinlich auch ja gesagt, sonst kunnt ich mir's nit denken, wie es möglich, daß ich bei ihr sieben Jahr lang hab müssen blutschwitzen. Das Beest! Gewartet hat sie mich gut, aber gestritten wie der Teufel. Dreimal hab ich sie verjagt. Kunnt mich allein nit versterben lassen, hat sie gesagt, ist allemal wieder zurückkommen und haben uns einander die Haut voll sakermentirt. Vor lauter Giften kriegt sie die Gicht und derweil sie im Spital ist, werd ich gesund und geh ihr durch."

„O — oh!" sagte der Sauschwamm.

„O Bruder in Christo!" rief der Alte aus, „Du hast schon ein paarmal gefragt, warum ich so seufzen thu im Schlaf bei der Nacht? Mein Mensch, das Weib kommt mir für! Wenn sie auskommt und mich aufsucht im Schatt, so geh ich in die Tümpel!"

„O — oh, bischt selber Schuld!" entgegnete der Sauschwamm.

„Wie so, Schwager!"

„Ein Mannsbild, das mit dem Weibsbild nit auskommt, ischt selber Schuld. Schau mich an, thui ich streiten mit der Angla? Dunder na! Hebt sie an, so sag' ich: Guet ischt's. — Und guet ischt's."

„Ein Simandl bist!" sagte der Medart.

„Guet ischt's, sag ich und thui, was ich will."

„Dummer Tiroler, wenn's halt nit gut ist!" wendete der Andere ein.

„Guet ischt's! Schlafen thui mer!" knurrte der Sauschwamm und das Gespräch war zu Ende. Der Medart sann aber noch eine Weile nach über die Verblendung seines Herrn. — Nimmt sich Eine! Und gar eine Junge! Bis Die einmal die Gicht kriegt und ins Spital geht — o Ewigkeit!

Der Medart war ein braver Mann, aber mit seiner Meinung über Martin und die Liebe blieb er allein. Alle anderen Männer im Schatt beneideten den Herrn, alle Weibsbilder beneideten Julianen. Daß diese mit steigendem Wohlgefallen ihren Bräutigam betrachtete, war kein Wunder. Sie wurde von Tag zu Tag mit seinen Eigenschaften vertrauter, tief und tiefer blickte sie auch in sein Herz. Und doch war ihr manchmal zumuthe, als wäre sie seinem Wesen noch nicht auf den Grund gekommen, als verberge er etwas vor ihr.

So fragte sie ihn eines Tages geradeaus, ob er früher denn noch niemals geliebt habe?

Er blickte sie ruhig an und sagte: „Geliebt? Niemals, aber —"

„Aber?"

„Ein bißchen geliebelt, daraus mache ich kein Geheimniß. Die Jugendjahre sind lang, was füllt sie aus, als Lernen und Liebeln?"

„Bist Du mit der Einen oder mit der Anderen — näher bekannt worden? Ich bitte Dich, sage mir's offen."

„Kind, sehr gerne," entgegnete Martin, „aber ganz gewöhnliche Geschichten."

Sie hing sich ihm um den Hals: „Lieber Mann, erzähle mir's. Will Dir nicht böse sein. Ich bitte Dich."

Das Nahen eines Vorarbeiters unterbrach das Gespräch. Martin mußte zum Baue, Juliana war eifersüchtig auf die Ansiedlung, die ihr den Liebsten so oft abspenstig machte.

Sie hatte darauf eine beängstigende Nacht. Um Martin's Hals sah sie Schlangen ringeln und als sie näher zusah, waren es nackte Weiberarme. Als sie erwachte, wollte sie den Stein wegheben von ihrer Brust, es lag aber keiner drauf. Sie lachte sich aus und sah in ihrem nunmehr so friedlichen Leben keinen Anlaß zur Kümmerniß.

Martin war schon in den Wald gegangen, um frische Lärchenstämme für Wasserpfähle zu suchen. Juliana ging über die Matte hin, ging zwischen den Bäumen hin und blickte nach ihm aus. Wie hell und wonnig schien die Sonne! Daß es so licht sein kann im Waldlande, genannt der finstere Schatt! — Jetzt sah sie ihn. Er schritt von einem Baumstamm zum anderen und klopfte mit dem Beilrücken an die Schäfte. Manche

gaben einen hohlen Ton, an diesen ging er vorüber, manche hatten einen frischen klingenden Schall, in solche hieb er mit dem Beil eine Scharte, daß die Späne flogen hin auf das Moos.

„Warum thust Du das, Martin?“ fragte Juliana.

„Weil sie fallen müssen,“ war seine Antwort.

Sie lehnte sich an seinen Arm und sagte: „Ich will bei Dir sein.“

„Ich muß zu den Holzhauern hin gehen,“ entgegnete er, „wird Dir das nicht zu beschwerlich werden?“

Anstatt zu antworten ging sie rüstig neben ihm her.

Sie kamen in die Gegend, wo eine etwa fünf Klafter breite Gasse gerissen war in den Bäumen, diese hatte allerlei Windungen, in ihr stand kein unversehrter Baum. Die meisten Stämme waren frisch geknickt oder gespalten, zerbrochene Aeste hingen nieder und Rindenfetzen, deren weißer Splint kaum erst etwas rosig geworden war in der Sonne. Der Boden war stellenweise wie ausgefegt, stellenweise die Erde aufgewühlt, so daß das Wurzelwerk nackt und zerschunden dalag. — Das hatte die Windhose gethan. An beiden Seiten dieser Gasse stand alles unberührt, nur daß weiter hin die niedergefallenen Trümmer und Fetzen der zerrissenen Bäume auf dem Moosboden lagen oder in den Aesten hingen.

Juliana hätte ihrem Begleiter gerne den Vorschlag gemacht, zu rasten, um ein Plauderstündchen anzuheben, aber sie mußte ja beweisen, daß ihr der Weg bis zu den Holzhauern nicht zu beschwerlich sei.

Sie kamen nun auch jenem Gerippe des Waldes nahe, das Juliana von ihrer ersten Schattwanderung her noch kannte. Der ungeheure Wust lag blaß und fahl wie einst und Martin that die Bemerkung, daß dieses Gefälle ihm Sorge bereite. Es könne die Brutstätte des Baumwurmes werden, es könne auch einmal zu brennen anheben und den Wald gefährden.

„Daß doch überall Gefahren lauern!" rief Juliana.

„Man kann ihnen zuvorkommen," sagte Martin. „Ich werde diesen dürren Waldleichnam klein schlagen und haufenweise anzünden lassen. Die Asche giebt den werthvollsten Dung für Wiesen und Felder."

Sie kamen in eine Thalung, wo keine Bäume standen, sondern wo im weichen Moosboden kleine längliche Erhöhungen waren, wie Grabhügel. Nur selten schaute aus dem grünen Gefilz Holz hervor, daß man sah, es waren morschende, faulende Baumstrünke, die von Moos und Flechten ganz überwuchert worden. Hier stand Martin still und schaute gegen Himmel. „Sollte das Wetter umschlagen? Der Sonnenschein ist wässerig geworden."

„Sagst Du dieses, daß ich umkehren soll?" fragte Juliana. „Das Wetter macht mir nichts. Und damit der Weg kürzer ist, kannst Du mir etwas erzählen."

„Was soll ich Dir erzählen? Du hast mehr erlebt, als ich."

„Das Wenigere ist ja leichter zu erzählen, als das Mehrere," versetzte sie schalkhaft. „Ich möchte gerne wissen, wie es Dir vor mir mit der Liebe ergangen ist."

„Das werde ich Dir schon einmal erzählen," sagte er lächelnd.

Sie kamen in sehr düsteren Wald, und als sie aus demselben auf eine freie Höhung traten, war es immer noch düster. Martin blickte nach drei Seiten des Firmaments, an der Mittagsseite war ein hoher Felskegel, welcher seinen breiten matten Schatten warf über den Haidegrund, auf dem unser Paar stand. Martin schüttelte das Haupt. Der Himmel war wolkenrein und tiefblau. Martin rieb sich die Augen. „Schau doch einmal," sagte er zu seiner Begleiterin. „Hast Du nie etwas gehört wie das ist, wenn man plötzlich erblindet?"

Juliana erschrak.

„Ich sehe auf einmal das Grüne nicht mehr," versetzte Martin, „das Moos ist gelb und die Bäume sind blau."

„Wahrhaftig ja!" rief Juliana. „Es wird ganz finster."

Sie gingen rasch weiter, um vor dem Ausbruche eines Gewitters noch das Haus der Holzhauer zu erreichen. Die Zeit war Vormittags. Der Wildfarren zu den Füßen der Waldwanderer war ganz schwarz. Im Gewipfel flatterten Wildhühner und Häher und schossen ungeschickt gegen die Erde nieder; an Julianens Haupt schwirrte etwas wie eine Fledermaus vorüber. Auf einer wetterzerrissenen Tanne jauchzte der Uhu.

„Was ist denn das?" fragte Juliana.

„Ich weiß es nicht," antwortete Martin und sie gingen weiter.

„Es wird Nacht,“ sprach sie, „diese Schlüsselblumen und Löwenzähne schließen ihre Blüthen.“

Es war ein Dunkeln voll seltsamer Spiele und unheimlicher Zeichen, mit keiner gewöhnlichen Dämmerung oder Dunkelheit vergleichbar. Durch den Wald strich ein frostiger Hauch.

Zwischen den Bäumen her ging, dürres, knisterndes Reisig in den Boden tretend, ein großes Thier, es ging den Menschen zu. Ein Hirsch war's. Er schnupperte das wandelnde Paar an und zitterte am ganzen Leibe.

„Was ist das, Martin!“ rief Juliana mit vor Angst bebender Stimme. Er zog sie mit sich fort und gab keine Antwort. Das also bedeuten die Zeichen der Zeit! Zu Ende geht's! Zu Ende geht's! — So die Gedanken der einstigen Fürstin. Zwischen den Bäumen schimmerte ein Licht her, es kam von dem Hause der Holzhauer. Als unsere Beiden auf den Plan hinaustraten, stand Martin still, starr wie ein Strunk. Am Himmel funkelten Sterne.

Bei dem Holzerhause war es sehr lebendig. Die Holzhauer liefen umher und schrien durcheinander; Einer betete laut das Vaterunser und rief seine verstorbenen Eltern um Hilfe an.

„Herr!“ schrien sie dem Martin entgegen, „der jüngste Tag!“

Martin suchte sie zu beruhigen.

„Jesus! Jesus!“ ächzte ein Bursche und deutete mit beiden Händen nach einer fahlen Gestalt, die am Waldrande stand, „die Todten stehen auf!“

Es war ein dürrer, entrindeter Baumstrunk.

„Nichts ist's, es wird nur Nacht," sagte ein Anderer. „In der Hütte sind die Hühner aufgesessen."

Vor der Thür auf einem Block saß ein alter Mann, der lachte.

„'s ist auch schön!" murmelte er, „'s ist auch schön, daß man so was erlebt. Wir haben oft davon gehört und nie recht daran geglaubt. Jetzt ist's da, jetzt hat sich die Weltkugel ausgekugelt."

„Was meinst, was ist's, Bernhard?" fragten sie und kamen um ihn zusammen.

„Wundert's Euch?" schrie ihnen der Alte ins Gesicht. „Mich wundert's nit. Haben neuzeit ja unseren Herrgott abgedankt. Die Welt, haben sie gesagt, nichts als ein Uhrwerk, haben sie gesagt. Jetzt hat's ein Fehler kriegt. Und haben keinen Uhrmacher. O du verzwiefelte Krautwurst!"

„Die Sonn' hat sich verlaufen!" rief ein Anderer und schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Sie steht am Himmel!" berichtete ein Mann, der von der Anhöhe hinabkam, „aber blind ist sie worden, stockblind!"

Ueber dem Felskegel sah man sie nun stehen, eine grünlich-schwarze Scheibe, von einem mondblassen Lichtschein umgeben. Das Firmament war nächtig dunkel, nur hatte es einen ganz leichten, veilchenrothen Schimmer. Derselbe Schimmer lag jetzt auch über dem Waldlande, und die rauhe berindete Wand des Holzknechthauses war auf einmal, als wäre sie

von meergrünem Glase. Die auf dem Boden umherliegenden Steinblöcke schimmerten bläulich. Es lichtete sich das Thal und plötzlich lag an den Schäften der Bäume ein matter Sonnenschein. Der obere Rand der Sonne trat leuchtend hervor und das dünne Kipfel strahlte so scharf, daß man es alsbald nicht mehr mit freiem Auge ansehen konnte. Unweit der Hütte war ein Wassertümpel, in demselben sah man, wie der lichte Sonnenrand wuchs zu einer Halbsonne. Das zurückweichende Schattenrund war regenbogenfarbig. Ueber den ganzen Himmel war ein schwefelgelbes Licht gegangen, in welchem die Sterne sofort verloschen. Nach kurzer Zeit war das Sonnenrad wieder voll und der hellleuchtende Sommertag lag auf der farbenüppigen Erde.

„Geschlechter stehen auf und gehen unter, ohne das gesehen zu haben, was wir eben geschaut," sagte nun Martin. „Eine Sonnenfinsterniß. Wir dachten nicht daran und die Menschen haben sie doch sicher seit vielen Jahren auf die genaue Stunde vorausgesagt."

„Aber nit gemacht!" versetzte der Alte, über dessen furchigen Wangen die Thränen rannen. „Gottlob, Gottlob, unser Herrgott laßt sich nit verjagen!"

Martin legte seine Hand dem Bernhard auf die Achsel: „Ihr habt Recht."

Er ordnete hierauf ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, den Leuten die Arbeit an, hernach machte er sich mit seiner Begleiterin auf, um zurückzugehen nach der Ansiedlung.

Juliana war sehr schweigsam. Kalter Schauer hatte sie erfüllt vor den heiligen Wundern der Natur, und die heiße Liebe zurückgeschreckt ins innerste Herz. Da fiel es ihr ein, daß Himmel und Erde doch auch noch andere Angelegenheiten hätten, als ihre — Julianens — Liebe zu Martin. Sie kam sich so klein und nichtig vor, gerade noch gut genug, ins Moos des Waldes hinzusinken wie eine welke Blume und lautlos zu vergehen. Erst als sie wieder in das frische Auge ihres Begleiters blickte, hob sich neuerdings ihr zitterndes Herz zu freierem Muthe.

Als sie zur Ansiedlung hinabkamen, stand dort an der Ecke des Blockhauses ein fremdes Weib, drall und fast stramm, im runden, wohlgerötheten Gesicht einige Sommersprossen, und darüber kraus aufgelockertes, rothes Haar. Sie hatte ein Bündel unter dem Arm und einen derben Haselstock in der schwieligen Hand, ihr bäuerliches Gewand ging bis zu den Knöcheln hinab und die Füße waren nackt und staubig. Sie legte ihre Hand über die Augen und zwinkerte diese halb zu, als wollte sie den Blick schärfen, mit welchem sie den beiden Ankömmlingen entgegensah. Als solche ganz nahe waren, ging sie auf Martin zu und sagte mit roh klingendem Lachen: „Schau, das ist ein alter Bekannter!"

Martin erschrak ein wenig, ohne noch zu wissen, warum; im nächsten Augenblicke wußte er es.

„Ich weiß nicht," sagte er etwas unsicher.

„Ja!" rief die Fremde, „grüß Dich und jetzt bin ich da um Dich. Die Schifferin vom See! Du weißt doch noch, was Du versprochen hast?"

Juliana starrte die fremde Person an und starrte den Bräutigam an, der wortlos dastand und blaß geworden war.

„Wer ist denn Die da?“ fragte die Fremde und tupfte mit dem Stock an das Kleid Julianens.

Jetzt fand sich Martin wieder und sagte: „Das ist meine Braut!“

Das Weib mit dem rothen Haar lachte grell auf. Martin drängte Julianen rasch mit sich fort in das Blockhaus.

Die Rothe blickte ihnen nach, als wollte sie sagen: Nutzt Euch nichts. Er gehört mein.

Im Hause saßen Martin und Juliana sich gegenüber. Die zum Fenster hereinfallende Sonne beschien das Haupt der jungen Frau, daß es war wie ein Heiligenschein. Im Schatten des Winkels saß Martin, legte die Arme auf seine Oberschenkel und schaute unbeweglich nieder zur Fußdiele. Sie wartete, daß er sprechen werde, aber er sprach nicht, sondern schielte ein paarmal unsicher nach der Thür, ob diese nicht etwa unzeitig aufgehe.

„Martin,“ sagte Juliana mit leiser Stimme, „was bedeutet das?“

„Du —“, antwortete Martin hohltönig, „Du hast eine Welt für mich hingegeben, und ich stehe nun so vor Dir!“

Juliana preßte ihre Hände auf die Brust, blieb aber äußerlich gelassen.

„Du wolltest immer, daß ich Dir meine Liebesgeschichten erzähle,“ sagte er, „und ich glaube, wenn ich's gethan hätte vor dieser Stunde, Du würdest sie verziehen haben. Man

pflegt solche Dinge mit der Jugend zu entschuldigen. Kein Mann, dem die Braut derlei nicht zu verzeihen hätte. Ich beschönige nichts. Schwäche ist nicht Sünde; aber treulos sein —. Fast kommt es jetzt so heraus ...."

„Im Ernste habe ich nie darnach gefragt," versetzte sie, „und muß es nun leiden."

„Juliana!" murmelte Martin nachdenklich, „wenn auch Du eine Schuld, auch nur eine ganz kleine, geheime Herzensschuld hättest, wie wäre ich Dir dankbar! Ich stehe jetzt in einem schlimmen Lichte da und ich ertrage es nicht, vor Dir in einem Abgrunde zu liegen. Mit welchem Hochmuth bin ich Dir hier vor einem Jahre gegenübergestanden! Der Mann! der stolze Mann! Der seine Mannhaftigkeit mit einem Fürstenthum bezahlen läßt! — Nein."

Er stand auf und fuhr in ernster Ruhe fort: „Nein. Ich will mich nicht verwerfen. — Ich hatte sie nur einmal gesehen und seither sind zehn oder zwölf Jahre vorüber. Ich dachte längst nicht mehr daran, wie sollte ich auch? Sie kam ja nicht, um mich zu erinnern. Verschollen war sie längst. Und jetzt ist sie da. — Ich rufe sie herein, um in ihrer Gegenwart Dir alles zu bekennen. Du sollst dann entscheiden."

Sie wollte ihn zurückhalten, aber er ging zur Thür hinaus, um das Weib zu suchen. Er ging um das Haus herum, er ging zur Bank, die bei dem Brunnen war, er fand sie nicht. Er fragte mehrere Arbeiter, ob sie ein fremdes Weib mit einem Handbündel gesehen hätten; die Einen wußten

nichts davon, die Anderen wollten sie gegen den Wald schreiten gesehen haben. Martin ging wieder zurück ins Blockhaus.

„Ich erzähle es Dir einstweilen ohne Zeugenschaft,“ sagte er zu Julianen. „Willst Du mich anhören?“

„Mir zittert das Herz,“ sagte sie. „Du bist auch zu erregt. Es muß wohl etwas Besonderes sein.“

„Eigentlich nicht,“ sprach er lächelnd, mit erzwungener Ruhe. „Unangenehm ist nur Eines dabei. Du sollst ja sehen. Ich werde mich noch erinnern. Es steht jetzt alles klar vor mir. — Ich will nichts verschweigen und nichts zieren. Höre mich an.“

Martin setzte sich seiner Braut gegenüber und begann gelassen, doch manchmal leicht mit der Stimme zitternd, so zu erzählen:

„Ich war damals ein Knabe gewesen von etwa zweiundzwanzig Jahren, die juridischen Studien vollendet, machte ich eine Sommerreise ins Gebirge. Voller Jugend, voller Leben. Ich liebte es, stets allein zu reisen, da taucht man tiefer in die Natur, in das Volksleben unter, hatte damals einen glühenden Durst nach beidem. Ich war in diesem Sinne damals so, wie heute Du bist, Juliana. — Eines Tages war ich an einen See gekommen, der langgestreckt und ziemlich breit zwischen einsamen Waldbergen lag, und den ich quer übersetzen wollte. Es war zur Nachmittagszeit, die Sonne flimmerte so schön in dem kräuselnden See. Ich stand am Ufer und betrachtete den Kahn, der dort an einen Pfahl gekettet war und blickte umher, ob ich Niemand sehe, der mich

hinüberrudere, oder mir das Fahrzeug freigeben wollte. Nun hörte ich, wie aus dem Fenster einer Hütte, die oben am Hange stand, Jemand rief: Stanzi, da unten steht ein Herr, der will übers Wasser! — Ich bitte Dich, Mutter, sagte ein Mädchen, das daneben im Gemüsegarten beschäftigt war, ich kann nicht fahren. — Ich brauche Niemanden, rief ich hinauf, wenn Ihr mir nur den Kahn loskettet, so fahre ich allein hinüber. — Das erlaube ich nicht! schrie der Weiberkopf aus dem Fenster, der Herr würde drüben aussteigen und ich müßte dann hinüberschwimmen um meinen Kahn. Auch die Kreuzer braucht man. Wenn Du nicht flink gehst, Stanzi, so will ich Dir weiterhelfen! — Auf dieses drohend ausgestoßene Wort sagte das Mädchen nichts mehr, sondern ordnete rasch das Busentuch und das Haar, stieg barfuß, wie sie war, herab zum See, blieb vor mir stehen und schaute mich erschrocken an. — Auch ich schaute sie erschrocken an, denn sie war sehr schön. Ihr schmiegsames Gewand hat mir fast treuherzig die aufknospende Form gestanden, die es verdecken sollte. Sie hatte krauses rothes Haar, das ich als junger Mensch für sehr wundersam hielt, weil ich mir die Sirenen mit solchem Haar dachte. Die rundlichen Arme, das runde Gesicht waren ein wenig gebräunt und die großen Augen schauten verwirrt auf mich her. Das alles hat mich schon beunruhigt. — So wirst Du mich hinüberfahren? fragte ich.

Sie kettete den Kahn los. Ich sprang hinein, sie warf zwei Ruder hin, stieg dann selbst nach und stehend stieß sie den Kahn vom Ufer los."

„Du weißt das noch sehr genau," bemerkte Juliana.

„Ja, ich sehe es ganz merkwürdig klar," entgegnete Martin. „Was mir bei jener Seefahrt begegnet ist, das begegnet dem Menschen nur einmal. Bishin war ich ein Springinsfeld gewesen, wenn ich Freiheit hatte, und ein Stubenhocker, wenn's zum Lernen war. Ich hatte mich mit Knaben gemessen und Mädchen geneckt, so oft es sein konnte. An das Weib hatte ich nie gedacht. Nun saß ich im Kahn diesem Waldkinde gegenüber und handhabte das zweite Ruder. Das Schiffchen glitt glatt und leicht hinaus auf die hohe Fläche. Als wir bis zur Mitte des Sees gekommen waren, stach ich gedankenlos das Ruder verkehrt ins Wasser, da drehte sich das Fahrzeug um sich selbst. — Das hilft nichts, sagte meine Führerin, so ließ ich die Stange ruhen und mein Arm lag ganz plötzlich um ihrem bloßen Nacken. Sie vergaß ebenfalls zu rudern und schaute mich an."

Julianens Auge glühte auf, ihre Wangen, ihre Lippen waren blaß.

Martin fuhr fort: „Dann faßte sie mit ihren Händen kräftig meinen Arm, um solches Joch von sich zu werfen. Meine Muskeln bogen sich nicht und ich staunte fast, daß ich so stark und kühn war, und ich erstaunte noch mehr, daß ich das Mädchen an meine Brust zog. Als sie sich überwunden fühlte, sank sie weich auf meinen Schoß nieder, barg ihr Gesicht an meinem Busen und schluchzte. — Der See zitterte im warmen Sonnenschein; das Ufer, von dem wir abgefahren, war so ferne, daß die Hütte an demselben nur mehr wie ein

grauer Stein aussah; der Landungsplatz, dem wir zustrebten und der im Schatten des Berges lag, war nicht minder fern — unser kleines Fahrzeug stand mitten auf dem hohen Wasser, das Wasser war lau und still und gluckste nur, wenn ein Fisch in die Luft schnappte nach Mücken. — Das Mädchen schlug seine nackten Arme um meinen Nacken, zog mein Haupt zu sich nieder, schaute mich mit feuchtem Auge an und sagte: Du bist ein schöner Jüngling! — Und als uns der Kahn lange so geschaukelt hatte, wie Zwillinge in einer Wiege, blickte sie mich wieder an und flüsterte: Du bist ein süßer Mann! Du bist mein!"

Juliana fuhr auf und sagte fast zornig: „Warum erzählst Du es so umständlich!"

„Um mich anzuklagen, um mich zu entschuldigen, ich weiß es nicht. Ich will, daß Du meine damaligen Gefühle verstehst. Ich war auf das Höchste überrascht, daß es eine solch selige Freude auf Erden geben kann. — Als die Schatten des Berges zu uns herangekommen waren, ergriffen wir Beide die Stangen und ruderten rasch und wortlos, bis das Waldufer mit seinem Schilfgrase und seiner Sandfläche herankam. Als ich mein Ränzel wieder an mich genommen hatte und aufgestanden war, um ans Land zu springen, zog ich vom Finger einen goldenen Ring, um ihn dem Mädchen zum Andenken zu geben. Sie sprang gleichzeitig mit mir ans Ufer und stieß mit der Ruderstange den Kahn in den See zurück, daß er sachte hinausglitt.

Was thust Du, Stanzi? rief ich, nun kannst Du ja nicht hinüber!

Ich bleibe bei Dir, sagte sie und schob meine Hand mit dem Ring zurück. Ich gehe mit Dir davon.

Das wäre ja schön, meinte ich, doch der Weg über das Gebirge ist viel zu rauh für Deine bloßen Füße.

Ich gehe mit Dir, sagte sie, wohin Du willst, so weit Du willst.

Leichtsinniges Kind! rief ich, Du weißt ja nicht, wer ich bin.

Du bist mein, sagte sie und packte mich an der Hand.

Ich bin Student und kann eine Begleiterin noch nicht brauchen.

Das sei, wie es wolle, antwortete sie, ich gehe mit Dir und will Dich alle Tage sehen. Wo Du bist, will auch ich sein, ich will arbeiten und nichts verlangen, als daß ich Dich liebhaben darf.

Du kannst Dir denken, Juliana," fuhr Martin in seiner Erzählung fort, „wie mir zumuthe war. Gutes Kind, sagte ich, als mir ihr Ernst recht deutlich geworden, die Stadt ist nichts für Dich. Du würdest dort sterben an Heimweh nach Deinem See, nach Deiner Mutter.

Stiefmutter, sagte das Mädchen.

Du würdest im Elend verkommen, ich würde Dich nicht retten können. Laß mich, Stanzi, geh heim.

Sie klammerte sich an meinen Arm und mit einem herben und zugleich flehenden Blick sagte sie: Fortschicken kannst

Du mich nicht. Du hast mir das Recht gegeben, daß ich bei Dir bleibe. Ich habe es erkauft mit dem Besten, was eine Jungfrau hat.

Ich gestehe es, mir graute. Sie hat Recht, ich bin ihr das Leben schuldig geworden, ich habe mich verspielt. Dazu war ich gerührt und sagte: Stanzi, was wir uns zu Liebe thaten, ist nicht mehr zu ändern. Doch was Du jetzt willst, das ist thöricht. Ein Mädel, wie Du, ist zu gut, dem erstbesten Manne nachzulaufen. Gehe heim, vielleicht sehen wir uns wieder. Will ich ein Weib, so komme ich zu Dir. Ich will ja Eine, die mir ganz ergeben ist wie Du.

Sie antwortete: Das ist ja alles so, was redest Du denn?

Also es gilt!

Freilich gilt's, aber das hilft Dir alles nichts, Knabe, sagte sie, ich gehe mit Dir, wie ich jetzt bin und stehe. Du mußt nicht fürchten, daß ich Dir Last und Schande sein werde, Du sollst Dich nicht um mich kümmern, ich werde Arbeit und Brot finden in Deiner Nähe und Dich nicht kennen vor den Leuten. Nur sehen will ich Dich alle Tage, Du lieber Knab.

Mit einem jähen Ruck entwand ich mich und eilte wegshin am Waldrande. Bei einer Biegung sah ich, sie war hinter mir her. Ich bog den Bergweg ein, der gegen die Almen anstieg, ich lief, sie war hinter mir her. Eine Stunde lang, zwei Stunden lang, es dunkelte, der See war längst hinter mir versunken. Einer Sennerei eilte ich zu, bat um Herberge

für die Nacht. Als ich am Herdfeuer saß und Milch trank, die Sennerin hinausgegangen war, um frisches Wasser zu holen, sah ich an der Thürschwelle meine Stanzi sitzen. Sie huschte zu mir herein: Gute Nacht, mein süßer Knab! Aber nicht falsch sein! — Und war wieder draußen.

Mir ward ein Strohlager angewiesen und während ich noch überlegen wollte, wie ich der Verfolgerin morgen entkommen könnte, war ich schon eingeschlafen.

Am folgenden Morgen, als ich mich zur Weiterreise rüstete und beruhigt war, daß sich das Mädchen nirgends zeigte, wollte die Sennin wissen, ob ich in der Nacht den Lärm nicht gehört hätte? Es sei nämlich des Abends zuvor ein Weibsbild um die Hütte herumgeschlichen und habe sich nachher in die Futterscheune verkrochen. Dann sei in der Nacht der Baumer-Hans vom See gekommen, habe sie aufgestöbert und nachher sei das Wetter losgegangen. Das Weibsbild habe gebeten und geweint zum Erbarmen, aber der Baumer-Hans, ein Oheim zu ihr, habe sie mit Gewalt davongeführt. Was dahinterstecke, sagte die Sennin, das wisse sie nicht.

Ich habe meine Gebirgsreise fortgesetzt, zwar unbehelligt, aber verfolgt hat sie mich doch. Man vergißt's nicht so leicht. Und man vergißt's doch. Es kam wieder die Arbeit, es kamen große Pflichten, Stürme und Ereignisse, von denen ich Dir ja auch einmal hätte erzählen müssen, Juliana. Endlich war das Mädchen nicht mehr in mir, und später, als die Erinnerung an dasselbe manchmal wie ein Wetterleuchten durch

mein Haupt fuhr, war ich überzeugt, daß es einen braven Mann gefunden hätte und glücklich geworden sei."

„Wie kann sie das?!" fuhr Juliana bei diesen Worten auf. Aber sie sprach nicht weiter, sie war verwirrt. Nicht mit Martin hatte sie in seiner Erzählung gedacht, gefühlt, gehandelt, sondern mit dem armen Waldkinde. Sie selbst hätte es ja gerade so gemacht.

Martin hatte weiter nichts zu berichten.

Nach einer langen, herzbeklemmenden Weile richtete Juliana ihr Haupt empor und sprach: „So steht es!"

Er blickte sie fragend an.

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn und sagte: „Daran ist nichts mehr zu ändern."

„Es kann mir theuer zu stehen kommen," sagte Martin.

„Warum?" fragte Juliana. „Sie hat kein Recht auf Dich. Oder hast Du ihr das Wort schon auf dem See gegeben? Ihr damit die Ehre abgekauft? Doch ja erst später, da sie der Handel gereut und sie Gewinn daraus schlagen wollte. Das, was Du sagtest, wird tausendmal gesagt —"

„Wenn sie aber darauf bestünde?"

„Wenn sie könnte, so würde sie es, ganz gewiß!"

„Dann müßte ich mein Wort halten," antwortete Martin fast tonlos.

„Nie! Nie!" rief Juliana voller Leidenschaft. „Sie wird Dich nicht haben."

Martin schwieg.

„Du liebst sie noch!“ fragte sie ihn bebend.

„Ich hasse sie, wie man das Verderben haßt.“

„Und wärest im Stande, sie zu nehmen?“

„Wenn ich mir damit die Mannesehre erkaufen müßte — ich hätte keine Wahl.“

Als Juliana sah, daß die Sache tragisch wurde, stieg sein Werth in ihren Augen noch höher. Hassen konnte sie den Mann, der eines schlau abgenöthigten, leicht hingeworfenen Wortes wegen elend werden wollte; und noch heißer lieben ihn, der im Stande war, seiner inneren Ehre alles zu opfern. Dieser Mensch war ein Ungeheuer, aber ein erhabenes; wahnsinnig gelüstete es ihr, mit diesem Erhabenen selig, oder mit diesem Ungeheuer verdammt zu werden.

„Martin,“ sagte nun Juliana, „Ich werde Dich loskaufen. Sie nimmt Geld, sie ist Eine von Denen, die ihre Unschuld verschenken und ihren Mann verkaufen. Die lange Zeit hat sie sich nicht gekehrt nach Dir; ich möchte ihre Abenteuer nicht gerne untersuchen. Jetzt, da sie gehört haben wird, daß Du ein Nest bauest, will sie sich hineinsetzen!“

So machte sie ihrer Wuth Luft, mit Hast sich überstürzend sprach sie und war in diesem Augenblick wie jedes andere Weib. Nicht Herrliches an ihr.

Martin zuckte die Achseln und schwieg. Juliana besann sich und fuhr fort: „Nimmt sie Geld nicht — hat sie ein Herz — wirklich ein Herz, dann werde ich vor ihr knien. Ich werde Ihr alles sagen, und was ich hingab für Dich, und was ich litt .... O furchtbare Liebe! Die Fürstinnen

wirfst Du hin vor die Füße der Bettlerinnen, daß sie wimmern um den Geliebten!"

Mit beiden Fäusten preßte sie bei solchen Worten ihre lose gewordenen Haarsträhne ins Gesicht und stöhnte laut.

Martin suchte mit zärtlichen Worten das erregte Weib zu beruhigen. Dieses schnellte die Locken aus dem Gesichte, erhob sich hoch, daß sie wie eine zornige Majestät dastand mitten in der Stube: „Und wenn alles — alles fruchtlos ist, dann!" — Sie brach plötzlich ab; erst nach einer Weile setzte sie dumpf bei: „Dann will ich sie vernichten."

„Martin trat an den Tisch, stemmte die Hand drauf und sagte: „Ich habe den Selbstmord verachtet, weil ich ihn für eine That der Gewissenlosigkeit und Feigheit hielt. Jetzt aber —"

„Und ich? Und ich?" schrie ihm die todtenblasse Juliana ins Gesicht. „Egoist! Kalter, liebloser Ehrwucherer. Mannesehre! Lautere Eitelkeit ist es. Tödte Dich! Aber mich mit Dir! Auch mir hast Du ein Ehrenwort gegeben. Wie an Deinen Leib, so klammere ich mich an Deine Seele für die Ewigkeit! Für die Ewigkeit, Martin!"

Ueberwältigt von dieser gewaltigen Leidenschaft wollte Martin sie umarmen, da klopfte es an der Thür. Ein Mann mit großer Nase, kleinen Augen und martialischem Bart reckte seinen Kopf herein und fragte, ob er hier recht sei beim Martin.

„Jetzt ist keine Zeit!" fertigte ihn Martin rauh ab.

„Kann auch später kommen!" entgegnete der Mann mit gemüthlichem Grinsen und zog seinen Kopf zurück.

„Was wollt Ihr denn?“ fragte Martin und riß selbst die Thür auf.

„Wenn der Herr nit bei Laune ist, kommen wir ohnehin umsonst,“ brummte der bärtige Mann und schob sich mit einem Ruck den Buckelkorb, den er trug, an den Leib. „Haben just ein wenig anfragen wollen, ob wir nit etwa dahier Arbeit kriegen kunnten, ich und mein Weib. Wir sind stark und fleißig, wohl, wohl! Gelt, Stanzi!“

Stand auch schon das rothe Weib neben ihm und war jetzt erst recht roth in ihrem munteren Gesicht.

„Wie?“ fragte Martin, „das ist Euer Weib?!“

„Ist so. Und hab kein besseres,“ antwortete der Bärtige.

Jetzt trat das Weib, die Stanzi, in den Vordergrund und den Stock fest in den Boden stemmend, sagte sie schneidig: „Muß schon um Verzeihung bitten, daß ich mir einen Anderen genommen hab. Der Herr Student hat mich zu lange warten lassen.“

Kaum sie diese Worte gesprochen, flog ihr Juliana mit einem Freudenschrei an die Brust, umarmte sie, küßte sie, daß die Rothe gar nicht wußte, wie ihr geschah.

„Die Bekanntschaft wäre gemacht,“ schmunzelte der Bärtige, „und jetzt möcht' ich halt gern wissen, ob wir Arbeit haben können.“

„Arbeit, so viel Ihr wollt — wenn —“

„Nur heraus!“ rief die Rothe dem Martin zu, „mein Hieronymus weiß schon alles.“ Und zu ihrem Manne auf

Martin deutend: „Das ist Derselbige, der den Rahm hat g'fressen, der da!"

„Wenn Ihr nicht eifersüchtig seid!" sagte Martin, welcher in der jäh umgeschlagenen Stimmung sich kaum zu fassen wußte.

„Eifersüchtig!" lachte der Hieronymus. „Ah na, sie findet Keinen, der mir's nachmacht."

„Und verlangt sich auch Keinen," setzte die Stanzi bei.

„Also wie steht's mit der Arbeit?" fragte der Hieronymus.

Sie waren aufgenommen.

So ist die Sonnenfinsterniß jenes Tages verlaufen. Aber der Schreck, den die plötzliche Verfinsterung in Julianens freudiger Seele angerichtet, zitterte in ihr noch lange nach. Sie sah darin eine Mahnung, sich so bald als möglich des Glückes ganz zu versichern.

* * *

Der bärtige Hieronymus mit der großen Nase wurde — als die Art seiner Arbeit zu bestimmen war — befragt, was er könne?

„Alles und nichts," antwortete er.

Was das heiße?

„Daß ich mich zu Allem brauchen lasse, aber nichts allein machen kann. Mit einer einzigen Ausnahme."

Und diese wäre?

„Das Weib bussen."

Was sein Weib könne?

„Die kann das, was ich kann," berichtete der Hieronymus.

Sie wurden bei den Erdarbeiten angestellt.

Es hatte sich gezeigt, daß im Falle eines Hochwassers das Bett des Baches zu seicht war. Schon ein einziger Regentag hatte den Platz vor dem Stallgebäude überschwemmt und die junge Wiese mit einem Sandmeere beschüttet. Es mußte also schon oben vom Wasserfalle aus ein tieferer Graben gezogen und es mußten stellenweise Dämme gebaut werden. Die Leute wollten diese Arbeit nicht gerne anpacken, es würde das Schuhwerk verdorben im Wasser, meinten sie. So trat nun die Stanzi vor und sagte: „Mein Schuhwerk wird nicht verdorben im Wasser." Denn sie hatte keines an den Füßen. Und so sah man schon am nächsten Tage die Stanzi mit ihrem Hieronymus am Bache Steine ausgraben und Erde ausheben, die feuchten Massen mit Schiebtruhen wegführen und abseits in Vertiefungen schütten, die ausgefüllt werden mußten.

Juliana hegte für die zwei Leutchen eine Art Dankbarkeit. Den Vergleich ihrer Person mit jener der etwas wulstigen und bereits feinrunzeligen Stanzi war sie geneigt, nicht zu ihrem Nachtheile auszulegen. Doch wenn sie heimlich den Hieronymus und den Martin miteinander verglich, so schien es ihr unmöglich! — Und wie sie denn schon nichts, was ihr einmal nahe gegangen war, auf sich beruhen lassen konnte, so nahm sie sich vor, die Stanzi einmal zu befragen,

wieso sie es losgekriegt habe, den Studenten vom See zu vergessen. Andererseits schien es ihr bedenklich, an der Asche zu rühren, solange die Menge Zündstoff in der Nähe. Als sie indeß merkte, wie enge und innig die zwei Leute zu einander hielten, wie sie sich bei Allem gegenseitig die Arbeit zu erleichtern suchten, wie die Stanzi bei den Mahlzeiten immer darauf bedacht war, ihrem Manne die besten Bissen vorzulegen und in den Feierabenden nichts that, als sein Gewand ausbessern, das gemeinsame Bettzeug in gutem Zustande zu halten und dabei nichts als sang und trällerte, setzte an solchem Feierabende Juliana sich einmal neben sie hin auf den Rasen.

„Was machst Du denn da?" redete sie die Arbeiterin an, die über ihren Knien eine kirschrothe Bettdecke ausgebreitet hatte, dieselbe hin und her zog und an ihr herumthat.

„Ich," entgegnete die Stanzi, „unsere Heimat thu' ich ausflicken." Dabei hob sie das rothe Rundgesicht und schaute munter drein.

„Eure Heimat?"

„Das ist gewiß," sagte sie. „Unser Bett ist unsere Heimat. Bei Tag sind wir in der Fremd, bei der Nacht sind wir daheim. Arbeiten thun wir für Andere, essen müssen wir mit Anderen, im Bett sind wir bei uns allein. — Sodl, du Faden meinst mir einen Possen zu reißen, wenn du dich knüpfst!" Dieses Wort hatte sie zu ihrem Nähfaden gesprochen, dann fuhr sie fort: „Auf ein gutes Bett halt' ich was. Er auch. Viel nehmen wir nit mit, wenn wir umziehen, haben

auch nit viel; aber unser Bett, das nehmen wir überall mit, das ist unsere Hütten, und auf das gefreuen wir uns den ganzen Tag."

„Du hast Deinen Mann wohl recht lieb?" fragte Juliana.

„Geh!" antwortete die Stanzi, „wie wird man seinen Mann nit lieb haben!" Und nadelte an der Decke einen ausgefransten Rand glatt.

„Wie bist Du denn zu ihm gekommen?"

„Ich? Wie ich zu ihm gekommen bin?" fragte die Stanzi entgegen. „Das ist leicht gewesen."

„Erzähle mir etwas davon," schmeichelte Juliana.

„Mein Gott und Herr!" lachte die Stanzi. „Was ist da zu erzählen. Wir sind halt miteinander bekannt worden. Zugegangen ist's ums Tanzen. Ist ein Kirchmarkt gewesen einmal bei uns daheim. Ich bin von Seeleuthen her, wo der See ist. Und weil ich just Keinen hab gehabt, bin ich allein zum Tanz gegangen ins Wirthshaus. Bin so herumgestanden und hab zugeschaut. Wenn Einer vorbeigegangen ist, hat er mich angestupft und hab allemal lachen müssen, weil ich kitzlich bin. Und bleibt auf einmal Einer vor mir stehen, packt mich gleich unter den Achseln und sagt, ich sollt mit ihm Eins tanzen. Ich schau ihn an und sag: das Tanzen ist mir zu wenig. — Sagt er: Sollst auch einen Wein haben! — Sag ich: Ist mir zu wenig. — Einen Glühwein, sagt er, gut gezuckert und wollt mir —" Der Schaden an der Decke war geschlichtet, sie riß den Faden mit den Zähnen ab. —

„Und wollt mir, sagt er, einen Gefallen thun, den ein Bauer mit sechs Zugochsen nit machen kunnt. — Wär mir nit zuwider, sag ich, aber zu wenig ist's mir. — Gut, so wollt er mir auch einen rothen Schafwollkittel kaufen. — Ist mir noch alleweil zu wenig, sag ich. — Na, was denn noch, Du Teufelsdirn, Du kreuzverblitzte! schreit der Bursch, hast denn Du gar kein Genügen? — Nein, sag ich. — Also, was willst denn? — Heiraten mußt mich! hab ich gesagt. — Das ist mir zu viel, sagt er und geht mit einer Anderen. — Jetzt das," fuhr die Stanzi fort und fädelte neu ein, „das, wie wir Zwei so gehandelt haben, das hat ein Anderer gehört, der daneben gestanden ist. — Zu der laßt's mich! sagt Derselbige und schiebt die Leut mit den Ellbogen auseinander, vielleicht werden wir handeleins. — Ja, sag ich, probiren wir's. Gehst mit mir tanzen, so zahl ich Dir auch einen Wein, thu' Dir auch einen Gefallen und heirat' Dich. — Gilt schon! sag ich und hau ihm die Hand hin. Die Leut haben all gelacht und einen kecken Landler aufspielen lassen fürs Brautpaar. — Das hab ich gleich gesehen an ihm: deine Schönheit ertragst leicht, hab ich gedacht, aber tanzen thust nit schlecht. — Nachher, wie wir müd sind worden und gesessen auf der Winkelbank, nehm ich mir einen Anlauf und sag: Jetzt, weil wir zwei Brautleut sind miteinander, so muß ich Dich schon fragen, wie Du heißt. Sagt er: Hieronymus. — Und wer Du bist? — Nichts, sagt er. — Und was Du hast? Nichts, sagt er. — Auf das denk ich mir: Hast schon den Rechten erwischt. — Wie er's wahrnimmt, daß ich so ein

bissel stutzig bin, wird er ganz kleinlaut. Da erbarmt er mir und ich sag: Macht nichts Hieronymus, ich bin und hab auch nichts. Wenn Du mich nur gern hast. — Und jetzt, so ist's hergangen, wie wir Zwei sind bekannt worden miteinander. — Auweh, da ist auch wieder Eins!" rief die Nähterin ärgerlich aus, indem sie die Bettdecke wendete. „Wenn man Löcher sucht, so findet man ihrer alleweil. — So viel müssen wir uns ersparen auf der Arbeit im Schatt, daß wir uns ein neues Bettzeug können kaufen."

„Nun sage mir auch einmal, meine Liebe," sprach Juliana, „wieso seid Ihr denn in den Schatt hereingekommen?"

„Das," antwortete die Stanzi und nähte emsig an der Decke, „das Hackerl hat auch seinen Stiel — Aber die Frau muß nichts sagen. Es brauchen's nit alle Leut zu wissen, daß mein Hieronymus bisweilen gern trinken thut. Ist sein einziger Fehler. Thut auch gern arbeiten, und fleißig, ist ihm nichts zu hart und haben sie ihn soweit überall gern. Aber wenn er halt ein paar Groschen im Sack hat und ein Wirthshaus weiß, da thut's ihm nit gut und thut ihm nit gut. Keinen Schnaps nit, so weit ist er noch nit, aber halt Wein, und ist er noch so sauer. Ei ja, wochen- und monatelang, daß er's aushalten kann, und thu ich was menschenmöglich, daß er daheimbleibt; koch ihm, was er gern ißt, sing ihm, was er gern hört, kratz ihn, wo's ihn beißt. Lang geht's — auf einmal ist er im Wirthshaus. Nit etwa, daß er grob wird, wenn ich ihn holen will, aber bitten und betteln: nur ein Seitel noch und nur ein Seitel noch! Und bleibt Tag und

Nacht sitzen und kein Gott und kein Heiliger bringt ihn von der Stell. — Wir kunnten schon ein. erspart Sachel haben, wenn das nit wär, denn Arbeit haben wir alleweil und ich steck in die Büchsen jeden Groschen, den ich erwisch. — Das Altwerden wird auch Uns nit ausbleiben und Gott der liebe Herr beschütz uns vor dem Spitalbett!"

Die Stanzi schwieg und nähte, es begann schon zu dämmern und sie mußte scharf zusehen.

„Nun hast Du mir noch nicht erzählt, warum und wie Ihr in den Schatt gekommen seid," sagte Juliana nicht ganz ohne Absicht auf dieser Frage bestehend.

„Ich bin davon abgekommen," fuhr die Nähterin fort. „Vor drei Wochen wird's gewesen sein, erfahr ich, daß im Schattwald ein großes Haus gebaut wird und Arbeiter gesucht werden. Ein Holzknecht, der dagewesen, steckt mir alles, wie es ist und hergeht im Schatt: keine Kirchen und kein Wirthshaus, und weit und breit keins zu erlangen. — Hau, denk ich, das ist was für meinen Hieronymus. Auf die Nasen 'bunden hab ich ihm's freilich nit, nur alleweil vom großen Verdienst geredet, den wir im Schatt haben werden, bis er die Arbeit in Seeleuthen auffagt und mit mir geht. Und derentwegen sind wir da."

„Hast Du es gewußt, wer es ist, der das Haus hier baut?" fragte Juliana.

„Unser Herrgott soll mich auf der Stell stockblind werden lassen, wenn ich das gewußt hab!" rief die Stanzi aus. „Bin wohl ordentlich erschrocken, wie er vor mir steht. Und

daß er mir den dummen Schreck nit ansieht, hab ich den Spaß gemacht vom Heiraten. — Aber jetzt ist's mir zu finster."

Sie packte ihre Sachen zusammen und trug sie in die Heuscheune. Juliana ging in ihr Haus und war zufrieden.

Auch dem Hieronymus gefiel es nicht schlecht im Schatt, Nur, meinte er, würde bald eine Kirche gebaut werden müssen. Der Mensch wolle manchmal seinen richtigen Sonntag haben. Auffallend war es ihm, daß sein Weib hier so strenge auf sein Aeußeres achtete. Er mußte nach dem Tagewerk allemal sein staubiges und zerfahrenes Kleid ausziehen und das bessere Gewand anthun, in welchem ihm aber nicht so wohl war, als in dem beflickten, stellenweise von Erdlehm gesteiften Kleide, an welchem nicht viel zu verderben war. Auch konnte er sich ihr nicht stramm genug halten, denn die Erdarbeiten krümmen den Rücken so stark, daß er sich dann nur schwer gerade biegen läßt. Ferner schnitt er ihr zu selten die Nägel, kämmte sich zu selten das Haar, das überhaupt nicht glatt wurde, sondern widerspenstig gegen alle Weltgegenden hinstand. Bei dem Barte ließ sie ihm gar nichts mehr angreifen, sondern stutzte und strich ihn kurzweg selbst, daß er ein bißchen zierlich ward und doch stattlich blieb. So mußte der gute Hieronymus es sich gestehen, daß er hier im Schatt fast einem Menschen ähnlich wurde.

„Wenn Einer so schön ist," sagte er einmal, „so sollt er doch in die Kirchen gehen können!"

Der Stanzi ging es darum, daß ihr Mann eine Gestalt mache, welche der des Martin nicht allzuviel nachgab.

Worin die Natur unermeßlich weit zurückblieb, das ersetzte ihre Liebe, die überzeugt war davon, daß der Hieronymus dem Bauherrn Martin an Fürtrefflichkeit nicht viel nachgab.

Der Hieronymus hegte das Vorhaben, mit Martin eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. „Ich muß ihm rathen," vertraute er dem Kameraden Medart, „daß er eine Kirchen bauen laßt. Dort auf dem Bühel ist ein wunderschöner Platz dazu."

„Man sieht Dir's nit an, daß Du so fromm bist," entgegnete der Kamerad.

„Er ist's zu wenig," gab ein Zimmermann dazu. „Wär er noch um ein Stückel frömmer, so thät er keine Kirchen brauchen, kunnt überall beten."

Flüsterte der Hieronymus vertraulich: „Beten kann der Mensch freilich überall, aber — mein Lieber — trinken kann er nit überall. Trinken kann er nur im Wirthshaus, und das Wirthshaus steht nur bei der Kirchen."

„Ei ja, Du bist ein guter Christ!" sagte der Medart.

„Ich bin durstig," antwortete der Hieronymus.

* * *

Ein Mensch offenbart sein inneres Wesen der Außenwelt und auch sich selbst nur bei Menschen. Ja, nicht einmal sich selbst kann er kennen lernen, so lange er allein ist. Weder Tugenden noch Laster können sich in ihm entfalten, weder Güte noch Bosheit, weder Würde noch Klugheit. Die Ichsucht pflegt in der Einsamkeit zu gedeihen, aber sie ist dort weder

Vorzug noch Fehler. Nur wer es mit vielen und verschiedenartigen Leuten zu thun hat, der bildet die verschiedenartigen Anlagen aus, die in ihm sind und von denen er oft selbst keine Ahnung gehabt hatte.

Juliana fand an ihrem Bräutigam täglich neue Eigenschaften, und auch manche recht gemüthliche.

In einer Feierabendstunde war es, daß unter den Arbeitern Aufruhr entstand. Martin verwunderte sich, als er das wilde Geschrei vernahm und die blinkenden Aexte und Stallgabeln sah, mit denen die Leute zwischen den Stallgebäuden umherliefen. Rufe nach Martin wurden laut, wer keine Waffe hatte, der ballte die Faust. Martin erschrak. Wenn das Volk den Fürsten stürzt, warum nicht auch die Arbeiter den Bauherrn! — Die Sache war harmloser. Einem Arbeiter war von seiner Schlafstelle die Taschenuhr und etwelches Baargeld entwendet worden. Er beschuldigte den Nachbar, dieser schlug Lärm, seine Kameraden nahmen ihn in Schutz, der Bestohlene bot auch seinerseits die Genossen auf, der Tumult war fertig.

„Gestern besaß er Geld und hat's verleugnet!" rief Einer, „heute gesteht er 's und hat es nit."

„Und der 's hat, verleugnet es wieder. Eine höfliche Anfrage ist schon erlaubt. Wir wollen ihm ein wenig an den Schädel klopfen!" Sie fuhren wirr aneinander und Etliche lagen schon auf dem Boden.

Da trat Martin dazwischen und gebot Ruhe. Allmählich legte sich der Aufruhr und die Gesichter kehrten sich dem Herrn zu, der in seiner ruhig ernsten Art nach dem Vorgang fragte.

Alsbald huben Mehrere an, zu gleicher Zeit zu erzählen und zu schreien; Martin legte seine beiden Hände an die Ohren, und als sie sich ausgeschrien hatten, befahl er einem Vorarbeiter, die Sache zu berichten. Während das geschah, schaute er mit durchdringendem Blicke in die Runde.

„Ihr wisset es also nicht, wer der Dieb ist?" fragte er.

„Nein! — Ja! — Nein!" riefen sie durcheinander.

„Ich weiß es," sagte Martin.

„Unter uns muß er sein!" schrien sie.

„Er ist unter uns," sagte Martin. „Ich sehe ihn. Mir versteckt sich Keiner. Aber er ist nicht so schlecht, als Ihr glaubt, der Teufel hat ihn gehetzt und schon bereut er den Diebstahl. Ich vergüte ihn einstweilen und nach zwei Tagen bei der Ablöhnung behalte ich bei dem Betreffenden das Geld zurück. Das Weitere werde ich veranlassen und jetzt still davon!"

Die Leute beruhigten sich, schüttelten aber die Köpfe.

Zwei Tage später, als vor dem Blockhause die monatliche Auszahlung stattfand, kamen Alle, nur der Erdgräber Hies kam nicht. Der war verschwunden und hatte seinen Monatslohn, welcher zweimal höher war als der gestohlene Werth, im Stich gelassen.

„Er hat sich selbst gerichtet," sagte Martin.

„Warum hast Du den Gauch nicht festnehmen lassen?" fragte ihn Juliana.

„Weil ich ihn nicht kannte," sagte Martin lächelnd.

„O Schalk!"

„Die List gelingt nicht immer, häufig aber ist des Richters bester Bundesgenosse das Gewissen des Schuldigen.“

„O Schalk!“ wiederholte sie und versetzte ihm mit der Hand ein leichtes Tätschchen an die Wange.

„Wohl gut, daß dieses Pfötchen nicht schwerer beschlagen ist,“ scherzte Martin und streichelte ihre Hand, an deren Mittelfinger ein dünnes Goldreiflein prangte. „Wenn ich ein strenger Bräutigam wäre, müßtest Du mir längst schon gesagt haben, von wem dieser feine Ring stammt.“

„Der ist von meinem seligen Oheim,“ antwortete sie. Da war das Scherzen vorüber.

„Auf meinem letzten Besuche bei ihm war's gewesen,“ sagte sie. „Er nannte mich damals die kleine Bäuerin und steckte mir das Ringlein an den Finger. Wie eine Ahnung war's, daß er mich nicht mehr sehen würde. Ich glaube, er hat mich, das einzige Kind seines Bruders, ein wenig lieb gehabt.“

Martin streichelte immer noch ihre Hand. Endlich that er, wie so nebenbei, die Frage: „Und Du hast ihn wohl auch lieb gehabt?“

„Es thut mir manchmal weh, wenn ich denke, daß er mir eigentlich fremd geblieben ist,“ entgegnete Juliana. „Er war gewiß ein rechtschaffener Mann. Seit ich selbst an seiner Stelle gestanden und Erfahrungen gemacht, habe ich auch die Ueberzeugung, daß seine Absichten mißkannt worden sind.“

Martin hatte ihre Hand losgelassen und sagte nichts mehr.

— — — — — — — — — — — —

Die Arbeiten nahmen ihren regelmäßigen Fortgang und die weißen Holzwände des Wirthschaftsgebäudes mit dem Schindeldache leuchteten im Sonnenschein. Noch prangte auf dem Giebel der mit Bändern geschmückte Fichtenwipfel, als durch den Wald schallend und blökend eine Heerde von weiß geschecken Rindern herangezogen kam. Ein Hirte ging weisend voraus, zwei waren hinterher; sie trugen Sträuße auf den Hüten, knallten mit den Peitschen und ließen manchmal einen Juchschrei los. Martin, der Zerstreuung vonnöthen hatte, obwohl er seit dem Gespräche vom Ring selbst zerstreut war, wurde wieder aufgeräumter, als dieser Zug der Ansiedlung nahte und anhub, dieselbe heiter zu beleben. Er selbst führte die schönen Thiere in den Stall an ihre Barren, ordnete die Pflege und Fütterung an und gab einigen Mädchen Unterweisung in der Milchwirthschaft, die nun beginnen sollte.

So war er beschäftigt, als ein Knecht die Nachricht brachte, daß den Waldweg zwei Reiter herankämen. Martin und Juliana standen auf dem Plan und ergingen sich in Muthmaßungen, wer diese Ankömmlinge seien und was sie etwa hier zu suchen hätten.

„Sie haben Flinten bei sich und sehen wie Jäger aus,“ bemerkte Juliana.

„Dann werden sie zu thun haben im Schatt,“ sagte Martin.

„Mich wunderte es schon, daß Du nicht eine Jagd eingerichtet hast.“

„Der Jäger ist gut, daß er die wilden Thiere ausrotte," sagte Martin. „Im Weiteren bin ich kein Freund von der Jagd. Ausgenommen die Adlerjagd im Hochgebirge, die liebe ich."

Juliana schüttelte sich bei diesem Worte, als habe sie Fieber. „Adlerjagd," sagte sie erregt, „von der mag ich nichts hören."

Mittlerweile waren die Reiter herangetrabt und vor dem Blockhause vom Pferde gestiegen. Als ihnen Martin entgegenkam, begrüßten sie ihn mit Geberden der Ehrfurcht. Den Einen der Ankömmlinge erkannte Martin und er wollte ihn als alten Freund und Genossen traulich begrüßen; allein die beiden Männer bewahrten eine feierliche Miene und der Eine sprach: „Wir bitten um Verzeihung, daß wir unangemeldet erscheinen und den Tag unterbrechen."

Nun stellte sich auch Martin ernsthaft und feierlich und er antwortete: „Wir sind in dieser Einöde nicht gesegnet mit Besuchen und müssen Jedem dankbar sein, der seinen Fuß zu uns lenkt und uns Neues bringt von der Welt herein. Seid willkommen, geehrte Herren!"

„Wir sind in einer wichtigen Sache hier," sagte der Sprecher, „und bitten um eine Unterredung."

Martin behielt ebenfalls, vielleicht aus heimlicher Schalkheit, den steifen Ton bei. Er führte sie in seine Wohnung, ohne sich viel ob der Unordnung zu entschuldigen, die da herrschte. Trotz der Einladung, Platz zu nehmen, blieben die Männer stehen, so that's auch er. Sie fragten, ob sie vor dem Herrn Martin Reichensteiner stünden?

„Der bin ich!" antwortete Martin, sich würdevoll gegen den Jugendgenossen verneigend.

Sie stellten sich vor als Abgeordnete des im Lande neu eingeführten Volkswahlausschusses. Martin drückte seine Befriedigung aus über die Wendung der politischen Dinge.

Der Sprecher sagte: „Herr Reichensteiner! Wem der Dank gebührt, das wisset Ihr am besten. Wir haben den Auftrag, Euch zu fragen, ob Ihr eine Wahl in den gesetzgebenden Körper annehmen wollet?"

Martin war ein wenig überrascht, ließ aber nichts merken. Er antwortete auch nicht.

„Wir unterließen es, Euch etwa durch ein Sendschreiben vorzubereiten," sagte der Abgeordnete, „sondern zogen es vor, Euch persönlich aufzusuchen."

Martin entgegnete: „Es ist mir mehrfach lieb, daß Ihr selbst gekommen seid. So werdet Ihr meine junge Ansiedlung sehen, die erst zum Allernothwendigsten aufzustreben beginnt und die gerade jetzt ihren Leiter am wenigsten entbehren könnte. Ferner ist zu bedenken, daß ich in den letzten Jahren der Politik und der Kenntniß der Landeszustände begreiflicherweise entfremdet worden bin, so daß Ihr an mir gleichsam einen Wilden in den Rath bekommen würdet, dessen Anschauungen sich durch Erfahrung auch in Manchem geändert haben könnten. Ich habe nicht die Absicht, mich den Diensten des Vaterlandes zu entziehen, für diesmal aber bitte ich von der Wahl meiner Person abstehen zu wollen."

Nach einem Weilchen entgegnete der Gesandte: „Auf eine solche Antwort waren wir nicht gefaßt und glauben sie nicht annehmen zu dürfen. Wir haben freilich gehört, daß Ihr daran seid, mitten in den Wäldern eine Landwirthschaft zu gründen, waren jedoch der Meinung, daß Solches nicht aus freier Absicht geschehe. Da der Grund Eurer Verborgenheit aufgehört hat und weil, wie wir feierlich versichern, die gegenwärtige Regierung Eure Rückkehr mit Ungeduld und Freude erwartet, so hegten wir die Zuversicht . . . .“

„Eine öffentliche Stellung zu bekleiden war nie mein Ehrgeiz,“ sagte Martin. „Was ich that, thun mußte, hielt ich damals für eine Bürgerpflicht, die Jeder an meiner Stelle hätte erfüllen müssen. Im Uebrigen haben mich jene Ereignisse weltscheu gemacht; ich floh nicht so sehr vor der Justiz, als vielmehr trieb mich der Hang zum stilleren, weniger verantwortungsschweren Landleben. Mir ist dieser Erdwinkel lieb geworden und ich für meinen Theil würde einen größeren Stolz darein setzen, Landstriche bewohnbar zu machen, als Länder zu regieren. Habe ich erst die Befähigung bewiesen, ein eigenes Haus zu gründen und zu leiten, dann vielleicht wäre die Zeit, zu versuchen, ob diese Kraft auch größeren Aufgaben gewachsen ist.“

So sprach Martin.

„Und mit solcher Antwort sollen wir nach Hause zurückkehren!“ riefen die Abgeordneten.

„Nur die Versicherung nehmet noch mit Euch,“ sagte Martin, „daß durch den Sieg der Volksherrschaft mein heißester

Wunsch erfüllt ist. Ich wünsche der Regierung Klugheit, Opferwilligkeit und Glück. — Und nun, geehrte Herren, lade ich Euch ein zu einem möglichst behaglichen Ausruhen in meinem Hause. Nur wenig vermag ich zu bieten, das Beste ist freilich die herrliche Waldluft und das köstliche Wasser."

Den Gesandten ließ Martin zwei nagelneue Stuben im Wirthschaftsgebäude zur Wohnung anweisen. Bei den Erfrischungen, die ihnen aufgetragen wurden, leistete er ihnen heitere Gesellschaft. Hernach führte er sie in der Ansiedlung und deren Umgebung umher, und die Förmlichkeit, welche, vorhin von der Sache bedingt, zwischen den Männern geherrscht, hatte einer gemüthlichen Vertraulichkeit Platz gemacht.

Als sie oberhalb des Blockhauses über die Matte geschritten waren und sich auf eine Bank niedergelassen hatten, sahen sie Julianen, die am Brunnen stand und einen Blumenstock begoß. Einer der Gäste erkundigte sich so vorsichtig als möglich, wer diese junge Frau sei.

Martin antwortete: „Seid Ihr auch ganz ehrlich?"

Sie blickten verdutzt drein.

„Seid Ihr wirklich so unwissend, als Ihr Euch stellt?"

Jetzt schauten sie sich gegenseitig an und konnten ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Freilich waren sie nicht ganz so unwissend, als zu scheinen sie den Versuch gemacht. Ja, bald stellte es sich heraus, daß sie fast mehr wußten, als ihr Gastherr selbst.

„Es ist märchenhaft, nicht wahr?" sagte Martin.

„Das nenne ich doch einen heldenmüthigen Republikaner,“ versetzte der Gesandten Einer, „die Fürsten, die er vom Throne nicht herabschießt, die heiratet er herab.“

„Nach meiner Meinung,“ sprach der Zweite, welcher der einstige Jugendfreund Martin's war, „nach meiner Meinung müßte sie entschädigt werden. Anstatt Fürstin Frau Präsidentin zu sein wäre auch nicht übel.“

Der Erste sagte nichts mehr, es fiel ihm ein, daß man den Wolf, der zur vorderen Thür hinausgescheucht worden, nicht bei der Hinterpforte wieder hineinlassen solle.

Martin schien dieses Gespräch überhaupt nicht zu behagen, er sagte nur noch: „Sie hat sich menschlich würdevoll erhöht von der Fürstin zum Weibe.“ Damit wollte er abbrechen.

Der Jugendfreund war aber beharrlich in Ausnützung wiedergefundener Kameradschaftlichkeit. Mit sehr höflich gedämpfter Stimme fragte er: „Wie ist sie über jenes Ereigniß Deiner Vergangenheit hinweggekommen?“

Martin wußte im ersten Augenblicke nicht, ob er auf diese Frage antworten sollte; das Bedürfniß, die Last seines Herzens einem fühlenden Menschen mitzutheilen, siegte. „Ich habe es ihr noch nicht gesagt,“ murmelte er.

Die Gesandten sprangen gleichzeitig von ihrem Sitze auf. Ihr Erstaunen war groß, doch sagten sie nichts als: „Das ist kühn.“

„Vielleicht das Gegentheil,“ antwortete Martin.

„Seid Ihr schon getraut?“

„Es steht bevor.“

„Dann wird nichts draus!“ rief der Jugendfreund. „Dann wird nichts draus. Fürstin oder Bäuerin, den Mörder des Oheims heiratet man nicht.“

Martin stand auf und ohne auch nur noch ein Wort zu sagen, schritt er rasch zu den Arbeitern hinab.

Unter den Briefen, welche Juliana aus dem Martinshause abschickte, war endlich auch einer an Maria Baumgartner. Mit der ersten Hinschrift desselben war sie nicht glücklich gewesen, diese war so ledern und seelenlos geworden, daß die Schreiberin das Blatt zerriß. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, der Freundin erst alles mitzutheilen, wenn der Tag der Hochzeit festgesetzt sei. Wenn sie nun aber von ihrem Martin nichts schreiben wollte, alles Andere war ihr gleichgiltig. Sie beschwor die Erinnerung an alte Freundschaft herauf, sie stellte sich das treue Herz dieser Förstersfrau vor, ihre Größe als Gattin und Mutter, ihre Bescheidenheit, ihre Klugheit und Tüchtigkeit — alles, was an ihr liebenswerth, bewundernswerth war — vergebens, es ließ sich keine Begeisterung mehr anzünden, ihr Herz bewohnte der eine Einzige, er hatte die Freundin allmählich zurückgedrängt und endlich sie vor die Thür gesetzt. Dazu kam noch eine Befangenheit bei dem Gedanken, daß Martin der Maria nicht gleichgiltig gewesen war. So wurde der Brief förmlich, höflich, gleichgiltig und Juliana zerriß ihn.

Besser erging es ihr mit der zweiten Hinschrift. Da zwang sie sich nicht mehr, sondern ließ auf ihre Freundin

die ganze Wucht ihrer Liebe los, ihrer Liebe zum Bräutigam, in dem unumwundenen vertraulichen Geständnisse lag auf einmal alle Innigkeit wieder, die sie für die Maria je gefühlt hatte.

Martinshaus.

Liebste Maria!

Du magst von mir denken was Du willst, magst mich saumselig, unartig, selbstsüchtig, treuvergessen schelten — ich falle Dir doch an den Hals und weine. Weine vor lauter Glück. Ich bin nicht mehr Fürstin, ich bin nichts als Braut. Du mußt es ja im vorigen Jahre schon geahnt haben, jetzt leugne und verhülle ich es nicht mehr, jetzt rufe ich es Dir und der ganzen Welt zu: Er ist mein! Ich habe viel gelitten, viel gestritten, bis ich's eingesehen, wohin ich gehöre. Ich war abgewichen von meinen angeborenen Neigungen und Talenten, so hatte ich meinen Beruf verfehlt. Daß ich Gutes gewollt, ist mein Stolz, daß ich abgedankt, ist mein Verdienst. Du hast ja selbst einmal gesagt, was ich soll und was mir fehlt, und Du hast es getroffen. Nun wirst Du mir doch nicht mehr zürnen, daß ich damals so rasend und so tief in die Wildniß laufen mußte. O glaube an die magische Kraft der Liebe! Hat sie doch selbst auf Dich wirken wollen, trotzdem Du stark und gepanzert bist mit Mann und Kind. Ich bin ihr verfallen und gehe unter in ihren Wonnen. Alles sonst ist mir gleichgiltig geworden auf der Welt, selbst Du warst vergessen; das sei Dir ein Beispiel, wie

groß seine Gewalt ist. Schon im vorigen Sommer war's, aber er stieß sich an dem Standesunterschiede. Ich wußte, was zu thun war, um seiner würdig zu werden, und that's. Nun bin ich im Schatt und kann nicht mehr fort und höre Dein Bedenken. Denn sein Weib bin ich noch nicht. Aber ich schwöre es Dir, er ehrt mich groß. Mein Gesetz ist das Gewissen, nach Sitten frage ich nicht mehr. Einst durfte ich nicht leben nach gesellschaftlicher Norm, jetzt will ich es nicht. Keinen einzigen Tag will ich von meiner Seligkeit verlieren; der Baum wächst fast in den Himmel. Und doch voller Pein, weil der Wipfel noch nicht erklommen ist. Wenn Du mir das glauben kannst, Freundin, so mußt Du jetzt mich bewundern, wie ich einst Dich bewundert habe.

Die Hochzeit ist nicht mehr fern. Ich müßte jetzt in Edenstein sein und alles anordnen, und kann nicht fort und kann nicht fort von ihm. Willst Du mir die Liebe thun und statt meiner in Edenstein die Hochzeit vorbereiten nach der Religion, so ist es gut; geschieht es nicht, so ist es auch gut. Mir ist alles recht, mein Leben ist er allein. Leider muß ich ihn selbst hier missen die allerlängste Zeit. Er ist Waldroder, Baumeister, Bauer; es ist wunderbar, wie sein Wille hier ein großes Gehöft, fast ein Dorf aus der Erde ruft. Wenn ich ihn oft auch nur aus der Ferne sehe, so ist mir schon wohl. O Freundin, das ist ein Mann! So hoch steht er, daß ich mich vor ihm fühle wie eine Magd. Sein Herz ist hart wie Stahl und lauter wie

Gold. Einige Zeit hielt ich ihn für ganz vollkommen, das ängstigte mich. Seit ich darauf gekommen, daß er ein wenig Sünder war, weiß ich meiner Glut für ihn kein Ende. In zehn Tagen sind wir getraut; bete für mich, meine theure Maria, daß ich nicht wahnsinnig werde. Ich will mich dann bestreben, ein kluges, sorgendes Weib zu werden, wie Du es bist. Wir werden im Schatt wohnen oder auf Edenstein, mir ist das Eins. Nur bei ihm, in allem Glück und Leid bei ihm. Wenn er mich liebt, dann ist es für mich unmöglich, elend zu werden auf dieser Welt.

Deine glückselige

Juliana.

Der Tag der Traunng war bestimmt; diese sollte in der Schloßcapelle zu Edenstein stattfinden.

Die Arbeiten am Martinshause nahmen ihren gewohnten Fortgang, nur daß Martin seltener bei denselben zu sehen war. Er saß nun häufiger mit seiner Braut auf der Lärchenbank beisammen, oder ging mit ihr auf stillen Waldwegen. Juliana war nun voll der sanften Ruhe, die in einem glücklichen Herzen ist. Seit er ihr jene Liebesgeschichte mitgetheilt, war auch ihre Bangigkeit vor einem Geheimnisse seines Wesens verschwunden. Sie sprachen von der Zukunft. Aber auch die Vergangenheit wollte sich nicht ganz vergessen lassen.

Eines Tages fragte Martin die Braut, was — wenn sie noch Regentin wäre — sie an ihrem Hochzeitsfeste thun würde?

„Dich lieben," war ihre Antwort.

„Wäre das alles?“ fragte er. „Nein, Juliana, Deines Volkes würdest Du nicht vergessen.“

„Ich würde die herzoglichen Schatzkammern öffnen für die Armen und Hungernden.“

„Du würdest mehr thun,“ sagte Martin.

„Ich würde alle Soldaten auf Urlaub schicken, heim zu ihren Frauen und Bräuten.“

„Du würdest noch mehr thun,“ sagte Martin.

„Ich würde alle dürftigen Liebespaare ausstatten, daß sie sich ehelichen könnten,“ antwortete Juliana.

„Das würde Deinem Herzen immer noch nicht genügen,“ sagte Martin.

„Mein Gott!“ rief sie, „ich würde die Gefängnisse öffnen lassen, die Ketten der Verbrecher zerschlagen. Ich würde den Räubern, Brandstiftern und Mördern verzeihen.“

„Würdest Du das?“ fragte Martin mit Spannung. „Würdest Du sie begnadigen?“

„Ja.“

„Alle? Alle ohne Ausnahme?“

„Das,“ antwortete Juliana mit Bedenken, „das wäre vielleicht ein Frevel an dem Volke. Was die Ordnung der Gesellschaft stört, würdest Du auch das begnadigen?“

„Revolutionäre!“ sprach Martin mit Beklommenheit, „es sind vielleicht edle Menschen, die ihr Volk über alles lieben, und stören doch die Ordnung.“

„Ich würde sie begnadigen,“ sagte Juliana mit Entschiedenheit.

„Fürstenmörder!“

„Martin,“ sagte sie, sich an seinen Arm schmiegend. „Wozu so grauenhafte Gespräche? Uns geht das nichts mehr an.“

„Würdest Du im Glücke der Liebe — den Mörder Deines Oheims begnadigen?“ fragte Martin.

Sie blieb stehen und blickte ihm betroffen ins Gesicht.

„Warum erinnerst Du mich an solche Dinge?“ sprach sie vorwurfsvollen Tones. „Wie viele Qualen hat mir das bereitet! Der Meuchelmörder! Der Urheber meines Justizmordes! — Ich hasse ihn!“ Rasch und wild waren die Worte hervorgestoßen.

Martin sagte nichts mehr, sondern schritt in sich verloren an ihrer Seite voran.

Am nächsten Tage ging er allein. Er war in schweren Gedanken. — Auf der Welt ist es so eingerichtet, daß nur die sittlich starken Menschen wahrhaft glücklich sein können. Wer sich gegen die Natur versündigt, den straft sie mit Krankheit. Wer sich gegen die Mitmenschen versündigt, dem wird durch Gesetz und Sitte das Leben vergällt. Wer sich gegen sich selbst versündigt, indem er seiner besseren Einsicht zuwiderhandelt, die Vernunft mißachtet, der Leidenschaft folgt, der muß mit sich selbst zerfallen. Daß es im Allgemeinen schlechten Menschen besser ergehe als guten, ist ein Märchen. Von hundert Schurken gehen wohl fünfzig zugrunde, und was die übrigen, die etwa in äußerem, beneidetem Wohlleben schwelgen, im Inneren für Teufel beherbergen müssen, das verlange Keiner zu erfahren!

Martin hatte Grund, solche Gedanken zu hegen. Im Walde war es stürmisch. Die Aeste rauschten, die Wipfel strebten vom Stamme los; am Himmel flogen lichte Wolkenfetzen hin und über das Waldland glitten fast heftig ihre Schatten. Ahornblätter, die nächtlicher Reif gelockert hatte, flogen von ihren Zweigen und gepeitscht zwischen den Bäumen herum, bis sie matt zu Boden sanken. Das Gekräute des Erdbodens bewegte sich nicht. Martin hörte wohl das Rauschen über seinem Haupte, fühlte aber kein kühlendes Fächeln an seiner heißen Stirn. Die Unruhe in seinem Herzen war schlimmer, als die über seinem Scheitel. — Der Tag ist gekommen. Soll er es ihr gestehen? Soll er es verschweigen? Gesteht er es, was kann geschehen? Kann ihr jetzt in Liebe und Verehrung für ihn so scharf gespanntes Gemüth nicht brechen? Kann das Entsetzen nicht Haß und Stolz aufwecken? Jetzt lebt sie nur in Liebe, weiß nichts als Liebe, aber Frauennaturen sind unberechenbar. Nur vernünftig braucht sie zu sein, und er ist gerichtet. Und er hat das Weib verloren, das alleinzige, welches für ihn diese Erde trägt. — Nein, das Geständniß führt im besten Falle zu nichts Gutem und kann zwei Menschen in die Hölle stürzen. — Wenn er es nun aber verschweigt? Was sagt das Gewissen? Betrügerisch schleicht sich der Verbrecher in ihr ahnungsloses Herz! Was sagt die Ehre des Mannes dazu? — Ihr Wesen ist voller Liebe, nur Einen haßt sie, nur Einen! — Soll er ihr den Geliebten entreißen und den Verhaßten geben? Wer hat das Herz dazu? — Vielleicht ist ihr Opfermuth für ihn groß

genug, um zu verzeihen? Denn wie heiß sie ihm ergeben ist, das hatte sie bei jenem Zwischenfall gezeigt, als sie mit dem armen Arbeiterweibe um den Bräutigam ringen wollte. — Vielleicht? Auch in diesem Falle ist das Glück verspielt. O, wie ist dieses Geheimniß ein anderes als jenes vom See! Und wie schwer wollte sich jenes schon folgern! — War es denn keine selbstlose Heldenthat, daß sie sich so furchtbar rächen muß? War es denn keine That im Dienste der hohen Idee des Vaterlandes, der zu allen Zeiten die besten Männer sich geopfert haben? Geopfert! Geopfert! Ja, in diesem Worte liegt die Bezeichnung meiner Zukunft! rief es in seiner Seele. Das Volk freut sich heute an den Folgen jenes Tages, und auf mir soll die Wucht des Verbrechens lasten? — Straffrei gehe ich hin, ehren wollen mich meine Mitbürger, und die wüthende Pein reißt mir Keiner aus der Brust. Müßte ich die That auf dem Schaffot sühnen, so sähe Jeder die Größe meines Opfers. Heute sieht sie Keiner. Ich allein mit mir. Wie versöhne ich Dich, verfluchtes Schicksal! — Martin! Der Starke versöhnt die Götter durch die That. Das Geständniß! Größer, als der Muth zum Verbrechen, ist der Muth, es zu bekennen. Damals der Einsatz eines Lebens, das für den geknechteten Staatsbürger keinen Werth hatte, heute der Einsatz zweifacher Glückseligkeit. Wer hat den Muth, dieses Pfand zu wagen? — Der Mann!

Der Mann!

Martin kehrte um gegen das Martinshaus. Seines Entschlusses glaubte er nun sicher zu sein. Vor dem Blockhause

im milden Sonnenschein saß Juliana und heftete auf ein weißes Kleid Myrten. Dabei sang sie leise und lieblich ein Lied:

„O schönster Schatz auf Erden,
Ich lieb' Dich ganz allein;
Schon bald sollst mein Du werden,
Mein Eigen sollst Du sein.

Giebst Du mir Wein zu trinken,
So thu ich Dir Bescheid;
Thust Du mir heimlich winken,
So ist mein Herz erfreut.

Ich geh nicht aus den Stegen,
Ich geh nicht vor die Stadt,
Bis ich mein' Schatz gesehen
Und ihn geküsset hab."

Martin, von ihr nicht wahrgenommen, war hinter ihr stehen geblieben. — Soll er nun dieses süße, selige, ahnungslose, bräutliche Leben zerstören? Nein! Er wendete sich, schlich unbemerkt der Wand des Hauses entlang — und hat ihr nichts gesagt.

* * *

Und als all das geschehen war im Schatt, ließ Martin eines Tages in das Horn blasen, durch welches er den Leuten seines Anwesens die Mahlzeiten oder den Schluß des Tagwerkes anzuzeigen pflegte. Da stiegen die Zimmerleute von ihren Wänden, die Erdarbeiter aus ihren Gräben, es kamen die Mähder von den Wiesen, die Hirten von der Weide und die Holzer aus dem Walde.

Es war heute nicht Essenszeit und es war nicht Abend, daher wußten sie nicht, was der helle Schall des Hornes zu bedeuten habe. Und als sie versammelt waren vor dem Hause auf der grünen Matte, trat Martin unter sie und an seinem rechten Arme führte er Juliana. Er stellte ihnen die künftige Hausfrau vor, worauf sich ein vielfacher Jubelruf erhob. Hernach theilte ihnen Martin mit, daß er mit seiner Gesponsin auf einige Tage nach Edenstein im Timerthal reise, um dort mit ihr den kirchlichen Bund zu schließen, und ermahnte sie, während dieser Zeit in Fried und Frohsinn am Martinshause das Fest zu begehen, das er ihnen veranstaltet habe.

Nun sahen sie schon die Lastthiere, die mit allerlei Gottesgaben bepackt angekommen waren, und als der spähende Hieronymus auch wohlbeschlagene Fässer wahrnahm, machte er einen Juchschrei und einen Purzelbaum dazu, daß sein Weib, die Stanzi, vor Schreck und Aerger schier vergehen wollte.

Für die Zimmerleute begann alsogleich eine neue Thätigkeit. Vor dem Wirthschaftsgebäude auf dem ebenen Platz legten sie einen großen viereckigen Bretterboden und hobelten ihn glatt. Dann richteten sie an den vier Enden hohe Stangen auf, die mit Reisigwindungen geziert worden waren, dann schlugen sie daneben einen erhöhten Tisch auf und dann wurde ausgerufen, daß, wenn Musikanten da wären, sich dieselben zu melden hätten. Ein krummer Holzhauer erschien, der sagte, daß er bei den Soldaten gewesen sei und dort das Trommeln gelernt habe. Ein Anderer zeigte sich als

Dudelsackbläser ohne Dudelsack. Dafür bekannte der Medart, daß er „Maultrommeln" spiele, und hub zur Probe mit dem kleinen Instrumentchen alsogleich an zu summen. Mehrere zogen Mundharmoniken aus dem Sack, der Oberknecht kam mit einer Zither. So war in kurzer Zeit der Tanzboden her- und eingerichtet und während nebenhin Tische und Bänke aufgeschlagen wurden, begann — damit ja nichts versäumt werde — das jüngere Volk sich paarweise zu üben, und sie fühlten in allen Gliedern die Freude, die da niedersank aus Gottes freiem Himmel.

Mittlerweile hatten Martin und Juliana Pferde bestiegen, um mit einem kleinen Gefolge abzureisen.

Da war es, daß die Stanzi ihren Hieronymus beim Rockzipfel festhielt, daß er ihr aber loskam und mit schreckbar würdevoller Geberde vor die Pferde des Brautpaares trat. Er hatte nämlich eine alte Hochzeitsrede im Kopf und die wollte er jetzt vorbringen. Er sprach laut im Predigerton und ganz unerhört hochdeutsch. Doch während der Rede stellte es sich heraus, daß sie nicht für die Zeit vor der Trauung, sondern für jene nach derselben passe und hier auch wieder nur einer kernfesten Bauernhochzeit angemessen war. Der Redner wollte das ausglätten, gerieth aber in einen so verhängniß-vollen Wirrwar von Brautstecken, Bidelmann, Speisemeister, Glück und Segen, Wiegen, Hochzeitsbuschen und kleinen Kindern, daß ihm angst und bang wurde. Noch rechtzeitig brüllten die Umstehenden ein dreifaches Hoch, bis die Reisenden nach allen Seiten grüßend davonritten.

„Ich sag's ja," murmelte der Hieronymus, und trocknete sich am Gesicht den Schweiß, „wenn der Mensch nit immer einmal einen Tropfen Wein hat, so wird er ganz dumm."

„Na, so komm halt im Gottesnamen, Alter, und trink!" sagte die Stanzi und führte ihn zu den Tischen.

„Guet ischt's!" knurrte der Tiroler und setzte sich auch hinzu. —

Was war das für Julianen ein anderes Reisen durch den Schàtt, als jenes vor einem Jahre! Auch heute dräute die Wildniß in ihren rauhen Gestalten, aber Pfade waren nun angelegt und statt der planlosen Führer ritt ihr zur linken Seite sicher und ernst der Bräutigam.

Er war ernster als je. Sie fühlte sich unsäglich froh und ihr Gesicht war weiß wie eine Lilie.

So erreichten sie nach langem Ritte Schloß Edenstein, welches geschmückt war mit Fahnen und Ehrenbögen, als ziehe wieder die Fürstin ein. Der alte Thorwart Fritz hatte sogar die zwei auf Edenstein vorräthigen Kanonen laden lassen, um sie während der Trauungsfeierlichkeit loszubrennen. Eine Burg, auf welcher gar nichts mehr knallte, als die Peitsche des Ochsenführers, war denn doch zu langweilig. Nun hoffte er auf den neuen Schloßherrn; der soll ein ganzer Mann sein, so wird man doch wohl wieder einmal Pulver zu riechen bekommen.

* * *

Endlich war der Tag der Hochzeit gekommen. Es war ein lauer, windstiller Herbstmorgen, die aufgehende Sonne

hatte einen wässerigen Schein, der nicht wie Gold, sondern wie Schnee lag auf den Mauern des Schlosses.

Juliana war früh aufgestanden und ging allein durch den alten Schloßgarten. Sie gewahrte es nicht, wie still und herbstlich es ringsum war, denn in ihr prangte Frühling voll Rosenleuchten und Vogelsang. Sie erschrak fast, als sie plötzlich vor dem Grabe des alten Abraham stand. Es war verwahrlost und statt Blumen lagen gelbe Ulmenblätter darauf.

„Wie konnte ich Deiner vergessen, treuer Lehrer," so sprach sie aufs Grab hin, „hast doch Du mir den Weg gewiesen zu diesem Glücke! — Siehe, das theile ich heute mit Dir." Den Myrtenstrauß, den sie am Busen trug, zweigte sie auseinander und legte ein Stämmlein desselben auf den Rasen hin.

Sie war lange im Wildgarten, sie wandelte alle Wege wieder, an die sich Erinnerungen aus der Kindheit knüpften; sie war weichgestimmt, sie mußte weinen, und keine größere Süßigkeit hatte sie noch erfahren, als dieses Weinen. Als sie an der Morgenseite des Schlosses hinschritt, wo auf felsigem Grunde ein wildes Gehäge wuchs, auf welchem noch verspätete Rosenknospen waren, begegnete sie der Maria. Die Förstersfrau war daheim schon um Mitternacht aufgestanden, um sich hochzeitlich zu machen und den weiten Weg ins Timerthal zu gehen. Sie hatte heute ein bauschiges Kleid von schwarzem Taffet an und ein purpurrothes, seidenes Busentuch darüber, das wie ein großes, brennendes Herz leuchtete

auf ihrer Brust. Auch sie wußte ihrer Freude über diesen Hochzeitstag kein Ende, suchte sich dieselbe aber fortwährend auszureden, weil es ihr zu Sinn kam, ein so großer Jubel auf dieser Welt könne den lieben Gott verdrießen. Sie wollte ihm dankbar sein in Demuth.

Juliana, die Braut, sprang ihr jauchzend, schluchzend an die Brust und konnte nichts hervorbringen als: „Ist das himmlisch! Ist das himmlisch!"

Die Maria vermochte ihr Erstaunen kaum zu verbergen. Es war etwas Fremdes in dieser Juliana, etwas Unirdisches, Unheimliches. Und blaß war sie, kein rother Hauch an den Lippen, nur an den Wangen zuckte manchmal ein rosiger Schatten und in den großen Augen eitel Glut. — Was aus manchem Menschen die Liebe macht!

Im Schloßhofe erklang Musik, die Räume und Plätze belebten sich mit Menschen. Alles festlich geschmückt, alles froh gestimmt. Juliana, in Wonne versunken, mußte erinnert werden, daß es Zeit sei, das Hochzeitskleid anzulegen. Sie stieg hinauf in das zweite Stockwerk, wo ihre Gemächer waren, und ließ sich schmücken. Als man ihr den Myrtenkranz ins Haar flocht, fragte sie nach Martin. In der Schloßcapelle läutete schon das Glöcklein. Juliana ließ die Frauen aus dem Gemach treten, sie wollte noch einen Augenblick allein sein, um den Himmel anzuflehen um Fassung und Kraft, das Glück ertragen zu können. Sie blickte hinaus zum offenen Fenster in die ernststille Natur. Ihre Erregung ging in ein ruhigeres Träumen über.

Jetzt trat Martin ein, in schlichtem, würdevollem Hochzeitsgewande. Auch er war anders als sonst. Leise trat er an sie hin und legte seine Hand auf ihre Achsel. Sie wendete sich zu ihm und ihr feuchter Blick war voller Innigkeit.

„Juliana," sagte er, „am Altare brennen schon die Kerzen."

Sie schmiegte sich sanft an seine hohe Gestalt.

Martin that einen hörbaren Athmenzug. Dann sprach er: „Ich wollte Dir nur noch etwas sagen, Juliana."

Sie schaute ihn immer an.

„Ich hätte es auch früher thun können .... Nun, da es erst heute geschieht, wird es zu einer Morgengabe, die nur an ein heldenmüthiges Herz .... an ein großes Herz ...."

„Mache mir nicht bange, Martin!"

„Vielleicht," fuhr er fort, „thut es Dir sehr weh. Vielleicht auch thut es Dir wohl, das zu wissen. — Es handelt sich um Hugo Stolland."

„Den Leibjäger meines seligen Oheims?" unterbrach sie ihn hastig.

„Vielleicht freut es Dich zu hören, daß kein Justizmord an ihm begangen worden ist. Er war nicht ganz so unschuldig, als man glauben gemacht hat."

„Wie ist das? Wie ist das?" fragte sie erregt.

Martin setzte sich an einen Tisch, denn seine Beine zitterten. Juliana ließ sich fast willenlos ihm gegenüber in einen Sessel nieder.

„Stolland," sagte Martin.

„Was ist es, was hat er gethan?“ rief sie.

„Wenn der Fürst eine Jagd hielt, so pflegte man vorher Zeit und Ort zu verschweigen,“ fuhr Martin fort. „Oder auch falsch anzugeben. So hieß es an jenem Tage, die Adlerjagd werde am Schildstein abgehalten. Da war Einer, der plauderte. Den ganzen Jagdplan verrieth er und gab die Fußsteige an. Das war Hugo Stolland. Ohne diesen Verrath wäre es nicht geschehen, wenigstens nicht an jenem Tage.“

„Wie weißt Du das?“ fragte Juliana.

Diese Frage beachtete er nicht, sondern fuhr fort: „Im geheimen Rathe der Volkspartei war es beschlossen worden, den Herzog zu tödten. Das Los war auf einen unerfahrenen, jungen Menschen gefallen. Der kannte den Fürsten nicht persönlich und konnte ihn auch nicht persönlich hassen. Er dachte nur ans Vaterland. Lange suchte er nach Gelegenheit, sein Werk zu vollführen, und immer wieder wich er ihr aus. — An jenem Tage streicht er, von Stolland angewiesen, als Jäger verkleidet im Hochgebirge um, wo der Herzog jagt. Am steilen Hange der Weißhornwand begegnen sie sich. Der Fürst ist allein und das Gewehr auf dem Rücken sucht er mit dem Alpstock vorsichtig über die gefährliche Stelle zu kommen. Ihn in dieser hilflosen Lage zu tödten verschmäht der Andere, er weicht zurück hinter den Hang und erst wie der Herzog wieder festen Boden unter den Füßen hat, ruft er ihm auf etwa dreißig Schritte zu: Wehr' Dich! Einer von uns Beiden muß hier sterben! Einen Augenblick steht er starr, dann sagt er: Ah, bist Du Einer von diesen Hunden? —

Mann gegen Mann! ruft der Andere, Du weißt, warum. Der Herzog reißt sein Gewehr von der Achsel, im nächsten Augenblick knallt es, seine Kugel streift den Anderen an der linken Schulter; ein zweiter Schuß streckt den Herzog zu Boden ...."

Juliana verhüllte ihr Antlitz. Plötzlich stand sie auf und sagte: „Martin, Du weißt, wer es gethan hat!"

Martin riß seinen Rock auf, und das Hemd, und deutete auf eine Narbe seiner linken Schulter.

„Jesus Maria!" schrie Juliana schrill, als wäre sie getroffen; mit beiden Händen zuckte sie gegen das Herz, dann sank sie langsam um.

Er fing sie auf, schwer glitt sie an seinem Körper zu Boden.

Zum Fenster herein wehte der helle Klang des Glöckleins, das zum Traualtare rief.

Martin hatte mit dem Wasser einer Blumenvase Julianens marmorweiße Stirn begossen, da athmete sie endlich wieder und kam zu sich. Sie fand sich zu Füßen Martin's und schaute zu ihm auf mit einem Blick voll unendlicher Liebe und unendlicher Traurigkeit. — Sie tastete nach seiner Hand, zog sie zu sich nieder, küßte sie und benetzte sie mit Thränen. „Armer, armer Mann!" hauchte sie, „so schön! so gut! so groß! Und so glücklos sein müssen! so einsam, einsam!" An seinem Arm rankte sie sich jetzt empor: „Ich muß Dich küssen, mein Martin! Ich vergehe ...."

Er hob sie auf, mahnte sie, sich zu fassen und mit ihm in die Capelle zu gehen.

„In die Capelle?“ fragte sie mit ganz veränderter Stimme, „in die Capelle mußt Du allein gehen, mein Knabe, mußt die Kerzen auslöschen. — Wie? Das weißt Du nicht? Martin, sei doch klug. Ich kann Dich ja nicht heiraten, Du hast meinen Oheim umgebracht.“

„Laß das jetzt!“ sagte Martin fast herbe. „Komm!“

„Wenn Du — befiehlst!“ sprach sie leise, „so muß ich wohl.“ Und wankte an seiner Seite, von ihm geführt und gestützt, aus dem Gemach.

Als sie durch den langen Vorsaal schritten, blieb Juliana an einem Fenster stehen und schaute hinab in das wilde Gehege. „Martin,“ sagte sie lebhaft, „siehst Du dort auf dem Strauch die Rosen? Ich bitte Dich, hole mir eine herauf.“

„Aber Liebste!“ flüsterte er, „jetzt ist keine Zeit mehr, sie warten.“

„Ich will in meinem Haar eine rothe Rose haben,“ sprach sie mit Entschiedenheit. „Und just von Dir. Martin, diesen Gefallen mußt Du mir thun. Unten an der Treppe links durch die kleine Pforte. Aber schnell. Ich bitte!“ Sie faltete vor ihm die Hände. Er besann sich nicht lange, eilte hinab. Rascher noch, als seine Füße über die Treppen sprangen, jagten sich seine Gedanken. Er hatte nun alles vollbracht, was in seiner Macht stand, mit Selbstverleugnung, mit strenger Gewissenhaftigkeit. Nun war es abgethan und er war entschlossen, jeder übermäßigen Weichmuth zu trotzen, alle weitere Selbstqual bei ihm und bei ihr zu unterdrücken und das haltlose Weibesgemüth mit männlichem Ernste zu leiten.

Als Martin hinabkam zu den Rosen, war sie schon unten. Im grünen Gehege auf steinigem Boden lag sie, das Haupt überströmt, das weiße Hochzeitskleid bespritzt mit Blut. Noch richtete sie sich ein wenig zu ihm auf: „Verzeihe! Ich wollte Dich bei mir haben — beim Sterben ....“

Das Wort war nur mehr ein Hauch. Und dann war dieses hochgemuthe, liebesinnige Leben verloschen.

— — — — — — — — — — — —

An einem der nächsten Tage sah man den Martin Reichensteiner durch das langgestreckte Scharnthal schreiten. Er war aufrecht wie ein Pfahl und noch schlanker wie sonst. Das Hochzeitsgewand hing schlapp an seinem Körper, Haar und Bart wirr, das Gesicht fahl wie Lehm. Er wich den Hütten aus und strebte dem großen Walde zu.

Diesem Tage folgten weitere Tage, die Zeit verging, wie sie vergangen war, heute vergeht und immer vergehen wird. Jene Leute, welche in den Schatt gegangen waren, um dort die Ansiedlung roden zu helfen, kamen nach und nach Alle zurück. Im Schatt war es wieder einsam und still geworden. Martin war verschollen; Niemand hat ihn mehr gesehen. — Wer seinen Namen sucht: in der Geschichte des Fürstenthums wird er ihn finden. Ob unter den Patrioten, ob in den Reihen der Missethäter, das richten die Zeiten.



